Biogr. C. 438 e/1
Fiche

<36610514600019

<36610514600019

Bayer. Staatsbibliothek

Biogr. C. 438e (1

Joannis
przeszyty ensyzky

E 1795/1
2
Biogr. C. 438e (1

J. Gerstner sc.

Ludwigs XVI. Abschied von seiner Familie.

# Charakteristische Lebensgemälde

unserer

denkwürdigsten und berüchtigtesten

# Zeitgenossen.

Herausgegeben

von

Julius Gustav Meißner.

Wien, 1799.

Im Verlage bey Anton Doll.

Meißner Lebens- gemälde

12 Ta 170/323 1

BG mit Schild

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Vorrede.

Unser Jahrhundert — gewiß das denkwürdigste in der Weltgeschichte — steht am Ziele seiner Laufbahn; nur noch wenige Schritte, und es sinkt in die Vergangenheit zurück. Kriegerisch war der Anfang, kriegerisch der Fortgang, kriegerisch ist der Ausgang desselben. Es hat Helden hervorgebracht, die ihr Denkmahl hoch an die Wolken bauten. Viele nennt schon jetzt die Unsterblichkeit, mehrere wird die Nachwelt bewundern. Ein Rückblick auf die blutigen Völkerkämpfe dieses Jahrhunderts — und welch ein Schauplatz der menschlichen Größe und des Heldenmuths öffnet sich dem Forscherauge!

Aber nicht bloß auf dem Schlachtfelde sind erstaunliche Thaten in diesem Jahrhundert gethan worden, auch am Staats-

ruder hat sich die menschliche Kraft in dem stärksten und feurigsten Spiele gezeigt. Neue Reiche sind entstanden, alte verschwunden, und kleine kaum bemerkte Staaten zu einer Größe empor gestiegen, die ihnen den ersten Rang unter den europäischen Mächten sichert. Alles dieß, und noch mehr als dieß, war das Werk großer Staatsmänner.

Und welche Zeitperiode in den Annalen der Existenz des menschlichen Geschlechts hat noch so einen Schatz von wichtigen und gemeinnützigen Wahrheiten besessen, als das achtzehnte Jahrhundert? und in welchem Zeitalter waren diese Wahrheiten wohl so ausgebreitet, als in dem unsrigen? — Unstreitig hat der menschliche Geist während dieses Jahrhunderts in allen Zweigen der Wissenschaften die bewunderswürdigsten Fortschritte gemacht. Unsere Seele ist zu tiefern Einsichten in die Werkstätte der Natur erhoben, sie ist mit den Elementen, in welchen wir leben und weben, bekannter geworden. Am Himmel, in der Luft, auf der Erde und im Meere haben unsere Zeitgenossen Entdeckungen gemacht. —

Das größte Schauspiel aber, das noch die Geschichte kennt, ward erst dem Aus-

gange des achtzehnten Jahrhunderts vorbehalten. Wir alle sind ja Zuschauer der großen, beyspiellosen Auftritte unserer Tage! Wer hat daher nicht schon lange gewünscht, mit den Schauspielern dieses großen Akts näher bekannt zu werden? Und wirklich, sollte das Leben und die Charakter-Schilderung unserer denkwürdigsten Zeitgenossen nicht mehr Reiz für den denkenden und gefühlvollen Menschen haben? ihm nicht einen größern Nutzen gewähren, als die hirnlosen Dichtungen der gegenwärtigen so verderblichen Mode-Lektüre, der unseligen Geister-Romane? —

Wir glauben daher mit Recht auf den Dank des Publikums rechnen zu dürfen, daß wir uns der eben so kostspieligen als mühsamen Arbeit unterzogen haben, die einzelnen, zerstreuten Züge aus dem Leben unserer denkwürdigsten Zeitgenossen zu sammeln, und sie in ein Ganzes, in ein charakteristisches Lebens-Gemälde zu bringen. Der forschende Beobachter sowohl, als der bloß neugierige Zeitungsleser wird hier seine Rechnung finden. Er wird das erhabenste, göttlichste Schauspiel sehen, wo ein Edler mit seinem unglücklichen Schicksale ringt, er wird auf dem Schlachtfelde, er wird im Kabinet

die Größe des menschlichen Geistes bewundern, er wird in allen Verhältnissen des menschlichen Lebens seine Zeitgenossen handeln sehen! — Von dem Benfalle, den das Publikum unserer Arbeit schenkt, wird es abhangen, ob wir unsere Bemühung fortsetzen, oder sogleich wieder von der Bühne abtreten.

Der Herausgeber.

# Ludwig der XVI.

Das traurige Loos dieses besten und unglücklichsten aller Könige, den die höllische Kabale der Jakobiner erst seiner Macht beraubte, dann vom Throne stürzte, und endlich auf das Schaffot brachte, ist noch in einem zu neuen Andenken, als daß wir nicht unsere biographische Gemähldesammlung mit dem Leben dieses königlichen Märtyrers eröffnen sollten.

Ludwig August, nachmahliger Ludwig der Sechszehnte, König von Frankreich, wurde am 23. August 1754 geboren. Daß der, wegen der berüchtigten Bluthochzeit, von den Franzosen verabscheuete Bartholomäustag, zufälliger Weise der Geburtstag dieses Prinzen wurde, war für abergläubige Personen schon eine schlimme Vorbedeutung.

Ludwigs Mutter, die Prinzessinn Maria Josepha, war eine Tochter des Königs von

A

Pohlen und Churfürsten von Sachsen, Augusts des Dritten. Sein Vater war der, wegen seines Verstandes und wegen seiner Tugenden so berühmte, große Dauphin, ein Sohn Ludwig des Fünfzehnten, Königs von Frankreich und Navarra.

Da der Vater des Herzogs von Berry — diesen Namen erhielt Ludwig der Sechszehnte bey seiner Geburt — schon in der Blüthe seiner Jahre an einer auszehrenden Krankheit starb, von ganz Frankreich betrauert und beweint: so wurde die Erziehung des Herzogs dem Duc de la Vauguyon anvertraut. Schon frühe bemerkte man bey dem jungen Herzoge von Berry Spuren eines richtigen Verstandes und eines wohlwollenden Herzens. Er sagte eines Tages zu seinem Vater, der ihn fragte, wie er seine Zeit anwende: Keine Zeit verstreicht mir schneller, als die, welche ich auf das Studieren verwende. —

Nach dem Tode seines Vaters, des großen Dauphin, welcher im Jahr 1765 erfolgte, wurde der Herzog von Berry zum Dauphin, oder zum Kronprinzen von Frankreich ernannt. Der junge Dauphin schien die Tugenden seines so allgemein geliebten Vaters geerbt zu haben. Einst befand er sich nebst seinen Brüdern auf der Parforce-

jagd. Die drey Prinzen, welche in einem Wagen fuhren, hörten in der Ferne die Waldhörner, den Fang des Hirschen, blasen. Sie trieben daher den Kutscher an, so schnell als möglich fort zu eilen. Der Kutscher, um den Weg abzukürzen, fuhr in ein Kornfeld hinein. Kaum bemerkte dieß der Dauphin, so ließ er den Kutscher anhalten, und befahl ihm einen andern Weg zu nehmen: denn — sprach er — dieses Korn gehört nicht uns, und darum dürfen wir auch keinen Schaden daran thun.

Um selbst den letzten Funken der Gehässigkeit zwischen dem kaiserlichen und französischen Hofe zu verlöschen, stiftete im Jahre 1770 der damahlige Minister, Herzog von Choiseul, die Verbindung zwischen dem Dauphin und der Erzherzoginn von Österreich, Marie Antonie. Die Prinzessinn kam, unter den Freudensbezeugungen von ganz Deutschland und Frankreich, nach Versailles. Der Herzog von Choiseul erwartete sie zu Compiegne an der Grenze, und Ludwig der Fünfzehnte mit der königlichen Familie und dem Dauphin auf dem Schlosse la Muette, wo sie zu Nachts speiseten. Nach dem Nachtessen fuhren der König, der Dauphin, und die königliche Familie nach Versailles zurück; die Dauphine mußte aber allein zu

la Muette bleiben, weil ihr die Gesetze der Kirche nicht erlaubten, mit ihrem künftigen Gemahl unter einem Dache zu wohnen. Am folgenden Tag kam auch die Dauphine nach Versailles, und wurde hier in der Schloßkapelle am 16. May 1770 feyerlich mit dem Dauphin vermählt. — Die Prinzessinn ward, wegen ihrer Schönheit, Leutseligkeit und Herablassung allgemein bewundert, und wurde nun, nebst ihrem Gemahl, der Abgott der Nation.

Am 10. May 1774 starb Ludwig der Fünfzehnte, und sein Enkel, Ludwig der Sechszehnte, bestieg den Thron. Er erhielt den Zunamen: der Gewünschte. Allein der König verbat sich diese elende Schmeicheley. Auch fand man an der Bildsäule Heinrichs des Vierten ein Papier angeschlagen, darauf mit großen Buchstaben stand: Resurrexit! — d. h. er ist wieder auferstanden.

Das erste, was Ludwig der Sechszehnte gleich nach seiner Thronbesteigung that, war, daß er die, bey einer jeden Regierungsveränderung von dem Volke zu erhebende Abgabe, joyeux avénement genannt, seinen Unterthanen erließ. Und das erste, was er, in einem gleich nach dem Tode Ludwigs des Fünfzehnten versammelten Staatsrathe,

sprach, waren die merkwürdigen Worte: Es ist mein einziger Wunsch, mein Volk glücklich zu machen! —

Bey Ludwigs Thronbesteigung war der Abbe Terray Finanzminister. Diesen Minister hatte der junge König, wegen der Härte, mit welcher er das Volk drückte, schon als Dauphin gehaßt; er entschloß sich daher, bald nach seiner Thronbesteigung, diesen Mann vom Hofe zu entfernen. Dieses Schicksal hatten auch die übrigen Minister Ludwig des Fünfzehnten, besonders der Herzog von Daiguillon, der Seeminister de Boynes, und der Kanzler Maupeou. An die Stelle des verabschiedeten Abbe Terray ward von dem Könige der rechtschaffene Türgot ernannt, welcher am 24. August 1774 die Finanzministerstelle antrat. Auch der Graf Maurepas, der 23 Jahre vom Hofe entfernt war, wurde zurück berufen, und bekam nun auf die wichtigsten Staatsangelegenheiten Einfluß. Türgot führte in den Finanzen eine strenge Ordnung ein. Durch ein am 13. September 1774 erlassenes Edict, erlaubte er die freye Circulation des Getreides im Innern des Königreichs, worauf der Preis des Brods sogleich fiel. In dem Eingange zu diesem Edicte wurde ganz deutlich gesagt: der ver-

storbene König habe Kornwucher getrieben, welchen der jetzt regierende König verabscheue. Durch diesen gänzlich frey gegebenen Getreidehandel hatte Türgot mit einem Male die Gesellschaft der Kornwucherer, welche schon seit langer Zeit das Vorrecht besaßen, Frankreich periodisch auszuhungern, gänzlich zerstört, und ihre dem gemeinen Wesen schädlichen Plane, vernichtet. Im Jahre 1775 entstand ein Aufruhr, welchen die Kornwucherer veranstaltet hatten. Nachdem er gestillt ward, machten sie einen Versuch den Herrn Türgot zu stürzen, indem sie, bey dem Könige, seine Verordnungen wegen des Getreidehandels für die Ursache des nunmehr gestillten Aufruhrs, ausgaben. Der König wollte sich von seinem geliebten Minister nicht trennen, und gab denjenigen, welche ihn gegen den braven Türgot einzunehmen suchten, eines Tages, in Gegenwart des versammelten Hofes, die Antwort: Niemand liebt das Volk, als Türgot und ich. —

Nichts schien das französische Volk mehr zu wünschen als die Wiederherstellung der Parlamente, welche unter der Regierung des vorigen Königs von dem Kanzler Maupeou aufgehoben worden waren. Ludwig der Sechszehnte setzte sie wieder ein, und

verbreitete dadurch über ganz Frankreich eine außerordentliche Freude. Herr von Miromenil ward an die Stelle Maupeous zum Siegelbewahrer ernannt: allein ob er gleich allgemein für einen rechtschaffenen Mann gehalten wurde, so war er dessen ungeachtet gar nicht beliebt. Man hielt ihn für eigensinnig, furchtsam, und despotisch.

Zum Kriegsminister ernannte der junge König den Grafen von Muy. Schon Ludwig der Fünfzehnte hatte diesem rechtschaffenen Mann die Stelle eines Kriegsministers angetragen; allein damahls schlug er dieselbe aus, und schrieb an den König, daß er nicht gemacht sey, um an einem verdorbenen Hofe zu dienen, und zu alt sey um seine Sitten zu ändern. Die Marquise de Pompadour pflegte von diesem Grafen zu sagen: Er ist der einzige Mann am Hofe, der mich nicht besucht, und der einzige, welcher, ungeachtet er eben nicht gut von mir denkt, dennoch nicht schlecht von mir spricht. Der Graf von Muy schrieb und las unaufhörlich. Seine gesammelten Manuscripte machten mehr als sechzig Bände in Quart aus. Er war der vertraute Freund des großen Dauphin, und blieb es bis an den Tod dieses Fürsten.

Als man es dem Grafen von Muy ankündigte, daß ihn Ludwig der Sechszehnte

zum Kriegsminister erwählt habe, antwortete er: Dem Könige hätte ich abermahls meine Dienste abgeschlagen; aber dem Sohne des großen Dauphin vermag ich nichts abzuschlagen. Allein der Graf bekleidete die Ministerstelle nur kurze Zeit, denn schon am 10. October 1775 starb er an den Folgen des Steinschnittes. Die französische Armee verdankt ihm einige wichtige Verbesserungen und damahls sehr nothwendige Einrichtungen. —

Nach dem Tode desselben ernannte der König aus eigener Wahl zu der Stelle eines Kriegsministers den Grafen von St. Germain, einen Mann, welcher vom Hofe entfernt lebte, und keine andere Empfehlung hatte, als was gemeiniglich so selten empfiehlt — sein großes Verdienst. Erst vor kurzer Zeit war er aus Dänemark zurück gekehrt, und lebte jetzt einsam und stille auf seinen Gütern. Als der Abbe Dübois den Auftrag erhielt, dem Grafen von St. Germain seine Ernennung zum Kriegsminister anzukündigen, da fand er denselben in seinem Garten, als er eben, in einen alten Überrock gekleidet, und mit einer rothen wollenen Mütze auf dem Kopfe, Gemüse pflanzte. Der Graf war damahls acht und sechzig Jahre alt, als er zum Kriegsminister ernannt wurde. Allein St. Germain konnte sich auf sei-

ner Stelle nicht lange halten. Seine Neuerungen mißfielen den Höflingen, und so sehr der Graf als Officier geliebt gewesen war, so sehr wurde er als Minister gehaßt. Der König sah sich endlich genöthiget, ihm den Abschied zu geben. Er erhielt denselben zu Anfang des Septembers 1777, und starb zu Paris am 15. Jäner 1778 in dem siebzigsten Jahre seines Alters. Seine Stelle erhielt der Fürst von Montbarrey, welchem man Härte, Strenge, Mangel an Fähigkeit und Eigennutz vorwarf.

Bey dem Tode Ludwig des Fünfzehnten war der Herzog von Brilliere Minister der innern Angelegenheiten. Dieser allgemein verhaßte Höfling, war ein Liebling des verstorbenen Königs gewesen, und hatte die Ministerstelle vier und fünfzig Jahre lang bekleidet. Unglaublich groß ist die Anzahl der Verhaftbriefe, welche er unterschrieben hat. Der junge König wollte diesen alten Mann nicht gerne seiner Stelle berauben, ungeachtet er ihn verachtete. Er ließ ihm daher den Ministertitel, nahm ihm aber die Besorgung der Geschäfte ab, ausgenommen das Ausstellen der Verhaftbriefe, das Verhaßteste aller Geschäfte. Lassen wir ihn, — sagte Ludwig der Sechszehnte zu Maurepas — lassen wir ihn ferner die Verhaftbriefe unterzeichnen; wir kön-

nen es um so viel eher thun, da ich nicht gesonnen bin, viele solche Briefe zu bewilligen. Der Herzog de la Brilliere legte bald nachher seine Stelle nieder und starb aus Gram, sich so allgemein verachtet zu sehen.

An seine Stelle ernannte der König einen der rechtschaffensten Männer in ganz Frankreich, den Herrn von Malesherbes. So bald dieser Minister ernannt war, machte derselbe bekannt, daß er keine Verhaftbriefe unterzeichnen werde, ehe nicht der Bewegungsgrund derselben von einer Kommission untersucht seyn würde. Die Mitglieder dieser Kommission ernannte er selbst, und suchte dazu rechtschaffene Männer aus, die ihm persönlich bekannt waren; er besuchte alle Staatsgefängnisse, und ließ viele durch Verdachtbriefe in Verhaft gerathene Personen los. Gleich einem Engel erschien er in den dumpfen Kerkern, trocknete die lange geflossene Zähre ab, entließ die Unschuldigen, und erleichterte das Schicksal der Schuldigen. Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit verkrochen sich bey seinem Anblicke, die gekränkte Unschuld erhob freudig das gebeugte Haupt, und weinte Freudenthränen. In den Kerkern zu Bicetre fand er einen seit vier und zwanzig Jahren gefangen sitzenden Mann, dessen Verbrechen unbekannt war. Malesherbes

schenkte ihm die Freyheit, und stellte den Unglücklichen dem Könige vor, der über das Schicksal dieses Opfers der willkührlichen Gewalt gerührt, Thränen vergoß. Umsonst suchte dieser, seit so langer Zeit gefangene Mann, seine Freunde und Verwandte auf. Er fand niemand; niemand konnte ihm von denselben Nachricht geben. Die Welt war ihm fremd, er war der Welt fremd geworden. Er fiel dem Monarchen zu Füßen, und bat sich die Gnade aus, sein Leben im Gefängnisse beschließen zu dürfen.

Herr von Malesherbes war der vertraute Freund des eben so braven Ministers Türgot. Beyde arbeiteten gemeinschaftlich zum Wohle des Staats. — Türgot hob, im Namen des Königs, die Frohndienste so wohl, als die persönliche Dienstbarkeit auf, auch schaffte er die Innungen und Zünfte ab. Durch so vortreffliche Anstalten und Verbesserungen vermehrte er die Anzahl seiner Feinde und Gegner. Er hatte das Schicksal aller großen Männer — das heißt: er wurde beneidet, verfolgt, und verleumdet. Nach vieler Mühe gelang es endlich seinen Feinden, den König gegen ihn einzunehmen. Er erhielt seinen Abschied: und an demselben Tage forderte Malesherbes seine Entlassung. Der König war traurig über den Verlust zweyer

so vortrefflicher Männer, und sagte zu Malesherbes, als dieser seinen Abschied verlangte: Ach! wie glücklich sind sie! ich wollte ich könnte auch meinen Abschied nehmen!

Als es zu Versailles bekannt wurde, daß Türgot seinen Abschied erhalten habe, da war die Freude unter den Höflingen außerordentlich groß, und sie schämten sich nicht dieselbe auf eine unanständige Weise zu zeigen. Alle diejenigen, welche sich von den Mißbräuchen nährten, feyerten bey seiner Verabschiedung ein Freudenfest, aber Türgot ertrug den Verlust seiner Stelle mit stoischer Standhaftigkeit; ob er gleich mit der größten Betrübniß sehen mußte, daß alles Gute, was er eingeführt hatte, wiederum vernichtet ward. Die Frohndienste wurden wieder eingeführt, und die Zünfte wieder hergestellt.

Türgots Stelle eines Finanzministers erhielt der Herr von Clugny, welcher Intendant zu Bordeaux war. Man hatte dem Monarchen die Rechtschaffenheit und die Einsichten dieses Mannes sehr gelobt, und zugleich gesagt, daß er bey dem Volke sehr beliebt sey. Diese letztere Eigenschaft war es vorzüglich, worauf der König bey der Wahl aller seiner Minister sah. Aber dieses Mahl hatte man den König betrogen; denn Clugny

war der ganzen Nation verhaßt; und noch ehe er seine Ministerstelle antrat, sagte man schon von ihm alles nur mögliche Böse. Wirklich war auch Clugny ein Mann, der sich nicht einmahl die Mühe gab, sein sittenloses Leben den Augen des Publikums zu verbergen. Nur dem Monarchen suchte er auf alle Weise seine ausgelassene Lebensart zu verheimlichen, weil er wußte, daß der König ein abgesagter Feind aller Ausschweifungen war. Um sich bey Ludwig beliebt zu machen, stellte er sich, als wenn er eben das Vergnügen an der Schlosserarbeit fände, welches der König an derselben fand, der gemeiniglich seine Abende bey der Feueresse zubrachte. Er ließ zwey sehr geschickte deutsche Schlossergesellen nach Versailles kommen, und lernte von denselben die Geheimnisse ihrer Kunst.

Das Departement der auswärtigen Angelegenheiten übergab Ludwig der Sechszehnte dem Grafen von Vergennes, nachdem er nämlich den Herzog von Daiguillon verabschiedet hatte. Vergennes war vorher französischer Gesandter zu Constantinopel gewesen. Die Lebensart dieses Ministers war äußerst einfach. Um vier Uhr des Morgens stand er auf, schloß sich mit zwey Schreibern in sein Zimmer ein, und arbeitete bis um ein Uhr, dann ging er zu seiner Gemahlinn, speißte in Ge-

sellschaft seiner Familie, und spielte nach Tische mit seinen Kindern. Um fünf Uhr des Abends schloß er sich abermahls in sein Zimmer, und arbeitete bis zehn Uhr des Nachts, dann nahm er etwas Fleischbrühe, und legte sich nachher zu Bette. Die Arbeit war seine ganze Beschäftigung. Er mischte sich in keine Hofintriguen, er hatte keine Freunde, Niemand schätzte ihn, und die Liebe des Königs hatte er sich bloß allein durch seine tiefen politischen Einsichten, durch seine Verdienste, und durch seine unermüdete Thätigkeit zu erwerben gewußt. Vergennes wählte einen gewissen Moreau — Verfasser einer Geschichte von Frankreich — zu seinem geheimen Sekretär, und gab demselben den Auftrag, ihn vor allen Ungerechtigkeiten zu warnen, zu denen man ihn zu verleiten suchen möchte; so wie auch ihn von allem zu unterrichten, was das Publikum von ihm sagen möchte. —

Im Jahre 1775 war der Krieg zwischen England und seinen amerikanischen Kolonien ausgebrochen. Das Staats-Interesse schien es zu erfordern, daß Frankreich die Rebellen anfänglich in Geheim unterstützte, und endlich am Kriege offenbaren Theil nahm. Dieser unglückliche Krieg vermehrte die Last der Staatsschulden von 1200 auf 1500 Millionen Livres, und beförderte durch den Frey-

heitsschwindel, der durch La Fayette und seine Anhänger aus Amerika nach Frankreich verpflanzt wurde, die vom Parteygeiste so lang gewünschte Revolution.

Das Meiste trug ein Mann dazu bey, der sich in seiner Eitelkeit für den Schutzgeist von Frankreich ansah, und doch im eigentlichen Verstande der Würgengel dieser Monarchie war. Dieser Mann ist Necker.

Herr de Clugny starb, nachdem er fünf Monathe lang Finanzminister gewesen war, Er that während dieser Zeit nichts Gutes und viel Böses. Er vermehrte die Schulden des Königs, bezahlte aber seine eigenen, und kaufte sich ein prächtiges Gut in der Normandie. An seine Stelle ernannte der König den Herrn Taboureau von Reaux zum Finanzminister, welcher zuvor Intendant zu Valenciennes gewesen war, und Herr Necker erhielt den Titel eines General-Direktors der Finanzen. Der Letztere wurde dem König von dem Grafen von Maurepas als der wahre Äskulap vorgeschlagen, welcher allein vermögend sey, dem kranken Finanzwesen aufzuhelfen. Aber Ludwig urtheilte weit richtiger von diesem Manne als sein alter Minister. Ich habe mit Ihrem Protegirten gesprochen; — sagte der König — wir müssen ihn brauchen, um den Kredit zu erhalten;

sonst darf er sich in nichts mischen. Er ist ein ehrgeitziger, kühner, eigensinniger Mann. Aus dem zu urtheilen, was er mir sagte, scheint es, daß er sich im Stande glaube, erster Minister zu seyn, aber ich bin anderer Meinung. —

Herr Taboureau war allgemein beliebt, und als ein rechtschaffener Mann geschätzt; aber er weigerte sich, die ihm angebothene Stelle anzunehmen. Der König, der täglich so viel von seinen Kenntnissen und von seinen Tugenden hörte, ließ ihn endlich rufen, und nöthigte ihn zur Annahme der Finanzstelle durch folgende Worte: Herr Taboureau! Sie müssen die Stelle annehmen. Ich befehle es; mein Volk wünscht es; und Sie können Sich nicht dem Wohl Frankreichs entziehen! — Der neue Finanzminister erfüllte vollkommen die Erwartungen, welche man sich von ihm gemacht hatte. Die ganze Nation liebte und schätzte ihn. Aber Taboureau blieb nicht lange auf seinem Posten. Er wurde durch die Kabalen des Herrn Neckers verdrängt, der sich selbst zum Finanzminister herauf schwang, ohne jedoch Sitz und Stimme im königlichen Staatsrathe zu erhalten. Nach acht Monathen legte also der vortreffliche Taboureau, aus Gram über Neckers niedrige Ränke, seine Stelle nieder, und

starb

starb zu Paris am 31. May 1782, allgemein beliebt und bedauert.

Herr Necker gab sich große Mühe um die Herstellung der Finanzen. Er war sehr thätig und arbeitete unablässig. Indessen hatte man doch wenig Zutrauen zu dem Erfolg seiner Arbeiten. Als einst am Hofe jemand sagte: Herr Necker gibt sich große Mühe, um die Maschine wieder auszubessern und in Stand zu setzen; da antwortete ein feiner Höfling: Ey! ey! er macht ein Genfer Uhrwerk; es hält nicht lange.

Eine neue Erscheinung zog die Aufmerksamkeit des Publikums auf einige Zeit von dem neuen Finanzminister ab. Kaiser Joseph der Zweyte erschien am französischen Hofe. Er überraschte die Königinn, die ihn als Grafen von Falkenstein dem Könige und den übrigen Personen vom königlichen Hause vorstellte. Die Übelgesinnten benutzten diese Gelegenheit zu ihren bösen Absichten, und machten das Volk auf den Kontrast zwischen Josephs Popularität und dem steifen Hofzeremoniel ihres Königs aufmerksam. Ludwig der Sechszehnte mußte bey diesem Vergleiche natürlicher Weise verlieren. Aber von der andern Seite wußten sie wieder den größten Theil der Höflinge gegen eben diese Popularität zu stimmen. — Joseph machte den

König auf die wichtigsten Mißbräuche im Staate aufmerksam. Er beredete ihn, seine Provinzen zu bereisen, und Ludwig, der das Beste seines Landes liebte, versprach es zu thun; aber der Parteygeist wußte es zu verhindern. Die einzige Reise nach Cherbourg wurde unternommen, und auf dieser mußte der gute König sich der lästigen Etiquette unterwerfen. Die Feinde der guten Sache wälzten die Schuld vom Drucke der Nation immer auf den König, und doch benahmen sie ihm zugleich die Mittel, ihnen abzuhelfen. Anstatt den Kaiser für die guten Rathschläge, die er ihrem Könige gab, zu segnen, hießen sie ihn spottweise: Le Gouverneur du Roi — den Hofmeister des Königs.

Ganz Frankreich erwartete mit Verlangen einen Thronerben. Schon sieben Jahre war der König verheirathet, und noch immer blieb die Hoffnung unerfüllt. Endlich wurde die Königinn schwanger, und kam am 19. September 1778 nieder. Allein es war eine Prinzessinn; und der Wunsch nach einem Dauphin wurde erst am 22. October 1781 erfüllt. Man weiß, daß dieser Prinz in der Folge an einer Krankheit starb, die kein Arzt erklären konnte, und daß ein großer Theil der Nation den Einfluß meuchelmörderischer Hände dabey vermuthete.

Während dieser Zeit erschien Neckers Compte rendu — eine Berechnung der Einkünfte und Ausgaben des Staats. Das außerordentliche Aufsehen, welches diese abgelegte Staatsrechnung Neckers in ganz Europa machte, so wie auch die übertriebenen Lobsprüche, welche er jetzt erhielt, erhoben die ohnehin schon große Eitelkeit dieses Mannes auf den höchsten Grad. Er glaubte nun alles zu können, und alles fordern zu dürfen. Er begehrte daher die Stelle eines Staatsministers. Aber diese Forderung stürzte ihn; denn sie konnte nicht bewilligt werden, weil er ein Protestant war. Nun wandte sich Necker geradezu an den König, und erklärte ihm, daß, wenn man ihm nicht den Zutritt in den Staatsrath gestattete, er seinen Abschied verlangen würde. Der König antwortete ihm: Lieber Necker! Sie haben den Vorzug, mit mir arbeiten zu dürfen; es ist Ihnen erlaubt, mit mir über alles zu sprechen, was zur Wohlfahrt meines Reichs beytragen kann; Sie wissen auch, daß ich Sie bisher gegen alle Intriquen in Schutz nahm, und daß ich Ihnen sehr oft von denselben Nachricht gab. Es macht mir Vergnügen, zuweilen mein Herz gegen Sie ausgießen zu können. Dieß dürfte nicht mehr geschehen, wenn Sie Minister wären. Thun Sie mir

also den Gefallen, und machen Sie keine weitern Ansprüche auf diesen Titel, welcher die Achtung, die ich für Sie hege, nicht vermehren könnte.

So huldreich, so weise sprach dieser Monarch mit dem Direktor seiner Finanzen. Aber der Ehrgeitz dieses Mannes ward dadurch nicht befriediget. Er verlangte seinen Abschied, in der festen Hoffnung, der König würde seine Abdankung nicht annehmen. Aber der beleidigte Monarch ertheilte ihm denselben, und befahl ihm, zu Herrn Neckers nicht geringer Bestürzung, sich bis auf weitern Befehl, nach seinem Landhause St. Ouen zu begeben.

Diese Entlassung erregte indessen großes Murren im Volke, und die Feinde des königlichen Hauses ermangelten nicht, Oel ins Feuer zu gießen. — Überhaupt hielten die vernünftigen und unparteyischen Politiker dafür: die Regierung habe höchst unvorsichtig und unpolitisch gehandelt, als dieselbe dem Herrn Necker zu einer Zeit den Abschied gab, in welcher der Enthusiasmus für seine Person unter der Nation auf den höchsten Grad gestiegen war; in welcher die Liebe gegen ihn so wohl, als das Zutrauen in seine Einsichten und in seine Redlichkeit, unbegrenzt war; in welcher seine Sache die Sache des

Volks zu seyn schien. Da man außer dem die wahre Ursache, warum Necker in Ungnade gefallen war, dem Publikum sorgfältig verbarg; so schien es, als wäre Necker der Märtyrer seiner Rechtschaffenheit, und seiner zum Besten des Staats gemachten Plane, geworden.

Jolis de Fleury wurde nun an Neckers Stelle Finanzminister, Er weigerte sich lange diesen Posten anzunehmen, und erklärte: daß er von der Verwaltung der Finanzen keine Kenntnisse habe, und daß er aus keinem andern Grunde die ihm angebothene Stelle annehme, als um den Willen des Königs zu erfüllen. Dieser neue Finanzminister suchte durch neue Auflagen der Staatskasse die zur Fortsetzung des Kriegs nöthigen Zuflüsse zu verschaffen; er stellte die 48 General-Einnehmer wieder her, die Necker abgeschafft hatte, und ließ sich 30 Millionen für ihre Stellen bezahlen, er eröffnete ungeheure Darlehen, aber er verstand nicht, wie Necker, durch persönlichen Kredit, dem Staate Kredit zu verschaffen. Die gehofften Summen gingen nicht ein, und der Unwille des Volks stieg immer höher.

Die Minister klagten, daß der Kriegssekretär Herr von Sartine alle Hülfsquellen des Reichs in einen einzigen Kanal leite,

und doch mußte der Krieg gegen England, der nun einmahl unglücklicher Weise unternommen war, mit dem äußersten Nachdrucke geführt werden. Der König brachte seinen Ministern das Opfer, und Herr v. Sartine, der Frankreichs Seemacht zum höchsten Gipfel gebracht hatte, ward abgesetzt. Auch den Klagen des Volks zeigte sich Ludwig geneigt, indem er den Herrn Dormesson zum Finanzminister machte. Das war ein redlicher, kluger Mann. Er fand aber das Staatsübel unheilbar, und legte noch im selben Jahre seine Stelle selbst nieder, die nun dem Herrn von Calonne übertragen wurde, der recht dazu bestimmt schien, die verwirrten Finanzen noch mehr zu zerrütten.

Allein ungeachtet dieser Veränderung im Ministerium, blieb Ludwigs edle Gesinnung immer dieselbe, und bey allen Schwierigkeiten, die ihm aufstießen, war sein Geist unaufhörlich mit der Beglückung seines Volks beschäftigt. Er schaffte die unmenschliche Gewohnheit ab, die Untersuchung der Verbrechen mit der Folter anzufangen; er verminderte seinen Aufwand, und opferte die Pracht dem Wohle seiner Unterthanen auf, indem er über vier hundert seiner Hofbedienten abdankte.

Der amerikanische Krieg war endlich mit dem Jahre 1783 zu Ende gegangen. Ludwig

der Sechszehnte hatte den Ruhm, den brittischen Stolz gedemüthiget zu haben; Amerika ward frey, aber Frankreich hatte, indem es England eine Grube bereitete, sich selbst seinen Untergang gegraben. Die Staatskasse ward vollends erschöpft, und mit der Epoche der amerikanischen Freyheit fing zugleich die Unglücksepoche des guten Königs an.

Die Caisse d' Escompte machte um eben diese Zeit einen plötzlichen Bankerott; aber noch fand der König Mittel, den Kredit dieser Gesellschaft wieder herzustellen. Er hätte gern nach dem Frieden seinen Kriegsstand vermindert; aber die Unruhen, die zwischen Oesterreich und Holland ausbrachen, nöthigten ihn, sich auf dem vorigen Kriegsfuße zu erhalten.

Ludwig der Sechszehnte zeigte bey dieser Gelegenheit, daß seine Freundschaft für den Kaiser, ihn das Interesse der Krone nicht vergessen ließ. Er erklärte sich für Holland, und erbot sich zugleich zum Friedensstifter. Joseph nahm die Vermittelung des Königs an, die Holländer zahlten 9 $\frac{1}{4}$ Millionen Gulden, und räumten dem Kaiser einige Handlungsvortheile ein, und die Fehde hatte ein Ende.

Calonne blieb bis 1786 Finanzminister.

Seine Freunde behaupteten, daß er sein Handwerk ganz vortrefflich verstanden habe; aber es fand sich ein Deficit von 93 Millionen. Der Minister schob die Schuld auf Herrn Necker, der ihm ein Deficit von 80 Millionen soll hinterlassen haben. Necker schrieb wider die vorgelegten Rechnungen des Ministers, und bekam dafür den Befehl, Paris zu verlassen, und wenigstens 20 Meilen entfernt von dieser Stadt zu leben.

Das Volk murrte, der Freyheitsschwindel sprühete hier und da aus der Asche hervor, und die Hartnäckigkeit, mit welcher sich die Parlamente den Verfügungen des Königs widersetzten, schien dieses Feuer noch mehr anzufachen. Die Parlamente suchten ihr Ansehen auf Kosten des königlichen Throns zu erheben, und es ahndete ihnen nicht, daß sie sich selbst ihr Grab gruben.

Die Mittel, Geld aufzutreiben, waren erschöpft, und Calonne wußte sich nicht anders aus der Klemme zu ziehen, als daß er dem Könige vorschlug, einen Reichsausschuß, die so genannte Versammlung der Notabeln, berufen zu lassen. Der König, der nur immer das Gute wollte, folgte dem Rathe seines Ministers. Die Notabeln, die außer den Prinzen von Geblüte, aus 140 angesehenen Männern bestanden, versammelten sich am

22. Februar 1787 zu Versailles. Der Finanzminister hoffte, daß sie alle seine Plane ohne Untersuchung genehmigen würden; allein Calonne irrte sich. Die Notabeln verwarfen alle Plane dieses Ministers, und er erhielt vom Könige seinen Abschied. Calonne, um einer strengern Untersuchung und der Wuth des aufgebrachten Volks zu entgehen, flüchtete sich nach England.

Die Notabeln arbeiteten nun an der Wiederherstellung der Finanzen; aber diese herkulische Arbeit war über ihre Kräfte. Der König entließ sie am 7. May 1787 und das Deficit blieb nun jährlich 140 Millionen Livres.

Der neue Finanzminister Brienne nahm nun das kranke Finanzwesen in die Kur; allein er war nicht glücklicher, als seine Vorfahren, und die Unordnung stieg aufs höchste. Brienne wollte die Land- und Stempeltaxe einführen; aber das Parlament widersetzte sich, und das Volk murrte. Als nun der König das Parlament durch einen Machtspruch aufhob, wurde die Gährung unter dem Volke allgemeiner und größer, und die Sache der Parlamente ward zur Sache der Nation. Ludwig sah sich daher genöthiget nachzugeben; aber diese Nachgiebigkeit hat-

te die Glieder der Parlamente nur noch kühner gemacht.

Nun that Ludwig der Sechszehnte einen Schritt, der zwar seinem Muthe Ehre macht, aber für sein königliches Ansehen die traurigsten Folgen hatte. Er schaffte nämlich die Parlamente ab, und führte dafür eine Cour pleniere ein. Darüber gerieth ganz Frankreich in Gährung, und der Geist der Freyheit, der bis dahin nur im Dunkeln fortgeschlichen war, brach nun öffentlich von allen Seiten hervor. Das Militär, welches die Ruhe herstellen sollte, versagte den Gehorsam; die Unterthanen zahlten in mehreren Provinzen keine Abgaben mehr; die Staatspapiere waren ohne Kredit; und ein schrecklicher von Hagel begleiteter Sturm verheerte noch über dieß die fruchtbarsten Provinzen des Reichs. Der König hätte gern den Unglücklichen ihr Elend erleichtert; aber er hatte selbst kein Geld. Die Gährung wurde immer fürchterlicher, und die Regierung sah kein anderes Mittel vor sich, die Gemüther zu besänftigen, als der Nation feyerlich die Versicherung zu geben, daß sie mit dem 1. May 1789 die Reichsstände versammeln wolle.

Dieses Edikt schien die Nation mit angenehmen Hoffnungen zu erfüllen; allein eine Art von förmlichem Bankerott, wodurch die

Zahlungen aus den königlichen Kassen theils beschränkt, theils auf ein Jahr ganz verschoben wurden, war ein neuer Donnerschlag, und die Bestürzung der Nation war allgemein. Einige Große des Hofes riethen dem Könige, Herrn Necker wieder zurück zu berufen. Die Königinn bat diesen stolzen Mann eigenhändig, daß er wieder zurückekehren möge, und Ludwig, der sich am Abgrunde sah, bewilligte ihm jetzt Sitz und Stimme im königlichen Staatsrathe.

Das Volk war über Neckers Zurückberufung im Taumel der Freude, und gaukelte sich in süßen Hoffnungen. Necker ließ das Edikt vom erklärten Bankerott aufheben, die königlichen Papiere hatten wieder vollen Kredit, und auf Neckers Anrathen wurde endlich, trotz alles Gegenstrebens der Parlamente, die zwölf hundert köpfige Versammlung der Reichsstände berufen.

Das war das Signal zur allgemeinen Staatsumwälzung. Adel, Bürger, und Geistlichkeit stritten um ihre Rechte, und weil diese natürlicher Weise in Kollision kamen, so entstand schon eine Verbitterung unter ihnen, bevor sie noch zusammen traten.

Am 5. May 1789 versammelten sich die zusammen berufenen Reichsstände das erste Mahl zu Versailles. Das war ein Festtag für

Paris; denn die Versammlung erschien im feyerlichen Pomp: die Cardinäle in ihrem Purpur, die Bischöfe in Violett, der Adel im spanischen Mantelkleide, mit weisen Federbüschen auf den Hüten. Der Bürgerstand war schwarz gekleidet, und ging in fliegenden Haaren. —

Zwey Monathe waren in bloßen Streitigkeiten vergangen. Der Bürgerstand suchte seine Vorrechte auszudehnen; der Adel wollte sich im Besitze der seinigen erhalten, und die Geistlichkeit wartete nur sich auf die überwindende Partey zu schlagen. Am 17. Juny 1789 gab sich der Bürgerstand den Namen National-Versammlung. Ein Theil des Adels und der Geistlichkeit vereinigte sich mit ihr, und so stellte diese Versammlung die Nation vor.

Jetzt fühlte der König, daß sein Ansehen in Gefahr sey. Er erschien im Versammlungssaale, und befahl den Gliedern sich zu trennen, und in den, jedem Stande besonders angewiesenen Sälen ihre Sitzungen zu halten. Aber nur der Adel und die Geistlichkeit gehorchten dem Befehle des Königs; da hingegen die so genannte National-Versammlung blieb: und Mirabeau erklärte, daß sie ihren Platz nicht anders als durch die Macht der Bajonette verlassen würden. Alle übrigen riefen einstim-

mig: das sind die Gesinnungen der Versammlung — und so war die Revolution geschehen, und die Macht des Königs vernichtet. —

Indessen der Geist der Verschwörung mit lauten Schritten einher trat, bemühte sich der gut gesinnte König die Einigkeit unter den drey Ständen herzustellen. Er glaubte es nicht besser bewirken zu können, als wenn er den Adel und die Geistlichkeit bewog, sich freywillig mit der National-Versammlung zu vereinigen. Der Adel und die Geistlichkeit begaben sich also nach dem Saale, und vereinigten sich mit der National-Versammlung. Und so war die traurige Umschmelzung der versammelten Reichsstände in eine Nationalversammlung vor sich gegangen, und die 1200 Deputirten, die nur nach der Vorschrift ihrer Wahlherrn handeln sollten, hatten sich eigenmächtig zu unumschränkten Gesetzgebern des Reichs aufgeworfen. —

Der Pöbel, der sich nun frey glaubte, fing an, eine Menge Gewaltthätigkeiten zu verüben. Die Regierung sah sich gezwungen, um Erhaltung der öffentlichen Ruhe. Truppen um Paris her zu versammeln. Nun schrieen die Aufwiegler des Volks, daß der König eine Gegen-Revolution im Schilde führe. Alles gerieth in Furcht und Gährung. Ein Schwall von neuen Pasquillen gab dem Hasse gegen

den König und die Königinn einen frischen Schwung. Der Pöbel war zum Aufruhr gestimmt, und bald hatte das Orleanische Geld auch einen Theil des Militärs verführt.

Der 14. Julius war endlich der Tag, der Frankreichs Schicksal entschied. Ein Theil des Volks war mit Gewalt in das Invaliden-Haus eingedrungen, und hatte sich 30,000 Flinten bemächtigt, und die dortigen Kanonen mit sich fortgeschleppt. Die Stürmung der Bastille war nun die erste That, die das Volk in seiner Wuth ausübte. Man weiß die Gräuel, welche diese Eroberung begleiteten. Man trug die vom Blute triefenden Köpfe, und die abgehackten Hände auf Picken herum, und das sonst hasenartige Herz des Parisers fing nun an, an diesen Mordscenen Vergnügen zu finden. Der herrschende Parteygeist wußte den Aufruhr auch in die entferntesten Provinzen zu verbreiten. Die Stürmung der Bastille war das Losungszeichen zur Stürmung der Schlösser und Edelsitze. Die Menschheit schämt sich, die Gräuelthaten zu erzählen, welche die Franzosen in ihrem Freyheitstaumel ausübten.

Die National-Versammlung bat den König die neu gewählten Minister zu entfernen, und Herrn Necker der kurz vorher wieder entfernt worden war, zurück zu berufen. Der König befand sich in der traurigen Lage,

diese Bitten für Befehle zu erkennen, und Necker bekam den Zurückruf. Er wurde in Paris als der Schutzgeist Frankreichs aufgenommen.

Nun war der Zeitpunkt gekommen, wo Orleans und Mirabeau den abscheulichsten ihrer Plane reif zur Ausführung hielten. Es war auf nichts Geringers angesehen, als den König, sammt der königlichen Familie zu ermorden; zu welcher Schandthat einige hundert Meuchelmörder gedungen wurden. Am 5. October nämlich zog eine Horde von Fischweibern, Freudenmädchen, und Hökerweibern nach Versailles. Ein Haufen mit Spießen und Mordgewehren bewaffneter Männer mischte sich unter sie, und viele von den gedungenen Mördern waren als Weiber gekleidet. Unter den entsetzlichsten Verwünschungen gegen die Königinn und ihren Gemahl trafen sie Abends zu Versailles ein. Sie drangen in den Saal der National-Versammlung, und droheten mehrern Mitgliedern, die nicht vom Komplotte waren, mit dem Laternenpfahl, und den Präsidenten wollten sie, wenn er ihnen keine günstige Antwort geben würde, an den Kronleuchter hängen.

Man bemerkte mehrere Mitglieder der National-Versammlung, die sich unter diese meuchelmörderische Weiberhorde mischten, und sie

zum Königsmorde aufwiegelten. Der Herzog von Orleans theilte Geld unter das Volk aus, und hetzte es zum Morden an. Die Gardes du Corps hätten gern in den verrätherischen Haufen geschlagen; aber sie hatten vom Könige den ausdrücklichen Befehl, kein Blut zu vergießen. Diese zu große Menschlichkeit stürzte den König in einen Abgrund, aus dem er sich nie wieder retten konnte. Es befanden sich genug Truppen zu Versailles, um eine Rotte von Meuchelmördern zu zerstreuen, aber Ludwig überließ sich der Güte seines Herzens, wo er die Stimme der Politik hätte hören sollen.

Während diese Auftritte zu Versailles vorfielen, bereitete man zu Paris der persönlichen Freyheit des Königs das Grab zu. Die treulosen französischen Gardisten hatten sich auf dem Greveplatze versammelt und verlangten nach Versailles. Die Bürgermiliz vereinigte sich mit ihnen, und der allgemene Ruf war: nach Versailles! Vergebens suchte sie La Fayette zurück zu halten. Er mußte sich endlich selbst auf Befehl des Bürgerraths, an die Spitze von 40,000 Mann stellen, und sie nach Versailles führen.

Dieses Heer schwor dem Könige und der Nation treu zu verbleiben, und für die Wohnung, des Monarchen Ehrfurcht zu tragen.

La Fayet-

La Fayette versicherte dieß den König bey seiner Ankunft zu Versailles, und die königliche Familie, die bis gegen 2 Uhr Morgens zwischen Tod und Leben schwebte, begab sich endlich zur Ruhe. Die tiefste Stille herrschte nun im Schlosse. Die königliche Familie lag in den Armen des Schlafs. Sie wußte nicht, daß das Mordschwert über ihrem Haupte schwebte, und der Meucheldolch schon gezückt war.

Die Pariser Bürgermiliz hatte sich in die Häuser der Bürger und in die Kirchen einquartirt. Gegen fünf Uhr Morgens erschallte alles durch die Gassen von Versailles: Tödtet die Garde du Corps! Der Haufen stürzt in verschiedenen Colonnen in der tiefsten Stille nach dem Schlosse zu, und die Bürgermiliz, die den feyerlichen Schwur gethan hatte, das Leben des Königs zu schützen, läßt ihn ungeahndet zum Mord der königl. Familie hinziehen.

Die edeln Gardes du Corps verwehren dem mörderischen Haufen den Eingang in das Schloß; aber die vormahlige französische Garde, welche nebst der Bürgermiliz das Gitter des zweyten Schloßhofes zu bewachen hatte, ließ die Mörder ohne Widerstand in den Pallast des Monarchen eindringen. Nun floß das Blut der getreuen Gardes du Corps,

Der rasende Pöbel drang darauf bis in das Vorgemach der Königinn, und Mord und Tod ging vor ihm her. Die tapfern Gardes du Corps vertheidigten ihren Posten, und dadurch gewann die unglückliche Königinn Zeit, sich nach dem Schlafzimmer ihres Gemahls zu retten. Die Gardes du Corps wurden endlich über den Haufen geworfen, und die Mörder drangen in das Schlafzimmer der Monarchinn. Sie stürzten auf das Bett hin, und aus Wuth, daß ihnen das unschuldige Schlachtopfer entgangen war, durchbohrten sie das Bett der Königinn mit tausend Dolchstichen.

Nun eilten sie zum Schlafzimmer des Königs, aber jetzt erschienen die Grenadiers der Bürgermiliz, und verjagten die Mörder aus dem Schlosse. La Fayette eilte herbey, und befreyte einen großen Theil der königlichen Leibwache, dem man eben die Köpfe abschlagen wollte, aus den Händen der Mörder, und stellte die Ruhe zu Versailles wieder her.

Der Pöbel, der nur immer das Organ des Komplotts war, verlangte nun mit wildem Geschrey, daß der König mit ihm nach Paris komme; und der gute König, der nun keinen Willen mehr hatte, ließ sich sammt der königlichen Familie mitten unter Meu-

chelmördern, und einem wüthenden Pöbel, der die abgeschlagenen Köpfe der treuesten Diener des Monarchen auf Picken vor dem Wagen her trug, und umringt von einer Miliz, die das Panier des Aufruhrs aufgesteckt hatte, gleichsam gefangen nach Paris führen.

Der König war nun in Paris; aber die Ruhe war nicht hergestellt; denn Ruhe gehörte nicht zum Plane der Factionsmänner. Bald verbreiteten sich wieder die abgeschmaktesten Gerüchte von Gegen-Revolution, von einer neuen Bartholomäusnacht, und die unwissenden Pariser glaubten alles. Die Gährung ward wieder allgemein.

Am 4. Februar 1790 versuchte es der gute König, dem über die Unruhen des Reichs das Herz blutete, durch einen großmüthigen Schritt die Gemüther zu vereinigen. Er erschien in der National-Versammlung, gab seine unbedingte Einwilligung zur neuen Konstitution, versprach den gegebenen Gesetzen zu gehorchen, und erklärte diejenigen für seine persönlichen Feinde, welche Feinde der Konstitution seyn würden. Die ganze Versammlung brach in den lauten Freudenruf aus: Hoch lebe der König, welcher sich den Gesetzen unterwirft!

Gegen den Juny verließ Ludwig der Sechs-

zehnte seit dem Oktober das erste Mahl Paris, und reisete nach St. Cloud, das nur eine kleine Meile davon entfernt liegt. Eine Luftveränderung war der königlichen Familie zu ihrer Gesundheit unentbehrlich; aber der Pöbel gerieth darüber in Gährung. Er hielt es für eine List, sich der Aufsicht der Pariser-Miliz zu entziehen, und den König heimlich aus dem Reiche weg zu führen.

Seit dieser Zeit konnte die Lage des Königs nicht trauriger seyn. Er sah sich mit jedem Tage einen andern Zweig der vollziehenden Gewalt aus den Händen reissen, und sich endlich bloß zum Figuranten eines tausend köpfigen Ungeheuers herab gewürdigt, das unter dem Vorwande, dem Reiche eine bessere Verfassung zu geben, an seinem gänzlichen Umsturze arbeitete.

Das Volk, das sich im Besitze der Souveränität fühlte, erlaubte sich nun die unerhörtesten Gewaltthätigkeiten. Am 28. Februar 1791 wollte der Pöbel mit Gewalt in die Thuillerien dringen. Nur mit vieler Mühe konnte La Fayette den mörderischen Haufen zurück halten. So viele Kränkungen, und der Mangel an nöthiger Bewegung untergruben endlich die Gesundheit des guten Königs. Er war vorher an das Reiten und Jagen gewöhnt, und so lang er diese Bewe-

gung machen konnte, war seine Gesundheit fest und ununterbrochen. Aber nun, da ihn die Pariser gleichsam gefangen hielten, war sein Körper übernatürlich fett geworden. Ludwig fiel in ein bedenkliches Fieber, das mit Blutspeyen verbunden war. Er genaß endlich; aber nur um neue Leiden zu dulden.

Am 17. April 1791 wollte er nach St. Cloud fahren, um dort mit seiner Familie die Osterferien zuzubringen. Aber der Pöbel verhinderte diese Abreise. Man überhäufte den Monarchen und seine Gemahlinn mit den niederträchtigsten Schimpfworten, und zwang sie nach den Thuillerien zurück zu kehren. Der beleidigte Monarch beklagte sich gegen die National-Versammlung; aber er erhielt keine Genugthuung.

Der leidende Monarch ward es endlich müde, länger in diesem Stande von schimpflicher Abhängigkeit zu leben. Er wollte sich den Gefahren entziehen, die täglich seinem und dem Leben seiner Familie droheten, und entfernte sich in der Nacht vom 20. zum 21. Juni 1791 in Geheim von Paris. Der Graf von Provence, der mit seiner Gemahlinn einen besondern Weg eingeschlagen hatte, entkam glücklich über die Grenzen; der unglückliche König aber wurde sammt der Königinn, und seiner Familie zu Varennes ge-

waltsam angehalten, und gleich einem Gefangenen nach Paris zurück geführt.

Die National-Versammlung riß nun auch die exekutive Gewalt an sich, die der unglückliche König nur zum Schein wieder erhielt, und das Volk schrie nun laut von Republik. Der König ward in den Thuillerien förmlich bewacht, und späterhin entkam er diesem Gefängnisse nur, um in ein weit schrecklicheres über zu gehen.

Wir sehen nun eine Kette von Gewaltthätigkeiten und Mißhandlungen, deren letztes Glied der Mord des unschuldigen Königs ist. Man entzog dem Könige die süße Vaterpflicht, Erzieher seines Sohns zu seyn, und übertrug die Ausbildung des Dauphins einem Jakobiner. Man nöthigte ihn, seinem wärmsten Freunde, dem Könige von Ungern den Krieg anzukündigen; und als Österreichs Waffen glücklich waren, klagte man den unschuldigen König an, daß er den Anführern der Armee entgegen gesetzte, dem Staate nachtheilige Befehle ertheilte, und es mit den Feinden hielt. Man streute das Gerücht von einem neuen Plane zur Flucht aus, und ließ den König von der treulosen Bürgermiliz bewachen.

Am 10. August 1792 rückte ein Haufen von 60,000 bewaffneten Menschen nach den

Thuillerien. Die tapfern Schweizer, die noch einzigen getreuen Anhänger des Königs, wurden ein Opfer der Pöbelswuth. Das königliche Schloß ward gestürmt und geplündert. Der König floh mit seiner Familie in die Nationalversammlung, und warf sich selbst dem Ungeheuer in die Arme, das nach seinem Blute dürstete. Anstatt ihren guten König in Schutz zu nehmen, suspendirte ihn die Versammlung, und ließ ihn unter dem Hohngelächter eines zügellosen Pöbels sammt der königlichen Familie nach dem Tempel führen.

Die Nationalversammlung wurde aufgelöst, und an ihre Stelle trat der Nationalkonvent. Das erste, was er unternahm, bestand darin, daß er am 4. September den König des Thrones verlustig, und Frankreich für eine Republik erklärte. Ludwig hörte die ihm offiziell bekannt gemachte Abschaffung der Königswürde mit einer Art von Kaltblütigkeit und Gleichgültigkeit an, die Jedermann bewundern mußte.

Der Zustand der königlichen Familie im Tempel war traurig. Von der ganzen übrigen Welt, die sie doch so sehr in der Nähe hatte, abgesondert, stand sie unter beständiger Aufsicht der Gemeinde-Kommissaire. Nur beym Frühstücke, beym Mittag- und Abendessen kamen sie zusammen, und auch hier wa-

ren die Kommissaire gegenwärtig, fiengen alle Worte, die sie sprachen, auf, und — wer sollte das glauben? bestimmten sogar die Gegenstände, von denen sie nicht sprechen durften. Die königlichen Personen waren auch in ihren Zimmern unter der Aufsicht der Kommissaire, welche immer mit aufgesetztem Hute da saßen, auf die an sie gerichteten Fragen entweder gar nicht, oder trotzig antworteten, und den König nicht anders als Ludwig, und die Königinn Madame nannten.

Während der König aus Gram in eine Krankheit verfiel, gab Condorcet in seiner Pariser Chronik vor, der König sey unbekümmert, und esse mit gutem Appetit. Alles dieses ward ausgestreut, um die Person des Königs dem Volke verächtlich zu machen. Der König verlangte einen Arzt, und erhielt keinen. Der venezianische Gesandte wollte Wäsche nach dem Gefängnisse senden, aber die Jakobiner drohten ihm mit dem Laternenpfahl.

Dem Könige wurde nicht erlaubt anders als in Gegenwart eines Mitglieds des Bürgerraths mit der Königinn zu sprechen. Wenn sie spatzieren giengen, so gieng er zwischen ihnen, wenn sie aßen, so setzte er sich zwischen sie. Des Nachts schlief der König und die Königinn in verschiedenen Zimmern. In je-

dem von diesen Schlafzimmern hielten sich die ganze Nacht über vier Soldaten auf, welche man alle halbe Stunde wechselte, damit sie, wie die Jakobiner sagten, nicht verführt würden. So oft die neue Wache kam, wollte selbige auch erst wissen, ob der König und die Königinn noch vorhanden wären. Der Offizier rief daher, so wie er ins Zimmer trat: Monsieur Ludwig! seyd Ihr in Euerm Bette? Bey der Königinn: Madame Antonie! seyd Ihr in Euerm Bette? — Diese Fragen wurden immer so lange wiederhohlt, bis der König und die Königinn antworteten: Ja! Der Dauphin und die Prinzessinn schliefen in einem Zimmer. Sie waren verbunden, dieselben Fragen, und eben so oft, zu beantworten.

Das Essen, welches der königlichen Familie gebracht wurde, war äußerst schlecht, und oft ganz ungenießbar. Sie erhielt keinen andern Wein, als den die Wache trank. Für den König und die Königinn ließ der Bürgerrath sechs Hemden von grober Leinwand machen. Den König versah man mit einem neuen Überrocke, so wie ihn die Bürgersoldaten trugen. Die Bürgersoldaten, welche in den Gefängnissen Wache hielten, rauchten Tabak, aßen, tranken, sprachen und lärmten, als ob niemand da wäre. Über alles im

Hause führte die Pariser Gemeinde die Aufsicht, und wenn man weiß, wie sehr dieselbe von den Jakobinern beherrscht wurde, so wird man nicht anstehen, den Grund aller Niederträchtigkeiten, welche die königlichen Personen erfahren mußten, von dieser verabscheuungswürdigen Gesellschaft herzuleiten.

Die eigentlichen Diskussionen über Ludwig den Sechszehnten fingen im Nationalkonvent am 13. November an, und dauerten bis zum 3. Dezember fort, an welchem Tage der Nationalkonvent dekretirte, daß Ludwig von ihm gerichtet werden sollte.

Den 11. December ward Ludwig in die Versammlung gerufen, um auf die ihm vorzulegenden Fragen zu antworten. Seiner Unschuld bewußt, erschien der gute König vor den Schranken, und beantwortete die ihm vorgelegten Fragen mit einer Würde und Standhaftigkeit, die seine Feinde beschämte. Aber, was nützt dem Lamme seine Unschuld, wenn Wölfe und Tieger seine Richter sind? —

Man hatte ihm auf sein Verlangen Sachwalter zugestanden. Es waren die Herren Malesherbes, Tronchet und Deseze. Sie bewiesen am 26. December, an welchem Tage Ludwig zum zweyten Mahle verhört wurde, die Unschuld des Königs, und die Unverletzbarkeit seiner Person aus der Konstitution selbst. Ihr

Bürger! — sagte der König — man hat euch nun meine Vertheidigung vorgelegt; ich werde nicht wiederhohlen, was man schon gesagt hat. Indem ich vielleicht zum letzten Mahle vor euch spreche, erkläre ich nur, daß ich mir nichts vorzuwerfen vermag, und meine Sachwalter die Wahrheit ausgesagt haben. Niemahls scheute ich mich mein Betragen öffentlich untersuchen zu lassen. Aber mein Herz ist schmerzlich verwundet, in der Anklage den Vorwurf zu finden, daß ich das Blut des Volkes hätte vergießen wollen. Ich gestehe, daß die vielfältigen Beweise von der Liebe zu meinem Volke, denjenigen, der sich selbst ausgesetzt hatte, um dessen Blut zu schonen, gegen einen solchen Vorwurf auf immer verwahren zu müssen schienen.

Nach so einer Erklärung und solchen Beweisen hoffte man noch immer die Rettung des Königs. Die Standhaftigkeit bey seinem Verhör schien einen guten Theil des Volkes zu billigern Gesinnungen umgestimmt zu haben, und man glaubte, selbst in der Politik und dem wahren Interesse des Nationalkonvents einen Grund zu dieser Hoffnung zu finden.

Aber der 19. Jäner 1793 schlug diese Hoffnung nieder. Es wurde nähmlich um 2 Uhr Nachts mit einer Mehrheit von 70 Stimmen beschlossen, daß Ludwig ohne Verzug hingerich-

tet werden sollte. Am 20. ging der ausübende Rath nach dem Tempel, um Ludwig sein Todesurtheil anzukündigen.

Das unschuldige Opfer, der König, betrug sich immer standhaft. Gegen Abend am 20. verlangte er seine Familie zu sprechen. Diese wurde herbeygeführt, und hier gab es eine Scene, die sich nicht beschreiben läßt. Die Unterredung dauerte über zwey Stunden, und endlich schied die königliche Familie mit Thränen von ihm, und brachte die ganze fürchterliche Nacht im Gebethe zu.

Auch Ludwig bereitete sich die ganze Nacht über zu dem wichtigen Schritte vor. Morgens in aller Frühe bat er um Erlaubniß, das heilige Abendmahl empfangen zu dürfen. Dieß wurde ihm gestattet. Nach dem heiligen Abendmahle war er heiterer und seine Stärke nahm zu. Er bethete noch mit seinem Beichtvater Edgeworth, und sagte ihm: Sagen sie doch allen Menschen, daß die Religion der einzige Trost der Unglücklichen ist. Ja, wenn einen alles verläßt, so bleibt sie mit uns, und dieß ist ihr größter Triumph! —

Um 8 Uhr früh am 21. Jäner erschien Santerre, und die Kommissaire, und kündigten dem Könige an, daß sie ihn auf den Richtplatz führen wollten. Ludwig hörte das Jammergeschrey seiner Gattinn und seiner Kinder.

Macht fort, sagte er, ich mag ihre zarten Herzen nicht noch mehr erschüttern; ich darf sie jetzt nicht sprechen; jenseits des Grabes sehen wir uns wieder.

Ludwig stieg nun in einen schwarz ausgeschlagenen Wagen, sein Beichtvater mit ihm; beyde saßen im Hintergrunde, und vor ihnen zwey Gendarmen. In allen Gassen, wo der Zug durch ging, waren auf den Ecken Kanonen mit auswärts gekehrten Mündungen angebracht. Vor und hinter dem Wagen gingen Kanonen, und 1,200 Nationalgarden zu Fuß und zu Pferde. Eine tiefe Stille machte den Zug noch schauerlicher.

So bald der Wagen vor dem Schaffot angelangt war, so gab der Beichtvater dem zum Tode bestimmten Opfer die Generalabsolution. Er stieg sodann ab, und Ludwig bestieg das Schaffot. Franzosen! ich sterbe unschuldig; — waren seine letzten Worte von diesem Schaffotte, in dem Augenblicke, da ich bereit bin vor Gott zu erscheinen, sag ich euch diese Wahrheit! Doch ich verzeihe meinen Feinden, und wünsche, daß Frankreich — — Hier unterbrach ein Trommelgewirbel den König, und das Haupt des Gerechten fiel! —

Ich ziehe den Vorhang vor diese Gräuelthat, die selbst ein barbarisches Jahrhundert gebrandmahlet hätte, und die der Menschen-

freund nicht nur aus den Jahrbüchern Frankreichs, sondern selbst aus der Geschichte der Menschheit hinweg wünschet.

So schimpflich, aber in den Augen der gerechten Welt vielmehr geehrt, als beschimpft, starb Ludwig der Sechszehnte im 39. Jahre seines Alters, nachdem er durch 18 Jahre regiert, immer sich groß, edel, und keinem Laster ergeben gezeigt, und unablässig an dem Wohle seines Volks gearbeitet hatte, von dem er auch geehrt, und geliebt war, bis die unselige Revolution ausbrach, und alle Bande der Sittlichkeit und Treue zerriß.

So ruhe dann sanft Gutmüthigster der Könige Galliens! ruhe sanft von den unzählbaren Leiden, die deine unwürdigen Unterthanen auf dich häuften; die dir alles raubten, Krone, Schätze, Leben, und sogar die süße Empfindung, vor Deinem Tode noch wohlzuthun! Genieße die Freuden einer ewigen Seligkeit! Ferne von Deinem Grabe fließt dir manche Thräne der Empfindung, die dein Andenken mehr ehrt, als es deine blutdürstigen Feinde beschimpfen konnten. Heil ist uns dein Andenken! Wir kannten in dir einen gutmüthigen, wohlthätigen König, einen Menschenfreund, und segnen deine Asche!

# Marie Antonie.

Diese bedaurungswürdige Gemahlinn eines unglücklichen Monarchen, Ludwigs des Sechszehnten, — verdient nicht bloß wegen ihres grausamen Geschicks, sondern auch wegen der Vorzüge ihres Geistes, wegen ihrer heldenmüthigen Standhaftigkeit im Leiden und im Tode, und wegen anderer interessanter Züge, unsere ganze Aufmerksamkeit. Sie betrat den größten und glänzendsten Wirkungskreis; sank aber von der höchsten Stufe des äußern Glücks bis zum schrecklichsten Abgrunde des menschlichen Elends herab.

Unter den siebzehn Kindern, mit denen Marie Therese in einer dreyßigjährigen glücklichen Ehe ihren Gemahl, Kaiser Franz den Ersten beschenkte, wurde Marie Antonie am 2. November 1755 geboren. Diese große Fürstinn wendete auf die Erziehung ihrer Lieblingstochter stets eine vorzügliche Sorgfalt, und suchte ihr, außer vielen an-

dern vortrefflichen Lehren der Weisheit, besonders die für Fürsten und Fürstinnen so wichtige Wahrheit einleuchtend zu machen: daß die wahre Größe eines Menschen, und vorzüglich eines solchen, den das Schicksal über andere erhoben habe, nicht in äußerer Pracht und Herrlichkeit, sondern in Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit und Milde bestehe. Die körperliche Erziehung der jungen mit allen Reizen weiblicher Schönheit und Grazie geschmückten Prinzessinn war nicht weniger ein Gegenstand der zärtlichen Besorgniß ihrer erhabenen Mutter. Und so, begabt mit den vorzüglichsten Eigenschaften an Leib und Geist, schien ihr unter den sechs Prinzessinen des kaiserlichen Paares die glänzendste Laufbahn vom Schicksale bestimmt zu seyn, da sie den ersten Königsthron von Europa bestieg.

Der erste Minister Ludwigs des Fünfzehnten, der Herzog von Choiseul, glaubte durch die Vermählung des damahligen Dauphins Ludwig mit Marien Antonien, eine Verbindung zwischen Österreich und dem Hofe von Versailles zu gründen, die für beyde Staaten von den glücklichsten Folgen seyn sollte. Selbst die Kaiserinn Marie Therese war über diese Verbindung so sehr erfreut, daß sie den Vermählungstag ihrer jüngsten Prinzessinn für den schönsten Tag ihres Lebens schätzte.

Am

Am 16. April 1770, geschah die Feyerlichkeit der Brautbewerbung, und am 19. erfolgte in der Hofkirche zu Wien die feyerliche Einsegnung. Marie Therese führte die junge Braut an ihrer Hand zum Altare, und der Erzherzog Ferdinand vertrat die Stelle des Bräutigams. Die Vermählung ward durch ein glänzendes Fest gefeyert, an welchem die Wiener den ungetheiltesten Antheil nahmen. Die Kaiserinn ließ unter andern im Belvedere einen Saal zu einem großen Maskeradenballe erbauen, der 6000 Masken fassen konnte; 10000 Lampen erleuchteten die Außenseite des Gebäudes, und über 7,000 Wachslichter erhellten den Saal. Ein königlicher Überfluß herrschte in den Speisezimmern für die gedrängten Schaaren der Anwesenden, und zwanglose Freude tanzte unter den prachtvollen Gruppen des hohen deutschen Adels. Ein fast eben so prächtiges Fest veranstaltete am folgenden Tage der französische Bothschafter, und zwey Tage später verließ die schöne Braut des Dauphins den Hof ihrer großen Mutter, ihre Familie und ihre Vaterstadt, mit den Empfindungen der Wehmuth und des Schmerzens, die bey einer solchen Trennung, und bey der Vorstellung, ihre ganze übrige Lebenszeit unter ei-

nem fremden Volke verleben zu müssen, sehr natürlich waren.

Mit den peinlichsten Gefühlen trennte sie sich an der Grenze von ihrem deutschen Gefolge und von den Freundinnen ihrer Jugend. Zu Compiegne traf die Dauphine den Herzog von Choiseul und einige Meilen weiter den König von Frankreich und ihren Gemahl, den Dauphin Ludwig, an; des Abends speisete sie mit ihnen zu la Muette, und am 16. May erfolgte zu Versailles die feyerliche Vermählung mit dem Dauphin, bey welcher Gelegenheit der alte König alles aufbot, um die Größe des französischen Hofes hervorstrahlen zu lassen.

Alles, was menschliche Erfindungskraft in Paris und Versailles nur immer ersinnen konnte, wurde aufgeboten, um die Gegend auf einige Tage zum Elysium umzuzaubern: Erleuchtungen, Feuerwerke und Bälle wechselten mit einander ab, und die Gastgebote des Hofes prangten mit dem Überflusse des Reichs, und den Reichthümern beyder Indien. Der König verwendete mehr als 20 Millionen Livres zu diesen Festen; der große Feuerstrahl des abgebrannten Feuerwerks bestand aus 30,000 Raketen, und kostete allein 90,000 Livres.

Marie Antonie machte es zu einer ih-

ter Hauptbeschäftigungen, sich Liebe und Hochachtung zu erwerben, und nie verstand eine Prinzessinn so sehr die Kunst, allenthalben Bewunderung und Verehrung zu erwecken. Ihre außerordentliche Schönheit, die Grazie ihres Blicks, die Majestät, die aus ihrem ganzen Wesen hervor leuchtete, und ihre leutselige Herablassung, entzückte und fesselte alle Herzen. Sie ward bey ihrem ersten öffentlichen Einzuge in Paris, von den Einwohnern dieser Hauptstadt mit der lebhaftesten Freude empfangen. Die Damen des Hofes beneideten die Dauphine, weil die Männer über ihre Schönheit nur ein Urtheil hatten. Wer sie sahe, gestand, daß ihr Anblick bezaubernd sey. Sie war ziemlich groß von Person, schön gebaut, und trug sich mit Anstand und Anmuth; ihr Haar war blond, ihr Auge blau, groß und seelenvoll; ihr Gesicht war länglicht, der Mund klein, die Nase gebogen, die Haut außerordentlich weiß, und ihre Wangen, mit der blühenden Farbe der Jugend geschmückt, bedurften keiner Schminke; und so behaupteten ihre Reize immerfort den Vorrang vor allen aufblühenden Schönheiten des Hofs. Dieß bestätigte ein Kenner weiblicher Schönheiten, der türkische Gesandte nämlich, den der Kaiser Abdul Hamit nach Frankreich

sandte. Ein Prinz fragte ihn, welche Dame er für die schönste des Hofes hielte? — als er Zuschauer bey einem großen und prachtvollen Balle war — und die Antwort war gleich: Wenn Sie erlauben, daß ich die Königinn mit darunter rechnen darf, so ist meine Wahl schon entschieden. —

Außer dieser körperlichen Schönheit war Marie Antonie auch mit dem feinsten Gefühle für alles Schöne und Edle begabt; ihr Geschmack war ausgebildet, ihre Empfindungen lebhaft, und ihre Neigung entschied sich immer mehr für die Vergnügungen der großen Welt. Das Theater liebte sie leidenschaftlich; sie sang und tanzte bezaubernd; sie führte gern Privatschauspiele auf, und unterrichtete ihre Freundinnen in den Rollen, die sie übernehmen wollten.

Mehrere schöne Züge aus dem Leben dieser damahls fast vergötterten Fürstinn werden uns bald überzeugen, wie groß ihre Herzensgüte gewesen sey, und daß sie in vieler Rücksicht über die gewöhnlichen Menschenseelen sehr erhaben war. — Es verräth gewiß eine Geistesgröße, sich an seinen Beleidigern nicht zu rächen, wenn uns die Gelegenheit so nahe liegt. Marie Antonie bewies sie bey folgendem Vorfalle.

Ein gewisser Marquis von Pontecoulant,

der unter Ludwig dem Fünfzehnten, Oberster der Gardes du Corps war, hatte das Unglück gehabt, die Dauphine so sehr zu beleidigen, daß sie ihm diese Kränkung nie vergeben zu wollen schien. Als ihr Gemahl durch den Tod seines Großvaters zum Besitze des Thrones gelangte, fürchtete der Marquis die Ahndung seines Versehens und glaubte, durch Niederlegung seiner Stelle dem drohenden Schicksale ausweichen zu müssen; entdeckte aber vorher seinen Entschluß dem Prinzen von Beauveau, äußerte diesem seine Furcht vor der Rache der Königinn, und sagte: es thue ihm wehe, den königlichen Dienst verlassen zu müssen u. s. w. Der Prinz rieth ihm, noch zu warten, ging zur Königinn, entdeckte ihr den Vorsatz des Obersten und die Bewegungsgründe, welche denselben bestimmten.

Kaum hatte er ausgeredet, als die Königinn folgende, ihrem Herzen zur Ehre gereichende Äußerung that: Die Königinn weiß nichts mehr von den Beleidigungen, die der Dauphine sind zugefügt worden. Ersuchen Sie den Marquis, sie gleichfalls zu vergessen. Bald nachher traf sie mit dem Obersten selbst zusammen; hier sagte sie ihm eben das. Ein Betragen, welches den Mar-

guis so sehr rührte, daß er diesen Vorfall allenthalben bekannt machte. —

Die Liebe und Achtung, welche die Königinn schon als Dauphine unter den Franzosen, vorzüglich unter den Parisern besaß, zeigte sich fast bey allen Gelegenheiten und zwar auf eine so unverdächtige Weise, daß selbst Ludwig der Fünfzehnte nicht ganz seine Eifersucht verbergen konnte. Als die Prinzessinn dieß bemerkte, machte sie ihrem Großschwiegervater das feine Compliment: Eure Majestät müssen von ihren Unterthanen außerordentlich geliebt werden, denn sie haben mir dieses durch unzählige Proben bewiesen. —

Zu den edelsten Charakterzügen der Königinn gehören aber ganz besonders Wohlthätigkeit gegen Nothleidende, und ein unbegrenztes Mitleiden mit jedem Unglücklichen. Sie war fast untröstlich, wenn sie dem Unglücke nicht abhelfen konnte, oder wenn sie sich gar selbst den Vorwurf machen mußte, es veranlaßt zu haben. Einige gewiß sehr rührende Züge sind folgende:

Ludwig der Fünfzehnte jagte einst in der Gegend von Fontainebleau. Ein von mehrern Schüssen verwundetes wildes Schwein stürzte in dem Dorfe Archene wüthend in einen Garten, in welchem gerade ein Gärtner

arbeitete. Es richtete diesen Mann so erbärmlich zu, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Die Nachbarn, welche diesem schrecklichen Schauspiele zusahen, ohne dem Unglücklichen helfen zu können, gaben der Frau des Gärtners, welche eine Viertelmeile von dem Dorfe auf dem Felde arbeitete, Nachricht. Diese, die ihren Mann schon todt glaubte, erhob das kläglichste Geschrey und war voll Verzweiflung. In diesem Augenblicke kam die Dauphine, welche in der Nähe gewesen war, zu Fuß herbey geeilet, erkundigte sich nach der Ursache ihrer Klagen, und da sie nun den Grund erfuhr, so suchte sie die Arme nur erst zu trösten, indem sie so wohl ihr, als ihrer ganzen Familie Hülfe und Unterstützung versprach. Noch nicht genug, ihr Mitleiden bewog sie, gleich ihren Wagen kommen, die Frau nebst ihren beyden Kindern hinein steigen, und sie, begleitet von einem Bedienten, nach ihrem Dorfe fahren zu lassen, nachdem sie der Gärtnerfrau alles Geld, das sie bey sich führte, gegeben hatte. Sie selbst ging zu Fuße nach dem Rendevous der Jagd zurück, und konnte die Zeit nicht erwarten, da ihr ihr Bedienter von dem Befinden des Gärtners Nachricht brachte. Als sie seine traurige Lage erfuhr, war sie

beynahe nicht zu beruhigen. Sie weinte und sagte: O! wie unglücklich würde ich seyn, wenn der arme Mann sterben sollte: um meinetwillen war die Jagd angestellt, ich würde also Schuld an seinem Tode seyn! Wie werde ich die Wittwe, wie die unglückliche Familie trösten! zwar werde ich das Schreckliche ihres Schicksals erleichtern können, indem ich sie unterstütze und ihrem Elende entreisse: aber dieß ist nur ein geringer Ersatz. Ich kann doch der Wittwe nicht ihren Mann, den Kindern nicht ihren Vater wieder geben. — Glücklicher Weise kam der Gärtner mit dem Leben davon, und segnete noch lange mit seiner Familie die Milde seiner erhabenen Wohlthäterinn! Dieses Beyspiel von Menschenliebe und gefühlvollen Herzen wurde allgemein bewundert. Es beseelte mehrere Künstler mit Enthusiasmus, und sie beeiferten sich, es durch Werke ihrer Kunst zu verewigen. Gauthier d'Agati lieferte unter andern eine Zeichnung davon, voll Würde und Schönheit; und Dichter besangen diese That in guten und schlechten Versen.

Einst ließ sich die Dauphine von ihrem Oberhofmeister ein Verzeichniß von ihren bestimmten und unbestimmten Einkünften, und eine Liste von den ärmsten Personen,

die in ihrem Dienste waren, vorlegen. Hierauf machte sie aus freyem Antriebe einen Überschlag, und da ihr gefühlvolles Herz ihr sagte, daß es ihre Einkünfte wohl erlaubten, dem Elende manches Bedürftigen abzuhelfen, so gab sie mehrern Personen ihres Hofstaats eine sehr beträchtliche Gehaltsvermehrung, und setzte über dieß noch andern Nothleidenden, die nicht zu ihrem Hofe gehörten, Jahrgelder aus.

Als sie einst mit ihrem Gemahle in der Gegend des Gartens von Versailles spatzieren ging, erblickte sie ein kleines Mädchen mit einer Schüssel in der Hand: Was hast du da, mein Kind? — sagte die Prinzessinn. — Es ist Suppe für meinen Vater und meine Mutter, welche hier auf dem Felde arbeiten. — Woraus ist die Suppe gekocht? — Aus Wasser und Wurzeln. — Hast du kein Fleisch dazu? — O! Madame, wir sind froh, wenn wir nur Brod satt haben. — Wie schmeckt denn aber eine solche Suppe? — Sehr gut, Madame, denn wir arbeiten uns immer recht hungerig, und das ist eben so gut, als wenn wir Fleisch dazu hätten. — Ließest du mich wohl kosten? — O, recht gern; sie wird doch nicht viel davon essen; denn die vornehmen Leute sind bessere Suppen gewohnt. — Die Prinzessinn kostete die

Suppe, das Mädchen sah sie dabey an und sagte: Ach was sie für einen sauern Mund macht! Hab' ichs ihr nicht gesagt, daß sie ihr nicht schmecken würde? — Gerührt von der Dürftigkeit dieser armen Leute, und erfreut über die Unbefangenheit und Naivität des jungen Mädchens, das in der Dame nicht die künftige Königinn ahndete, gab sie derselben sechs Louisd'or, mit den Worten: Hier hast du einige Groschen, nimm und bringe sie deinen Ältern, damit sie sich künftig bessere Suppen kochen können. Das Mädchen nahm das Geld und eilte davon.

Lieber Freund! sagte hierauf die Dauphine zu ihrem Gemahle, ich dächte wir folgten dem Mädchen, um zu hören, was die Ältern sagen werden. Ludwig, der kein süßeres Vergnügen kannte, als Menschen glücklich zu machen, willigte gern in diesen Wunsch, und so begleiteten sie in einiger Entfernung das Mädchen, welches voll Freude auf ihre Ältern zueilte, die sich eben den Schweiß von der Stirne abtrockneten, und sich nach ihrem Mittagsbrode umsahen. Wie groß war die Verwunderung dieser Leute, als sie die Geschichte ihres kleinen Mädchens hörten, und ihr Erstaunen, als sie die Goldstücke sahen. Rührend war ihre Unterhaltung über Gott und Vorsehung, die so oft un-

erwartete Hülfe schicke. Ludwig hörte mit seiner Gemahlinn unbemerkt alles an; letztere gestand, daß sie sich lange nicht so glücklich gefühlt habe, und daß sie vorzüglich deßwegen ihren erhabenen Stand schätzte, weil sie so mehr, als sonst, andere erfreuen und ihnen wohlthun könne.

Im August 1776, bald nachher da sie Königinn geworden war, ging sie zu Fuße durch das Dorf St. Michel, nahe bey Versailles, und ward eine sehr bejahrte, kraftlose alte Frau gewahr, welche fünf Kinder bey sich hatte, von denen das jüngste zwey, bis drey Jahre alt seyn mochte. Diese Gruppe rührte die weiche Seele der Königinn, sie stand still, betrachtete aufmerksam und nachdenkend die Alte mit ihren Kindern, und endlich ging sie auf sie zu, erkundigte sich mit Sanftmuth und Milde: ob die Kinder ihr angehörten? Sie erfuhr von der Alten, daß sie die Großmutter dieser fünf Unmündigen sey, welche weder Vater noch Mutter hätten, und für deren Unterhalt sie ganz allein, ihres Alters und ihrer Schwäche ungeachtet, sorgen müßte. Dieß machte ihr ganzes Gefühl rege; sie vertheilte alles Geld, das sie bey sich hatte, und versprach, Mutterstelle bey ihnen zu vertreten. Das jüngste Kind nahm sie sogleich mit sich, ließ es er-

ziehen, erlaubte demselben oft zu ihr zu kommen, und hatte viel Vergnügen an seiner Munterkeit und seinen unschuldigen Spielen. —

Paris und ganz Frankreich äußerte die lauteste Freude, als die Königinn den 19. December 1778, mit einer Prinzessinn niedergekommen war. Überall veranstaltete man, um seine Freude an den Tag zu legen, Feste und Lustbarkeiten; die Kirchen ertönten von Danksagungen und Lobgesängen; an die Armen und Krankenhäuser wurden Wohlthaten und Geschenke ausgetheilt; die Gefängnisse zum Theil eröffnet u. s. w. Die Königinn glaubte ihre dankbare Gesinnungen gegen den Himmel wegen ihrer glücklichen Niederkunft nicht besser an den Tag legen zu können, als wenn sie recht viele Menschen an einem einzigen Tage recht glücklich machte. Sie beschloß daher fünfzig der ärmsten und tugendhaftesten Mädchen, welche aus allen Kirchsprengeln von Paris ausgesucht wurden, zu verheirathen, und einer jeden derselben 500 Livres Mitgabe, 200 Livres zur Einkleidung ihres Mannes, und 12 Livres zur Mahlzeit zu geben. Die 500 Livres mußten für die Männer verwendet werden, um sie, wenn sie ein Handwerk gelernt hätten, zu Mei-

stern zu machen, und ihnen die nöthigen Handwerksgeräthe anzuschaffen.

Unter mehreren Wohlthaten, deren Ausübung ihr, wie sie zum öftern aussagte, mehr Wonne gewährten, als alle andern durch ihre Niederkunft veranlaßten Freudensbezeugungen, veranstaltete sie auch noch, daß an eben diesem Tage zwey Greise, in Gegenwart der fünfzig Neuvermählten, die fünfzigjährige Jubelfeyer ihres Ehestands festlich begehen mußten, um dadurch jenen jungen Eheleuten Beyspiele von glücklichen und dauerhaften Ehen zu zeigen. Die Greise zogen, im Kreise von ihren Verwandten, Kindern, Enkeln, und Urenkeln, in einer feyerlichen Prozession durch die Hauptstrassen der Stadt, und zuletzt versammelten sie sich mit jenen fünfzig jungen Ehepaaren in einem großen Saale, wo sie gemeinschaftlich von ihrer Wohlthäterinn gespeiset wurden. Wie konnte es anders seyn, als daß jeder, der diesem Schauspiele beywohnte, und für edle Handlungen nicht ganz gefühllos war, von der Herzensgüte der Königinn, aus welcher sie ihren Ursprung nahmen, gerührt wurde, und für ihre Wohlfahrt die besten Wünsche gegen Himmel schickte! —

Aber nicht bloß bey der Geburt ihrer Prinzessinn zeigte sich die Monarchinn von einer edeln Seite, sondern sie beschäftigte sich auch in

der Folge auf eine ruhmwürdige Art mit ihrer Bildung und Erziehung. Alle Morgen um 10 Uhr mußte die junge Prinzessinn, als sie über fünf Jahre alt war, in ihr Zimmer kommen, und hier bis Mittag unter den Augen ihrer Mutter von dem Lehrer Unterricht empfangen. Die Königinn beobachtete dabey Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit, und zeigte sich nicht selten sogar sehr ernst und streuge. Sie ließ der Prinzessinn durchaus nichts hingehen, und sah ihr, selbst bey Kleinigkeiten nie durch die Finger. Folgendes kann davon ein Beyspiel geben. Die Prinzessinn hatte einst nicht Lust, ihre Lektion zu nehmen; sie gab deßwegen vor, daß sie Kopfweh habe. Die königliche Mutter merkte aber, daß es bloß Laune sey, und befahl, daß man sie zu Bette bringen, und ihr kein Mittagsmahl geben sollte. Der Appetit fand sich ein, und die Prinzessinn forderte zu essen. Man stellte ihr aber vor, daß ihre Mutter befohlen habe, ihr nichts zu geben, um ihre Kopfschmerzen nicht schlimmer zu machen. Der Hunger ward größer, und die Prinzessinn sah sich genöthiget, ihren Fehler zu gestehen. Man sagte es der Mutter; allein diese erlaubte, ihr erst alsdann zu essen zu geben, wenn sie ihre Lektion würde genommen haben. Diese pädagogische Strenge beweiset, daß die Königinn eine nicht gemeine Sorgfalt auf die Er-

ziehung ihrer Kinder verwendete, und daß sie von der großen Nothwendigkeit überzeugt war, Kinder frühzeitig an Ordnung und zum Gehorsam zu gewöhnen, und früh ihrem Eigensinn entgegen zu arbeiten.

Einem armen, vom Minister verstoßenen Officier, der, um eine alte Mutter zu erhalten, in Verkleidung die gemeinsten Arbeiten für Lohn verrichtete, verschaffte sie, sobald sie von ihm hörte, eine einträgliche Stelle bey einem andern Regimente und übersandte ihm eine neue Uniform. In der einen Rocktasche befand sich ein Beutel von 100 Louisd'or, in der andern sein Patent, in der Westentasche war eine goldene Tabakdose, und in der Hosentasche eine goldene Uhr. Sie ließ ihm dabey sagen, daß er diese Belohnung der kindlichen Liebe von ihrer Hand annehmen möchte.

So als Dauphine, so als Königinn, suchte sie durch Belohnungen des Edelmuths, durch Unterstützung einzelner Unglücklichen, das erste Flistern des Neides zu verscheuchen, und sich durch vortheilhafte Charakterzüge auszuzeichnen. Sollte das Herz einer jungen Fürstinn, die so viel feines, richtiges Gefühl für Harmonie und Schönheit hatte, nicht so sehr Antheil daran gehabt haben, wie ihre Politik? — Sie hörte die unglückliche Geschichte einiger Seeleute erzählen, die mit ihrem mast-

losen Schiffe an die afrikanische Küste getrieben, und daselbst von den Schwarzen zu Gefangenen gemacht wurden. Sie saß gerade in dem großen Zirkel der vornehmsten Damen und Herren ihres Hofes, am Spieltische. Lebhaft sprang sie auf und sagte: Wir müssen die bedauernswürdigen Menschen aufsuchen und loskaufen lassen! Wer folgt mir? Sie strich den Louisd'orshaufen ihres Spielgeldes ein, und warf die Börse auf eine Schüssel. In einem Augenblicke wurde diese von den Geldbörsen aller Anwesenden bedeckt. Wir haben etwas gethan, sagte Antonie; allein das Unternehmen ist kostbar. Ich werde Subscribenten sammeln, um es vollends auszuführen. Sie zeichnete mit ihrem Gemahl zuerst; und wer hätte nicht unterzeichnet? —

Bey Rochelle warf ein fürchterlicher Sturm ein mit neun Menschen besetztes Fahrzeug an die Klippen des felsigen Ufers. Vergebens erfüllte das Angstgeschrey der Elenden die Luft, vergebens tönte es stärker, wie der Wogenrausch und das Pfeifen des Sturms. Die erschrockenen Bewohner des Meerstrandes sehen mit jammerndem Blick die neun Hülflosen auf einer hervorragenden Klippe, von Todesangst angeklammert; aber sie fühlen sich hülflos, ihre Rettung ist unmöglich, denn das tobende Meer schleudert

jedes Boot, welches ausgesetzt wird, an den Felsen oder an den Abgrund. Plötzlich reißt sich ein fünfzigjähriger Loütse aus dem Kreise seiner Mitbrüder, windet ein Tau um seinen Leib, wirft sich ins Meer und schwimmt zu der Felsenspitze. Er ergreift einen Unglückli- chen, schlägt den Strick um seinen Körper und bindet ihn auf seinem Rücken fest. So schwimmt er mit dem Geretteten ans Gestade, übergibt ihn da der Pflege seiner Brüder, und wirft sich wieder in die Wellen, um die Mitgefährten seines Unglücks zu retten. Er bringt alle glücklich ans Land, erntet den Freudendank seiner Mitbrüder und die sprachlose Bewunderung derer ein, die er der Welt wieder schenkte. Eine so große Handlung konnte nicht unbekannt und sollte nicht ohne öffentliche Belohnung bleiben. Sie wurde von dem Gouverneur der Provinz an den Hof berichtet. Der Minister erzählte es der Königinn. Welch ein Mann! rief Antonie aus, wir können, um ihn zu belohnen, ihn nur von unserer Bewunderung überzeugen. Der edle Seemann wurde zum Hofe Ludwigs berufen, empfing den öffentlichen Dank seines Königs und seiner Königinn, in Gegenwart aller Großen des Reichs. Königlich beschenkt und von der huldreichen Begegnung der Monarchinn durchdrungen, kehrte er zu der ihm ent-

gegen jubelnden Menge seiner Mitbrüder zurück.

Diese wenigen Züge aus dem Leben der Königinn beweisen deutlich, daß sie gewohnt war, groß und edel zu handeln, und ein wahres Vergnügen empfand, Menschen glücklich zu machen. Aber noch weit größer als im häuslichen Leben erschien Antonie in ihrem schmerzlichen Leiden, und im Tode, wie wir bald sehen werden.

Gegen ihren Gemahl beobachtete Marie Antonie stets eine ungetheilte Aufmerksamkeit. Als er sich die Blattern setzen ließ, so wartete sie seiner mit der größten Sorgfalt, und der König für ihre Gesundheit besorgt, bat sie, ihre Ruhe und Bequemlichkeit nicht seinetwegen aufzuopfern. Auf vieles Bitten ging sie endlich aus dem Zimmer. Am Abend ließ sich eine Nonne bey dem Monarchen melden, welche aus dem Kloster der grauen Schwestern, die bekanntlich die Verpflichtung der Krankenpflege bey ihrem Gelübde übernommen haben, zu seyn vorgab, und dem hohen Kranken ihre Hülfe anbot. Der König ließ das gute Mädchen näher kommen; sie stammelte furchtsam unter dem niedergeschlagenen Schleyer die Worte her: daß die hochwürdige Mutter, ihre Frau Priorinn, sie abgeschickt habe, um den König in seiner Krank-

heit zu warten. Dem König gefiel die Naivität des muntern Mädchens ganz ungemein; wie sehr ward er aber überrascht, als er in der sorgsamen Nonne seine Gemahlinn erkannte! Durch kleine Züge dieser Art bewies Antonie ihrem Gemahl, wie sehr sie ihn schätzte, und dadurch fesselte sie unzertrennlich sein Herz. Daher lieh er ihren Verleumdern niemahl sein Ohr, und liebte sie mit der unerschütterlichsten Treue. Er äußerte sich selbst an einer Abendtafel hierüber, als von einer Oper die Rede war, indem er sagte: Nichts übertrifft doch die Arie in der Oper Lucilie: Wo lebt man glücklicher, als im Schooße der Seinen? — Diese Äußerung des Königs wurde in Paris mit einem großen Enthusiasmus aufgenommen, und noch lange nachher, wenn man dem Könige eine Schmeicheley sagen wollte, sang man in öffentlichen Geschäften diese Arie.

Diese schöne, durch die erhabenste Herkunft von dem Schicksal ausgezeichnete, und mit jedem körperlichen und geistigen Reiz von der Natur geschmückte Prinzessinn, würde in einem ruhigeren Zeitpunkt, auch bey einer weniger galanten Nation, als die französische ist, von allen, die sich ihr zu nähern das Glück gehabt hätten, nicht nur verehrt, sondern beynahe angebethet worden seyn; man

würde ihr die Bewunderung nicht haben versagen können, welche ausgezeichnete Vollkommenheiten, verbunden mit einer erhabenen Geburt, alle Mahl erwecken. Aber so außerordentliche, so seltene Eigenschaften, erregen in Zeiten, in welchen der Parteygeist herrscht, nur boshaften Neid, schändliches Mißtrauen, verleumderische Nachreden, und höhnische Anspielungen, welche die Bosheit kleinen und niedrigen Seelen eingibt, die dadurch den Einfluß so großer Vollkommenheiten zu verhindern, und sich selbst, durch Erniedrigung anderer, zu einem eingebildeten Ansehen zu erheben wähnen. — Wenn man bedenkt, daß sie in ihrer frühen Jugend, völlig unbekannt mit den Intriguen der Höfe, dazu bestimmt wurde, die Hoffnung aller, der Gegenstand der ausgesuchtesten Schmeicheleyen, und die Person zu seyn, von welcher der Ehrgeitz die beneidungswürdigste Erfüllung seiner Plane erwartete, so darf man sich nicht wundern, daß die gewöhnlichen Folgen des gekränkten Ehrgeitzes auf sie zurück fielen.

Daher wurde ihre Herablassung dem Leichtsinne, ihre Umgänglichkeit sträflichen Leidenschaften zugeschrieben. War sie zurückhaltend, so hieß dieß Verachtung gegen die Nation, welche sie so sehr geehrt hätte; war sie zuvorkommend gegen gebildete und ge-

lehrte Personen, so schloß man daraus, sie verachte alle, denen diese Vorzüge fehlten. Diejenigen sogar, welche sehr leicht die Schwachheiten des Weibes ihr würden verziehen haben, weil diese in ihren Augen nur unbedeutende Fehler waren, vergaben ihr niemahls ihre leicht zu bemerkende Anhänglichkeit für die Nation, unter welcher sie geboren war, und den Vorzug, den sie derselben vor der gab, welche sie zur Königinn erhoben hatte. Dieß war ein Verbrechen, das durch kein Opfer gebüßt, und, auch durch geduldiges Ertragen der größten Beschimpfungen, nicht ausgeglichen werden konnte. Man hielt es für den höchsten Gipfel der Undankbarkeit, für eine Wirkung der Thorheit und des Stolzes, und Marie Antonie konnte bey aller ihrer Herzensgüte und Liebe für ihr Volk, besonders für die Pariser, dieses gegen sie einmahl gefaßte Vorurtheil nicht vertilgen.

Wer kennt nicht die berühmte Halsbandgeschichte, welche so viel Aufsehen in ganz Europa machte, und welcher man sich bediente, um dem französischen Volke einen unauslöschlichen Haß gegen die Königinn einzuflößen! Daß sie an dieser Geschichte ganz unschuldig war, und von der ganzen Verhandlung auch nicht den kleinsten Umstand gewußt habe, ist in dem Processe so

deutlich bewiesen worden, daß hierüber kein Zweifel mehr übrig bleiben kann. Das Libell, welches die la Motte nachher in London gegen die Königinn drucken ließ, ist durchaus falsch und erdichtet; es setzte aber in Frankreich ihren Charakter nur noch tiefer herunter. Stäupen und Brandmarken war für ein solches Weib wahrlich eine zu geringe Strafe! —

Welche Erhabenheit und Größe des Geistes zeigte die Königinn in den Zeiten der Revolution, wo der Freuden so wenig und der Leiden so entsetzlich große und viele waren, welche ihre wenigen Lebenstage aufs höchste verbitterten! Einige Begebenheiten aus diesem traurigen Zeitraume ihres Lebens verdienen ungeachtet sie in der Hauptsache bekannt sind, einer nähern Erwähnung. Ich übergehe die schrecklichen Scenen des 5. und 6. Oktobers 1789, weil sie für das Herz des gefühlvollen Lesers zu empörend sind, und ich sie eben in der Lebensgeschichte Ludwigs, ihres Gemahls schon beschrieben habe. Überhaupt zeigte sich die Königinn auf eine Art dabey, die ihr unter jeder andern Volksmenge Achtung und Liebe erworben haben würde. Wie edel handelte sie, als sie bey den über jene Gräuelscenen angefangenen obrigkeitlichen Unter-

suchungen erklärte: sie habe nichts gesehen — sie habe alles vergessen. —

Die im Juny 1791 verunglückte Flucht aus Frankreich war ein neuer heftiger Donnerschlag für eine Monarchinn, welche ihr Leben und ihre Ehre täglich den abscheulichsten Angriffen und den fürchterlichsten Gefahren ausgesetzt sahe. Gewiß würde die königliche Familie die Grenzen erreicht haben, wenn nicht, wie man jetzt dafür hält, selbst die niederträchtigste Verrätherey im Spiele gewesen wäre.

Wie demüthigend mußte das für die Königinn seyn, sich und ihre Familie als Gefangene in die Hauptstadt zurück geführt zu sehen, und wie tief kränkend die Art, wie die Pariser die königliche Familie empfiengen! Achtzig tausend Bürger standen unterm Gewehr; aber auch die kleinste militärische Honneur wurde unterlassen. Alle Strassen, Fenster uud Dächer waren mit Menschen besäet, aber kein einziger Zuruf erfolgte von den hundert tausenden, die sonst ihr Vivat! durch die Luft wirbeln ließen, und den Wagen ihrer Königinn mit Blumen bestreueten! — Sie sank einige Mahl in Ohnmacht, und sahe stets mit sichtbarer Ängstlichkeit auf die Bewegungen des Volks, das sich um ihren Wagen drängte. Bey der An-

kunft in den Thuillerien, wollte der Pöbel die drey Gardes du Corps massakriren, die die königliche Familie auf ihrer Flucht begleitet hatten; allein la Fayettens vielgeltende Bitte rettete ihr Leben. Diese tumultuarische Scene empörte alle Gefühle der Königinn. Sie stieg mit wildem Blute und heftiger Bewegung aus dem Wagen, und sank in ihrem Zimmer ohnmächtig nieder.

Unter des berüchtigen Pethion und des Bierbrauers Santerre Auspicien wurden die Scenen des 20. Junius veranstaltet, wodurch man wenigstens den König bewegen wollte, die Dekrete gegen die Priester, und zur Errichtung eines Lagers bey Paris zu genehmigen. Die Königinn hatte sich mit ihrem Gemahle und seiner Schwester schon auf den Angriff vorbereitet, der von den Vorstädtern und den Weibern der Halle unternommen werden sollte, — und hatten des Morgens das Abendmahl genommen.

Nach einigen tumultuarischen Auftritten im Zimmer des Königs, drang ein Volkshaufe zu dem Zimmer der Monarchinn und verlangte sie zu sehen. Die Thüren des Zimmers wurden eingeschlagen, weil man nicht geneigt war, sie freywillig zu öffnen, und eine Menge Weiber und Pikenträger stürzten in das Gemach des Dauphins.

Die Königinn entfloh nach dem Conseil-Saal, den jungen Prinzen auf ihrem Arme, und an der Hand ihre ältere Prinzessinn. Einige dreyßig Grenadiere eilten der Monarchinn zu Hülfe, und besetzten das Zimmer, durch welches der rohe Haufe ziemlich ruhig defilirte. Die Weiber der Halle präsentirten ihr eine rothe Mütze, welche sie einen Augenblick auf ihren Kopfputz, und hernach auf den Kopf des Dauphins setzte. Andere Weiber bemühten sich, ihr eine große National-kokarde vor die Brust zu heften. Die Königinn sammelte sich, und redete die Weiber mit Würde und Entschlossenheit an. Sie bewirkte eine unglaubliche Sensation und diejenigen, die vorhin mit trotzigem Blicke und wüthenden Geberden sich im Zimmer herum trieben, schlichen jetzt beschämt oder gerührt wieder nach der Treppe.

Die Nachricht von diesen Auftritten wurde bey den Armeen und in den Provinzen mit Unwillen und Abscheu aufgenommen. La Fayette kam nach Paris, um mit dem Hofe alle Maßregeln zu verabreden, wodurch einem ähnlichen Auftritte vorgebeugt werden könnte, und der Zeitpunkt schien nicht mehr weit entfernt zu seyn, wo die Konstitution umgeworfen, die Jakobiner zerstreut, die monarchische Gewalt befestigt, und die Kö-

niginn an ihren Feinden gerächt werden sollte; die preußischen und österreichischen Heere standen an der französischen Grenze zum Einmarsche fertig.

Allein der 10. August, welcher in der französischen Geschichte ewig denkwürdig bleiben wird, zertrümmerte auf immer alle von den Freunden und Anhängern der königlichen Familie entworfenen Plane. Die Freunde der guten Ordnung und Ruhe erlitten an diesem Tage die völligste Niederlage, die Thuillerien wurden eine Beute des Pöbels, die treuen Schweizer fielen unter den Mordschwerten der wüthenden Menge; die königliche Familie nahm ihre Zuflucht zu der National-Versammlung, aus deren Schooße die ganze Trauerscene ihren Ursprung genommen hatte, nahm da ihre Zuflucht, wo die unversöhnlichsten Feinde des Königs thronten, und erhielt statt Schutz und Beystand, das schmähliche Dekret der — Absetzung des Königs, und seiner ganzen Familie, Einkerkerung in den scheußlichen Tempel.

Die Königinn näherte sich nun den schrecklichsten Scenen ihres Lebens, welche die Gefühle jedes menschlichen Herzens empörten. Die Marat'sche Septembervesper entriß die Prinzessinn Lamballe dem Kerker, um

sie der Kannibalenwuth des niedrigsten Pöbels aufzuopfern. Vor dem Pallaste ihres Schwiegervaters wurde die Leiche der ermordeten Fürstinn von den Ungeheuern geschändet und verstümmelt, und ihr blutiger Kopf auf einer Picke nach dem Tempelthurm unter die Fenster des königlichen Zimmers getragen. Antonie sah herab auf das tobende Volksgetümmel. Sie erblickte die empor gehaltene Picke, das Gesicht ihrer Freundinn mit seinen Todeszügen und blutigen Haaren, und sank in Ohnmacht. — Sie kam ins Leben zurück und fiel in heftige Convulsionen; aber noch schlug ihre Todesstunde nicht. —

Marie Antonie erlebte die schreckliche Begebenheit, ihren Gemahl auf dem Blutgerüste zu verlieren. Die Königinn hatte noch in ihrem Gefängnisse ihre Herrschaft über die Herzen der Männer gezeigt. Sie hatte den strengen Pethion gemäßigter und den wilden Manuel sanfter gemacht. Ihre ehemaligen Gegner wurden ihre wirksamsten Freunde; allein die Partey des Berges siegte im Konvente über die Deputirten der Gironde. Die Stunde des Abschiedes ihres Gemahls war die bitterste ihres Lebens.

Der 31. May 1793 war für den gemäßigtern und besser denkenden Theil des Kon-

vents ein schrecklicher und zwar der Todestag für die Brissotiner und Girondisten, und das beschleunigte den Untergang der Königinn. Nicht zufrieden damit, die Monarchinn im traurigen Kerker des Tempelthurms schmachten zu lassen, sollte sie auch den einzigen ihr noch übrigen Trost, die Gesellschaft der ihrigen verlieren, und in dem abscheulichen Gefängnisse der Conciergerie ihre letzten Tage verleben.

In der Nacht des 2. Augusts 1793 kamen zwey Municipalbeamte vor das Bette der Königinn, und machten ihr den Befehl bekannt, sie sogleich nach der Conciergerie zu führen. Bey der Unterredung entdeckte sie, daß der eine Municipalbeamte, auch voriges Jahr ihre Freundinn Lamballe von ihrer Seite gerissen habe. Mein Herr! — sagte sie, die Trennung, die sie mir dazumahl ankündigten, war schmerzhaft; die heutige ist es nicht weniger. Sie sah nun ihre Tochter und Madame Elisabeth zum letzten Mahle, beyde warfen sich ihr mit Thränen der Verzweiflung in die Arme; aber die Königinn behielt eine unerschütterliche Standhaftigkeit. Meine Tochter, sagte sie zu der Prinzessinn, du kennst deine Religion, und du mußt in jeder Lage deines Lebens Gebrauch davon machen. Sie bat um Erlaubniß, sich einige reine Wä-

sche mitzunehmen, weil sie bey ihrer Retirade aus den Thuillerien, sehr daran Mangel gelitten hatte, und machte sich darauf ein Paquet von einigen Hemden und Kleidungsstücken. Mit dieser kleinen Garderobe unterm Arm, folgte sie ihren Führern, und weigerte sich, ihnen die Hand zu reichen. Als sie in der Conciergerie abtrat, und durch einen dunkeln engen Gang zu ihrem Zimmer geführt wurde, gerieth sie außer Fassung. Ein Paar bellende Hunde sprangen ungestüm auf sie los, und kaum war dieser Schrecken vorüber, so sah sie sich in ein noch engeres Behältniß im Erdgeschosse eingesperrt. Hoffnungslosigkeit und Schauer der Todesahndung überwältigten die Stärke ihres Geistes. Sie sank ohne Lebenskraft und Besinnung auf ihr kärgliches Lager nieder.

Marie Antonie litt während ihres Aufenthalts in dem Gefängnisse sehr an ihrer Gesundheit. Die Feuchtigkeit des engen Kerkers verursachte ihr geschwollene Füße und heftige Kolicken, und die Wahrscheinlichkeit der gewaltsamen Todesart, die ihrer wartete, beugte ihren Geist unter der Masse ihrer Leiden nieder. Der Kummer hatte ihr schönes blondes Haar grau gefärbt, ihr großes, seelenvolles Auge mit Melancholie umwölkt, und alle Züge ihres Gesichts außer-

ordentlich verändert. Dennoch strebte sie, den Gram zu unterdrücken, der in ihrem Busen wühlte, und ihre gewöhnliche Standhaftigkeit zu behaupten. Sie suchte diejenigen zu rühren, die zu ihrer Rettung etwas beytragen konnten; aber ihre erklärten Gegner sollten den Triumph nicht genießen, sie leiden zu sehen. Bey der Nachricht, daß sie zum Verhör geführt werden sollte, kleidete sie sich mit Anstand, und forderte alle ihre Kräfte auf, um sich mit Würde und Geistesgegenwart zu zeigen. —

Am 14. Oktober 1793 wurde die Königinn vor das fürchterliche Tribunal geführt, das die Maratisten zur Vernichtung aller Gegenfaktionen errichtet hatten. Vor der Thüre des Gebäudes, worin der große Proceß verhandelt werden sollte, und auf dem Revolutionsplatze waren Kanonen gepflanzet. In allen Sektionen waren die Bürger unter den Waffen, und in allen Straßen gingen starke Patrouillen, um jedem Aufruhre der Royalisten vorzubeugen. Ganz Paris war in Bewegung; aber die getroffenen Anstalten so wohl, wie die herrschende Erbitterung gegen die Königinn unterdrückten jede Maßregel, die zu ihrer Rettung versucht wurde.

Marie Antonie erschien um 9 Uhr des Morgens, in einem schwarzen Anzuge, vor

ihren Richtern. Diese waren der Präsident des Tribunals, Armand Joseph Harmand, und die Bürger Foucault, Sellier, Confinhal, Delinge, Ragmey, Maire, Denizet, und Macon. Eine unzählbare Menge Menschen war bey ihrem Prozesse gegenwärtig; aber wenige zeugten einige Rührung bey dieser außerordentlichen Scene, und einige, die von den Spionen der Jakobiner schon als verdächtig bemerkt waren, wurden bey dem Eintritte arretirt.

Nachdem die Königinn in einem Lehnstuhle Platz genommen hatte, fragte sie der Präsident zuerst nach ihrem Namen und Geburtsorte. Sie antwortete mit vieler Festigkeit: Ich heiße Marie Antonie, Josephe Johanne von Österreich-Lothringen, bin zu Wien geboren, und bin die Wittwe Ludwigs, vormahligen Königs der Franzosen. Ihr Alter? fragte der Bürger Harmand. — Acht und dreyßig Jahre. — Hierauf las der Greffier die Beschuldigungs-Acte vor, welche von dem öffentlichen Ankläger Fouquier abgefaßt war. Nach deren Endigung schritt man zum Zeugenverhöre, welches bis 5 Uhr Nachmittags dauerte, und des andern Morgens um 10 Uhr wieder anfing. Um 3 Uhr Nachmittags wurde zwey Stunden ausgesetzt, um den Richtern und der Angeklagten einige Erhoh-

sung zu verschaffen; aber von 5 Uhr Abends den 15. Oktober bis den 16. des Morgens um 4 Uhr wurde der Prozeß ununterbrochen geführt. Nach dem ersten Verhöre fragte der Präsident die Königinn, ob sie auch Sachwalter haben wollte? Sie antwortete, daß sie keinen Sachwalter persönlich kenne. Der Präsident schlug vor, ob das Tribunal ihr dann einige ernennen sollte? worauf sie mit Ja antwortete. Die Bürger Chaureau la Garde und Tronson de Coudray wurden hierauf zu ihren Sachwaltern ernannt. Ihre Unterredung mit der Königinn dauerte nicht lange, und geschah in Gegenwart von einigen Zeugen. Sie fragte Chaureau, ob ihre Sache schlecht stehe? — und auf die Antwort, daß es noch an Beweisen gegen sie fehle, sagte sie: Ich fürchte keinen meiner Ankläger so sehr als Manuel. Sie fragte, ob sie ihre ersten Antworten mit vieler Würde gegeben habe, weil sie den Ausruf eines Weibes: Seht doch, wie sie so stolz thut! bemerkt hatte. Dem Bürger Tronson übergab sie ein Paquet Haare, die von ihr selbst zu seyn schienen, mit der Bitte, sie einer ihrer Freundinnen, die zu Yory bey der Wittwe la Porte wohnte, zuzustellen. Sie suchte sich in der ruhigsten Verfassung zu erhalten; aber der Gedanke an ihre Kinder beängstigte das Herz der

unglück-

unglücklichen Mutter. Vergeblich wünschte sie von ihnen und von der Prinzessinn Elisabeth Abschied nehmen zu können.

Bey ihrer nächtlichen Abhohlung aus dem Tempel weigerten sich die Kommissaire schon, ihren Sohn vor sie zu lassen, und antworteten ganz kalt, daß der Knabe nichts zu fürchten hätte. In ihrer Todesstunde, wo die Gährung in Paris weit stärker war, und die Royalisten vielleicht nur auf einen glücklichen Augenblick harreten, wollte man es weit weniger wagen, ihren Sohn nach der Conciergerie zu führen. Wenn es damahls Rache war, der tiefgedemüthigten Prinzessinn die letzte Wonne ihres Herzens zu versagen, so heischte es jetzt die Politik der Jakobiner-Republikaner.

Ich übergehe die weitläuftige Anklag-Akte gegen die Königinn, weil sie größtentheils Beschuldigungen enthält, für welche ihre Ankläger vor dem Blutgerichte nie Beweise geliefert haben. Wenigstens sind alle Geständnisse der Zeugen unbedeutend gegen den fürchterlichen Inhalt der Akte.

Ihre Feinde gründeten eigentlich ihre Ermordung auf die verläumderischen Gerüchte, die damahls über ihren Charakter herrschten, und welche Mühe sich auch ihre gewissenlosen Ankläger geben mochten, sie schuldig zu fin-

den, kann man ihr, nach aufmerksamer Erwägung aller Thatsachen, das Geständniß nicht versagen: Marie Antonie starb unschuldig. —

Die unglückliche Fürstinn ward mehrere Mahle verhöret, und bewies vor dem Blutgerichte die größte Standhaftigkeit und Besonnenheit, selbst bey solchen Beschuldigungen, wo sich ihr ganzes Gefühl über die Büberey ihrer Feinde empören mußte. Die Geschwornen erkannten sie nach einer Berathschlagung, die ungefähr eine Stunde dauerte, und einer nachdrücklichen, aber vergeblichen Vertheidigungsrede ihrer Sachwalter, für schuldig, worauf die Königinn abermahls vorgeführt, und die Erklärung der Geschwornen vorgelesen wurde.

Der öffentliche Ankläger nahm hierauf das Wort, und hielt an, daß die Beklagte zum Tode verurtheilt werden mögte. Der Präsident forderte nun die Königinn auf, ob sie gegen ihre Verurtheilung Einwendung zu machen habe. Sie schüttelte nur mit dem Kopfe, nach dem öffentlichen Berichte des Konvents; nach Privatberichten aber sagte sie zu den Richtern mit festem Tone: Nichts jetzt mehr! Ich war Königinn, und ihr habt mich entthront; ich war Gattinn, und ihr habt meinen Gemahl ermordet; ich war Mutter, und

ihr habt mich meinen Kindern entrissen. Es ist nichts als mein Blut noch übrig. Franzosen! trinkt es, tränkt euch damit; aber laßt mich nicht länger schmachten!

Die Vertheidiger der Königinn wurden gleichfalls gefragt: ob sie noch Einwendungen hätten. Tronson antwortete: Da die Erklärung der Geschwornen deutlich, und das Gesetz bestimmt abgefaßt ist, so erkläre ich hier mein Amt geendigt. Der Präsident sammelte die Stimmen seiner Kollegen, und sprach folgendes Urtheil aus:

Nachdem das Tribunal, nach der einstimmigen Erklärung der Geschwornen das Gesuch des öffentlichen Anklägers gerichtlich anerkannt hat; so verdammt es, laut der von demselben angeführten Thatsachen, die Wittwe des Ludwig Capet, Marie Antonie von Österreich-Lothringen, zur Todesstrafe; es erklärt, zufolge des Gesetzes vom letzten März, alle ihre Güter, wenn sie deren in dem Umfange der Republik besitzt, als zum Nutzen der Republik verfallen und confiscirt, und befiehlt, daß dieses jetzt gefällte Urtheil, auf dem Revolutionsplatze vollführt, gedruckt, und in dem ganzen Umfange der Republik angeschlagen werde.

Die Königinn ließ bey Anhörung ihres Todesurtheils, kein Zeichen der Erschütterung,

oder die mindeste Unruhe blicken, und verließ den Audienzsaal, ohne sich in irgend einer Rede an den Richter oder an das Volk zu wenden.

Es war um halb fünf Uhr des Morgens, am 16. Oktober 1793, als man Marie Antonie — die unglückliche Königinn — nach dem Gefängnisse der Conciergerie zurück, in das Zimmer der Verurtheilten führte. Um fünf Uhr schlug man schon die Lärmtrommel in allen Straßen; die Bürgerarmee trat unter Gewehr, auf die Brücken, großen Plätze und Scheidewege waren Kanonen gepflanzt, und zahlreiche Patrouillen durchstreiften die Hauptstraßen. Die Königinn verlangte jetzt ihre Kinder noch ein Mahl zu sehen, aber vergebens.

Ein konstitutioneller Geistlicher, von der Kirche Notredame, kam auf Befehl der Richter, nach dem Gefängniße, um die Königinn zum Tode vorzubereiten. Ich habe Sie nicht rufen lassen, sagte Marie Antonie zu ihm — doch da Sie einmahl hier sind, so mögen Sie immer bleiben. — Sie warf sich auf die Knie und betete mit Inbrunst und Fülle des Herzens. Der Priester fragte: ob sie auch ihren Feinden vergeben wollte? — Warum nicht? — erwiederte die Königinn — Ich

bedaure die Franzosen, sie sind wahnsinnig, und wissen nicht, was sie thun. —

Um ein Viertel nach 11 Uhr wurde die unglücklichste der Fürstinnen nach dem Richtplatze geführt. Sie hatte ein weißes Deshabille an, und eine kleine Haube auf dem Kopfe. Ihre Haare waren ihr hinten abgeschnitten, und die Hände auf dem Rücken gebunden. Ihren Gemahl führte man in einer Kutsche zur Richtstätte; Sie aber mußte den gewöhnlichen Wagen oder Karren besteigen, worauf alle Verurtheilte, ohne Unterschied des Ranges, zum Tode geführt wurden. — Der General Cüstine und der Konventsdeputirte Gorsas, hatten ihn einige Tage vorher bestiegen; Brissot und mehrere Häupter von den Girondisten, bestiegen ihn nur einige Tage später.

Als Marie Antonie den Wagen bestieg, wollte ihr ein Knecht des Scharfrichters behülflich seyn; aber ein drohender, verachtender Blick der Königinn schreckte ihn zurück. Sie setzte sich mit dem Rücken gegen das Pferd, neben ihr zur Rechten nahm der Geistliche Platz, und an der linken Seite saß der Scharfrichter. Ein starkes Detachement Reuterey umgab den Karren, und die Generals der Nationalgarde und Revolutionsarmee,

Henriot, Ronsin, und Boulanger ritten mit ihrem Generalstabe voran.

Die Königinn behielt auf dem Wege ununterbrochen die ruhigste Fassung, und sah, mit einer sehr gleichgültigen Miene auf die, wenigstens 30,000 Mann starke Nationalarmee, die an beyden Seiten der Straßen, in doppelten Gliedern stand. Ihr Ansehen war durch die Leiden, die sie während ihrer Gefangenschaft ausgestanden hatte, sehr verändert. Das ununterbrochene Geschrey des Volks: Es lebe die Republik! schien sie wenig zu bekümmern; hingegen zogen die dreyfarbigen Fahnen und die Inschriften der Häuser, mehrmals ihre Aufmerksamkeit auf sich. —

Sie sprach nur selten, und ohne Ängstlichkeit oder Andächteley mit dem Priester, der bey ihr saß, und schien mit Zufriedenheit dem Augenblick ihrer Erlösung entgegen zu sehen. Als sie auf dem Revolutionsplatze anlangte, wendete sie ihre Blicke gegen die Thuillerien, und eine lebhafte Rührung zeigte sich auf ihrem Gesichte. Sie schien dieser Erschütterung widerstehen zu wollen, und gieng mit Hastigkeit die Treppe zum Blutgerüste hinauf. Mit einem grossen Blicke maß sie die Guillotine, ohne zu schaudern; mit einem noch größern vielsagenden Blicke schien sie die Gegend des Tempelthurms aufzusu-

chen. Sie sahe starr, lang verweilend hin, und rief mit dem lebhaftesten Ausdrucke des innigsten Muttergefühls: Lebt wohl! meine Kinder! ich gehe zu eurem Vater! — Dieß waren ihre letzten Worte. —

Um halb Ein Uhr machte die Guillotine ihrm Leben ein Ende — sie starb im 38. Jahre ihres Alters. — Ihr vom Körper getrennter Kopf ward von dem Scharfrichter von allen vier Seiten des Schaffots dem Volke gezeigt, das mit Gefühllosigkeit in ein wildes Geschrey: Es lebe die Republik! — ausbrach. Ein junger Mensch drängte sich heran, und tauchte sein Schnupftuch in das vergoßene Blut. Er ward gefangen genommen und durchsucht. Man fand die Bildnisse des Königs und Antoniens bey ihm. Auf seiner Brust hatte er verschiedene Brandmale; unter andern ein Kreuz und zwey übereinander gelegte Degen. Das Revolutionstribunal erklärte ihn für wahnsinnig, und ließ ihn in Verwahrung bringen. —

Die Weiber der Halle blieben noch zuletzt auf dem Richtplatze, mit den ohnehosigten Vorstädtern, und jubelten über den Tod dieser unglücklichen Königinn. Sie tanzten mit wilder Freude um das Blutgerüste, wie die Weiber der Irokesen und Huronen, deren Männer auf dem Schlachtfelde geblieben

sind, um den Scheiterhaufen des gefangenen und skalpirten Feindes tanzen. Die andern Zuschauer giengen des Abends in die Schauspielhäuser, — und nur von edlen gefühlvollen Seelen wurde Antonie in der Stille beweint! —

Der Körper dieser unglücklichen Prinzessin ward nach ihrer Hinrichtung nach dem Magdalenen Kirchhofe gebracht, der Leichnam wurde daselbst eingegraben, und mit vielem Kalke beschüttet. —

So standhaft, mit wahrem Heldenmuthe und einer bewunderswürdigen Geistesgröße starb Marie Antonie, nachdem Sie ihren Gemahl seit dem 21. Jäner 1793 überlebt hatte, gewiß von jedem gefühlvollen Herzen bedauert, und selbst nach dem Geständnisse derjenigen Franzosen, in denen noch nicht ganz alles Gefühl für Menschlichkeit erstorben ist, eines beßeren Schicksals würdig! —

# Selim der III.

Die ottomannische Pforte scheint endlich aus ihrem langen politischen Schlummer erwacht zu seyn. Sie ist mit einem ihrer Hauptgegner in die engste Verbindung getreten — ein Phönomen am politischen Nord-Horizont, das Erstaunen erregt. Wer ist also der Mann, der jetzt auf dem türkischen Kaiserthron sitzt?

Sultan Selim der III., jetzt der Älteste unter den Nachkommen Osmans, der im Jahr 1299 die fünfte Dynastie der Chalifen stiftete, ward im Jahr 1761 gebohren. Als sein Vater, Mustafa der III., im Jahre 1775 starb, war er erst fünfzehn Jahr alt. Sein Oheim, Abdul Hamit, folgte auf dem Throne; denn die Türken wollten weder von einem Kinde, noch von einem Weibe beherrscht werden. Abdul Hamit war 49 Jahre alt, als er zur Regierung gelangte. Während der fünfzehnjährigen Regierung seines Bruders war er, der Politik des

Serails gemäß, in einem Gefängniß verwahrt worden. In seiner Einsamkeit hatte er sich auf Wissenschaften gelegt: sein Charakter war sanft und gutmüthig; über die Vorurtheile und Sitten seines Hofes erhaben, ließ er seinen Neffen Selim unter seinen Augen erziehen, und leitete diese Erziehung nach den Grundsätzen eines zärtlichen Vaters. Sultan Mustafa und Sultan Mahmud, Abdul Hamits Söhne, sind jetzt die einzigen Thronerben, beyde noch minderjährig. Der regierende Kaiser beweist sich an ihnen dankbar für die Sorgfalt, die ihr Vater ihm selbst erzeigte. Sie werden mit vieler Achtung behandelt; jeder von ihnen hat seine abgesonderten Zimmer, sechzig Personen zur Bedienung, und ungefähr 50,000 Gulden Einkünfte. Die guten Moslemim, die etwa die Erlöschung ihres Kaiserhauses besorgen könnten, trösten sich mit der Weissagung der Sterndeuter, daß Sultan Selim der III. von seinem 40. Jahre an eine zahlreiche Nachkommenschaft erhalten werde.

Selim der III., welcher im Jahre 1789 den ottomannischen Thron bestieg, ist ein schöner Mann. Seine Gesichtszüge sind regelmäßig und voll Ausdruck, er besitzt vielen natürlichen Verstand und eine durchdringende Urtheilskraft. Er kennt den Charakter und das

Interesse der europäischen Fürsten ziemlich genau, und bestrebt sich, seine Unterthanen von den wichtigen Vorzügen der europäischen Politik und Kriegskunst zu überzeugen. Aber schwerlich hat er Festigkeit und Thätigkeit genug, um eine Reform in den Meinungen einer Nation zu bewirken, die nur durch eine gänzliche Revolution umgeschmolzen werden kann. Peter der I. erwartete nicht von der Thätigkeit seiner Minister die Ausführung seiner großen Plane.

Selims Neugierde nach den politischen Angelegenheiten Europens ward in seinen Unterredungen mit Rachib Effendi, dem kaiserlichen Historiographen, der nach dem letzten Kriege als Gesandter zu Wien gewesen war, rege gemacht. Seine Vertraute benützen nun seine einmahl geweckte Neugierde, um ihm bey jeder Gelegenheit nähere Kenntnisse von den Staats-Angelegenheiten Europens beyzubringen.

Seine ersten Versuche, die innere Einrichtung zu verbessern, betrafen die Landmacht und das Seewesen. Man hat Forts am Bosphorus erbaut, und Regimenter auf europäische Art disziplinirt: dazu wurden französische Offiziere gebraucht. Die Flotte ist auf einen dauerhaften Fuß gebracht worden. Die Schiffe werden unter Aufsicht euro-

päischer Schiffs-Baumeister gebaut, und man hat so gar zur Benennung der Schiffe und im Seedienst französische Ausdrücke eingeführt. Im Anfang dieses Jahrhunderts konnte die Pforte 32 Linien-Schiffe, 34 Galeeren und einige Brigantinen auslaufen lassen. Itzt besteht die türkische Seemacht nur in 14 Linien-Schiffen, 6 Fregatten, und 50 Kriegs-Schaluppen.

Zwey wichtige Verbesserungen in den türkischen Staaten könnten den jetzigen Kaiser unsterblich machen: die Verbesserung der Heerstrassen, die in einem jämmerlichen Zustande sind, und die Anlegung regelmäßiger Posten, um die Kommunikation entfernter Provinzen zu erleichtern. Im letzten Kriege erfuhr der Minister oft erst nach mehreren Wochen den Verlust oder die Räumung wichtiger Plätze.

Die Tendenz des jetzt herrschenden Systems ist, die ehemals unbegränzte Gewalt des Großveziers in gewisse Schranken einzuengen, und seinen Einfluß mehr abhängig zu machen. Schon jetzt ist der Vezier bloßes Mitglied des Staatsraths, indem der Kaiser selbst sich der Geschäfte annimmt, und sich das Gutachten mehrerer Personen vortragen läßt. Der vor kurzer Zeit entsetzte Großvezier Izzed Mohamed Pascha, war

ein Greis ohne Kraft und Thätigkeit. Alles vereinigte sich demnach, um die Veziers in bloße Maschinen zu verwandeln.

Den stärksten Einfluß bey Hofe haben gegenwärtig Yussuff Aga Kiayah, welcher Oberhofmeister der Sultaninn Mutter ist, die an Staatssachen einen so bedeutenden Antheil hat; dann der schon erwähnte Rachib Effendi, der ohne Vergleich der geschickteste und einsichtsvollste Minister im Kabinet ist; ferner Tchiusah Kiayah — oder Verweser des Veziers, der Vorsieher des Finanzwesens ist — von ihm rührt der Plan der neuen Auflagen her; — endlich Chelibi Effendi, der die Oberaufsicht über die Vollziehung der Militär-Verordnungen hat. Noch kann man zu Selims Günstlingen den jetzigen Kaputan Pascha oder Groß-Admiral rechnen, welcher Kuchak Hessim heißt, und die einzige Tochter des verstorbenen Sultans, Abdul Hamit, geheirathet hat. Er war ursprünglich ein Georgischer Sklave und Gesellschafter des jetzigen Kaisers in seinen Kinderjahren.

Noch will ich meine Leser auf zwey Begebenheiten aufmerksam machen, die die Lebensgeschichte Selims des III. denkwürdig machen werden. Die Empörung des kühnen Paßwan Oglu in Widdin dauert schon so

viele Monate fort, ohne daß die Pforte diesen Rebellen noch bis jetzt zum Gehorsam zurückzubringen vermochte. Er trotzt mit 16,000 Mann einer großen gegen ihn versammelten Macht, und hat die Großherrliche Armee schon einige Mahl mit vielem Verluste zurück geschlagen. Paßwan Oglu ist ein Mann von 30 bis 40 Jahren, ohne Cultur und von einfach strengen Sitten, ist ein Grieche von Geburt, und hat die mahometanische Religion nur, als ein Werkzeug zur beßern Realisirung seiner Empörungsabsichten, angenommen.

Während nun der Divan die größte Energie zur Dämpfung dieser bedenklichen Unruhen anzuwenden suchte, landete Buonaparte mitten im Frieden und unter vielen Freundschaftsversicherungen gewaltsam in Egypten, und überfiel mit bewafneter Macht dieß dem Türkischen Scepter unterwürfige Land. Das Ottomannische Reich gerieth deswegen nach einer siebenjährigen Friedensruhe mit Frankreich in Krieg — mit einer Macht, welche unter der vormahligen königlichen Regierung ihr beständiger treuer Alliirter war. Den 12. September 1798 wurde von Seiten der ottomannischen Pforte der französischen Republik der Krieg förmlich erkläret, und allen in Constantinopel anwesenden fremden Mi-

nistern eine Kopie ihres, die Veranlassung und Beweggründe dieser Kriegserklärung enthaltenden Manifestes mitgetheilt.

Der bisherige Groß-Vezier Mohamed Pascha wurde nach der Insel Chio im Archipelagus verwiesen, und an seine Stelle Yussuff Pascha, welcher bisher Gouverneur zu Erzerum am Euphrat war, ernannt. Bis aber wegen seiner weiten Entfernung der neue Groß-Vezier eintreffen kann, ward Mustapha Bay, als Kaimakan angestellt, welcher als Feind der Franzosen bekannt ist. Yussuff Pascha soll einige militärische Kenntnisse besitzen.

Der Geschäftsträger der französischen Republik, Citoyen Ruffin und alle zu der französischen Gesandtschaft gehörigen Personen sind in das Gefängniß der sieben Thürme gebracht, alle in Smyrna ansäßigen Franzosen daselbst eingekerkert, und der französische Consul Jean Bon St. Andre, mit den Archiven des Consulats ist nach Constantinopel abgeführt worden. Auch wurden alle übrigen französischen Consuls in den türkischen Staaten gefangen genommen.

In Constantinopel wehte die Blutfahne, und in allen Provinzen des großen türkischen Reichs ergingen heftige Manifeste und Aufforderungen, an alle streitbare Muselmänner,

im Namen des Propheten die gerechte Sache der Pforte zu vertheidigen. Zugleich befahl ein Großherrlicher Firman allen türkischen Paschen und Befehlshabern, die Häfen für alle französische Kriegs- und Kauffahrtey-schiffe zu sperren, sie mit Artilleriefeuer ab-zuhalten, und alle französische Schiffe und Güter mit Sequestration zu belegen.

Die Pforte traf furchtbare Kriegsanstalten, versammelte eine große Truppenmacht, und ließ unermeßliche große Magazine von Lebensmitteln anhäufen, deren Ausfuhr durch ein Verbot gehemmt wurde. Ein gleicher Eifer belebte die Arbeiten auf den Schiffswerften und im Arsenale, zur baldigsten Ausrüstung einer ansehnlichen Seemacht, die unter dem Oberbefehle des Kaputan-Pascha die Sicherheit im mittelländischen Meere beschützen sollte. Inzwischen hat sich den 20. September vor den sieben Thürmen bey Constantinopel eine rußische und türkische Flotte vereinigt, und ist bereits nach dem Archipelagus unter Segel gegangen.

Der allgemeine Haß der Osmannen gegen die Franzosen stieg zur höchsten Stuffe der Erbitterung. Noch nie war aber auch die Pforte durch so vielfältige höhnende Beleidigungen zu kriegerischen Entschlüssen gereizt worden. Der feindselige französische

An-

Angriff auf Egypten war mit andern Anzeigen von geheimen revolutionairen Aufwieglungen verbunden, die man nunmehr als die Triebfedern der in den verschiedenen Theilen des ottomannischen Reichs ausgebrochenen aufrührischen Bewegungen kennen lernte. Bis jetzt erhielt noch die wachsame Aufmerksamkeit der Pforte durch nachdrückliche Vorkehrungen die allgemeine Ruhe; und es wurden mehrere verdächtige hohe Staatsbeamte, unter andern der Kiayah-Bey und selbst der Mufti abgesetzt und entfernt.

Und so vereinigen sich vielfache große Ereignisse und seltne Erscheinungen, um die Regierung Selims des III. in der Geschichte auszuzeichnen!



Bayerische Staatsbibliothek München

# Alexander Leopold,

## Palatin von Ungarn.

Die Thränen um den Unvergeßlichen, Allgeliebten hat die Zeit getrocknet, die laute, allgemeine Wehklage ist verstummet: aber das Andenken des Verewigten bleibt unvergänglich. Tief trauernd und in ernstes Nachdenken versenkt sitzt das trostlose Pannonien an der Urne desselben; — auch ich will zu seiner heiligen Asche hinsinken, und der großen Ruine ein Weihopfer bringen! Einige Züge aus dem Leben des Höchstseligen werden meinen Lesern, wie ich glaube, die Größe des Verlustes anschaulicher und fühlbarer machen.

Alexander Leopold war der vierte von den zehn Söhnen, mit welchen die spanische Prinzessinn Louise den Kaiser Leopold II., in einer 27jährigen glücklichen Ehe beschenkte. Er wurde im Jahre 1772 am

14. August zu Florenz geboren. Seine seltnen Anlagen und Geisteskräfte, womit ihn die Natur ausstattete, wurden durch eine sorgfältige und zwanglose Erziehung entwickelt, und mit zärtlicher Sorge wachten der weise Vater und die liebevolle Mutter über seine erste Kindheit. Er wurde zu allem, was edel und vortrefflich ist, durch Unterricht, Beyspiel und Übung gebildet — schon von der Wiege an zur Furcht des Herrn, und zu jeder Pflicht auf dem Wege der Tugend geleitet. Neben der Bildung seines Herzens hatte man auch seinen Geist durch wissenschaftliche, glücklich gewählte Begriffe aufgeklärt, und solchen mit vielen historischen Kenntnissen zu eigener, weiterer Bearbeitung angefüllt. Schon damahls gab sein wohlwollendes Herz und sein fähiger Geist für kommende Jahre eine glückliche Ahndung, eine alles verheissende Hoffnung.

Ausgerüstet mit Grundsatz und Lehre versprach Alexander Leopold bey der Lebhaftigkeit seines Temperaments für das künftige Alter die beglückendste Thätigkeit. Seinem tiefsehenden Oheim, dem Kaiser Joseph II. entging diese Bemerkung nicht, und als er in Florenz war, fand er an der Munterkeit seines damahls in die Jünglingsjahre tretenden Neffen so

viel Vergnügen, daß er ihm ein erledigtes Husaren-Regiment schenkte. Der junge Erzherzog gefiel sich in dieser glänzenden, kriegerischen Uniform, und freute sich ein künftiger Führer tapferer Ungern geworden zu seyn.

Inzwischen starb Kaiser Joseph II. und sein Bruder der Großherzog von Toskana trat die Regierung der österreichischen Erbstaaten an. Leopold II. berief die Stände des Königreichs Ungarn nach Preßburg, wo die Krönung sollte vollzogen werden, und kam bald darauf selbst in ihre Mitte. Als hier die versammelten Stände einen Palatinus wünschten, so glaubte Leopold der Gütige, der ungarischen Nation keinen größern Beweiß seiner Liebe und seines Wohlwollens geben zu können, als indem er ihnen einen seiner Prinzen, den Erzherzog Alexander Leopold zu dieser Reichswürde vorschlug. Kaum hatte auch der König diesen seinen Willen in einer vom Throne gehaltenen Rede der Versammlung eröffnet, als der Saal vom allgemeinen Jubel ertönte. Und so wurde also im Jahr 1790 am 20. November unser Erzherzog mit einhelliger Stimme zum Palatinus des Königreichs Ungarn erwählt. Alle frohlock-

ten, voll Ahndung der lieblichen Zukunft, und riefen:

Heil, Triumph, theures Vaterland Dir!

Der Götter größtes Geschenk an die Erdbewohner

Sey uns ein Staat,

Unter Wahrung und Schild des Gesetzes

Friedlich regieret;

Nie schmeckt süßer die Freyheit, nie trägt sie schönere Früchte,

Als unter dem glücklichen Zepter

Eines die Götter ehrenden, sein Volk liebenden Königs.

Heil Dir, Palatinus! unser Palatinus!

Segen und Kraft Dir!

Innig gerührt von dem ehrenvollen Zutrauen der Stände, übernahm Alexander Leopold dieses für seine Jahre so schwere Amt eines Palatins, mit Dankgefühl und bescheidnem Eifer. Lebhaft erinnerte er sich beständig der ernsten, feyerlichen Rede, mit welcher ihm sein Vater, der König, vor der ganzen Versammlung die neue Würde übertrug. Von nun an, sagte der weise Leopold,

sey die erste und größte Deiner Pflichten, Ungarns allgemeines Wohl — Ungarns blühender Zustand. Nie stehe das Band im Wege, das Natur und Zärtlichkeit zwischen Vater und Sohn knüpfte, nur die strenge Erfüllung deines Amtes wird mir ein Zeichen und der Maßstab von deiner Liebe gegen mich seyn. —

Sein erstes Beginnen und sein vorzüglichstes Bestreben war nun, sich die Geschichte, die Staatsverfassung, den ökonomischen, wissenschaftlichen und religiösen Zustand des Königreichs Ungarn bekannt zu machen; er lernte mit ausharrendem Fleiße die ungrische Sprache, zeigte stets eine große Wißbegierde, und erforschte alles mit einem seltenen Scharfsinn. Bald sah man aus dem Zögling einen schnell heran gewachsenen Meister, und selbst mit dem ergrauten Geschäftsmanne in Kenntnißen wetteifern.

In seinen Geschäften zeigte Leopold nebst einer festen, unverrückbaren Ordnung, einen ungemeinen Fleiß; er entsagte so lange aller Ergötzlichkeit, bis er sie vollendet hatte. Wie oft, wenn er schon im Steigbügel stand, um auf die Jagd zu reiten, kehrte er wieder ins Arbeitzimmer zum Pult und Schreibtische zurück, da ihm eben Schriften und Akten gebracht wurden. Der

ganze Vormittag, von der frühesten Morgenstunde bis 2 Uhr Nachmittags, war den Wissenschaften und der Lektüre, oder aber den Geschäften gewidmet. Nach gethaner Arbeit ging er zu einem mäßigen Mahle. Nachher besuchte er die schattichten Gärten, oder den kühlenden Lustwald, welcher sich an dem Gebirge bey Ofen hinzieht. Am Abend kehrte er zur Arbeit zurück, oder beschäftigte sich mit mathematischen Künsten, um seinen unter ernsten Geschäften ermüdeten Geist zu erheitern. Immer thätig, haßte er nichts so sehr als eine leblose Trägheit.

Er suchte besonders den Ackerbau, diese vorzüglichste Quelle des ungrischen Nationalreichthums, zu beleben und zu vervollkommnen; aber auch Künste, Manufakturen und Fabriken bestrebte er sich in Ungarn zu gründen und empor zu bringen. Er unterstützte gründliche Gelehrte, und die Wissenschaften fanden an ihm ihre größte Stütze, ihren besten Mäcen; dagegen verachtete er alle Schriftsteller, die mit leerem Witze prangten, durch Sirenengesänge auf Abwege lockten, und gefährliche Grundsätze zu verbreiten suchten. Im Gerichtshofe zeichnete er sich durch strenge, unerschütterliche Gerechtigkeitspflege aus; man bewunderte hier seine große Urtheilskraft in schweren, gerichtlichen Civil-Fällen, und seg-

nete sein menschenliebendes, zum Erbarmen gestimmtes Herz bey der Milderung peinlicher Strafen. Wer staunte nicht über seine großen Eigenschaften, die er auch damahls bewies, als er die Stelle Seiner Majestät, des bey der Armee in den Niederlanden sich befindenden Kaisers vertrat, Audienzen gab, und im Nahmen Seines Allerhöchsten Bruders Resolutionen ertheilte; auch dann, wenn er eine Bitte abschlug, mußte man seine Gefälligkeit bewundern. Einzig und allein auf das allgemeine Beste, auf den Wohlstand und Glanz des Reichs bedacht, konnte Eigennützigkeit und Privatvortheil keinen Platz in seinem Herzen finden. Eine unverbrüchliche Eintracht zwischen König und Ständen zu gründen und zu erhalten, rechnete er unter seine größten und heiligsten Pflichten. — Welch ein reizvoller Anfang! welch herrlich schöne Erwartungen!

Aber ach! sie verschwanden eben so plötzlich als unerwartet. Ein Sturm entblätterte diese schöne Rose. Er starb, der edle Palatin, am 12. July 1795 zu Laxenburg, als eben der Morgen in Osten herauf stieg — im Frühlinge seines Alters, da er noch nicht drey und zwanzig volle Sommer zählte, und noch von keiner Krankheit genagt!

Selbst das hohe Fatum schaudert von dem schrecklichen Unfall,

Schon an die Wiege des Prinzen mit demantnem Griffel geschrieben;

Gern nähm es den Rathschluß zurück, gern möcht es des Schuldlosen schonen;

Umsonst! da steht von Ursach und Wirkung die unzertrennliche Kette,

Die unauflöslich verschlungene Reih' und Ordnung der Dinge

Jedem Wunsche, jeder Macht, eisern, unbeugsam, entgegen.

---

# Prinz Ludwig von Preußen.

Er war der Bruder des jetzt regierenden Königs von Preussen, und wurde den 5. November 1773 gebohren. Von seiner Kindheit an beobachtete man viele Lebhaftigkeit und Heiterkeit des Geistes an ihm, so wie eine gewisse Innigkeit und Herzlichkeit, die er vorzüglich gegen seine Eltern und gegen seinen Bruder, den jetzigen König, äußerte. Auch bemerkte man von seiner ersten Jugend an in ihm die herrlichsten Keime und Anlagen; er faßte eben so leicht, als er das einmal Gefaßte behielt, und weiter bearbeitete. Seine rege, immer lebhafte Einbildungskraft wußte sich jeden interessanten Gegenstand von den verschiedensten Seiten vorzustellen, und dadurch gewissermaßen immer neu zu erhalten. Vorzüglich fand er an der Geschichte, den schönen Wissenschaften und der Naturlehre Vergnügen, in denen er auch nicht unbeträchtliche Fortschritte machte; außerdem

studirte er Sprachen, Geographie, und in der Folge Mathematik. Man soll selbst mehrere wissenschaftliche Aufsätze, die er in spätern Jahren bearbeitet, und von denen einige noch unvollendet gewesen, bey seinem Tode in seinem Pult gefunden haben.

Vermöge der Lebhaftigkeit seines Temperaments war er ein großer Freund von gymnastischen Übungen, bey denen er sich stets durch Unerschrockenheit auszeichnete. Wohlthätigkeit war ein Hauptzug in dem Charakter dieses Prinzen. Als ihm die Königinn, seine Mutter, den ersten harten Thaler zum freyen Gebrauch gab, schenkte er ihn einem armen kranken Manne, und ließ ihm seine fernere Unterstützung zusichern.

Alle Preußische Prinzen widmen sich dem Kriegsstande; der Pflicht, ihren König, ihr Vaterland zu schützen; für beyde gegen die Anfälle der Feinde zu fechten, und dem allgemeinen Wohl Leben und Blut zu opfern. Sie ehren den Stand der Beschützer des Vaterlandes durch ihren Heldenmuth und ihre Unerschrockenheit bey Gefahren; sie gereichen ihm zur Zierde durch Gerechtigkeitsliebe und Humanität, durch Kaltblütigkeit und überlegende Klugheit. Auch unser Prinz Ludwig war in dieser Hinsicht ein musterhaftes Beyspiel. Er schätzte den Soldaten, behandelte

10015 = b04
5
50:2½ J
1 | 2

ihn gerecht, und munterte seinen Muth durch eigenen persönlichen Muth, durch Tapferkeit und Klugheit auf, aber er war auch sein unerbittlicher Richter, wenn er statt gegen den Feind zu fechten, eine Geißel der Unbewaffneten werden, und durch ein unwürdiges Betragen seinem Stande zur Unehre gereichen wollte.

Einen Beweis von seinem Heldenmuth mag folgendes Beyspiel geben. Als der Herzog von Braunschweig den 23. März 1793 über den Rhein gieng, und den französischen General Custine bis in den Bienenwald zurückschlug, wurde der Prinz Ludwig beordert, mit dem Regiment Anspach Baireuth nach Worms zu marschieren, wohin er sich auch den 28. März mit zwey Eskadrons von Alsheim aus in den Marsch setzte. Als er hinter Mettenheim kam, wurde er eine etwa 1000 Mann starke Colonne Franzosen gewahr, die ihren Marsch nach Rheintürkheim auf der Chaussee von Mainz nehmen wollten. Sie erblickten die Preussen, ließen sich aber, da es nur 2 Eskadrons waren, in ihrem Marsch nicht aufhalten. Der Prinz, dessen militärisches Auge gleich das Terrain überlegte, ließ die Colonne bis auf die Pläne bey dem Wiedertäuferhof hervor marschieren. Nun sagte er: Burschen! es ist

Zeit, wer ein braver Kerl ist, der folgt. Er setzte sich an die Spitze der Eskadrons, und machte einen Choc. Wie er dem Feind bis auf 100 Schritt nahe gekommen war, bekam er eine feindliche kleine Gewehrsalve. Aber noch ehe dieser wieder geladen hatte, hieb der Prinz mit beyden Eskadrons in selbigen ein, und sprengte ihn auseinander. An 100 Mann wurden niedergehauen, 900 zu Kriegsgefangenen gemacht, und die Kriegskasse nebst einigen Kanonen erbeutet.

Wie der König diese tapfere That erfuhr, ernannte er ihn sogleich zum Obristen. Als der Prinz zurückkam, und noch ganz müde war, hörte er, daß ein Korps von 6000 Mann Kavallerie und Infanterie einen Anfall aufs Hauptquartier mache. Der Gedanke, sein König und sein Vater sey in Gefahr, gab seinen ermüdeten Gliedern und seinen abgespannten Nerven, auf einmal wieder neue Schwungskraft. Er setzte sich auf und jagte mit den Dragonern dem Ort der vermeintlichen Gefahr zu. Der Feind war indessen gar nicht so weit gekommen, sondern schon im Zurückweichen begriffen. Aber auch auf diesem that er ihm noch vielen Schaden.

Auch in der Schlacht bey Seelze, welche den 6. Juni 1794 gegen Kosciusko geliefert wurde, war der verstorbene König mit

den Maaßregeln des Prinzen, und der geschickten Ausführung derselben so zufrieden, daß er ihn auf dem Schlachtfelde sogleich zum Generalmajor ernannte, und ihm die Freude gewährte, sich diese Stelle, so wie die bis dahin bekleidete, einzig durch eine ausgezeichnete Tapferkeit und rühmliche Entschlossenheit verdient zu haben.

Den 26. Dezember 1793 vermählte sich Ludwig mit der Prinzessinn Friderike Karoline Sophie Alexandrine von Mecklenburg-Strelitz. Daß diese Ehe glücklich war, daß Einigkeit, Liebe und Zärtlichkeit stets zwischen dem hohen Paare herrschte, ist allgemein bekannt gewesen. Ja es ist gewiß, daß ihr musterhaftes Beyspiel und ihr stets würdiges Betragen, Einfachheit und häusliche Freuden in manche Familien eingeführt haben, wo beyde sonst nicht zum Tone gehörten.

Im Sommer 1795 wurde der Prinz zum Koadjutor der Johanniter-Maltheser-Ordens-Ballei Brandenburg ernannt, und vom Prinz Ferdinand von Preußen zu Sonnenburg feyerlich zum Ritter geschlagen, und als solcher eingeführt. Lebhaft war die Freude über diese Wahl bey allen Rittern; der Orden rechnete es sich zur Zierde, ein so würdiges Mitglied erhalten zu haben, und so frohe Aussichten in die Zukunft eröffnet zu sehen.

Leider! wollte es aber das Schicksal, daß er so, wie Prinz Heinrich Ferdinand, nicht zur Regierung kommen, sondern wie dieser, dem Orden bald wieder entrissen werden sollte.

Wollte ich ein Gemählde aller der Wohlthaten aufstellen, welche der Prinz Ludwig und seine Gemahlinn den Armen täglich erzeugten, so müßte ich noch viele Bögen anfüllen. Man kann mit Recht sagen, der Prinz entbehrte, zog sich selbst an Bequemlichkeiten ab, um nur die Armuth nicht weinen zu lassen. Ohngeachtet seiner vielen Wohlthaten, übertrat er aber nie seinen Etat, der jährlich aus 12,000 Thaler Schatullgeldern bestand, so daß nach seinem Tode noch mehrere Gelder in seiner Schatulle vorhanden waren, ohne daß er irgend einige Schulden gehabt hätte. Sein Regiment liebte er vorzüglich, das seine Liebe auch redlich erwiederte, und gab nicht nur mehrere beträchtliche Zulagen, sondern nahm sich auch als wahrer Vater der Kranken, der Invaliden, der Wittwen und Waisen desselben an.

Der verewigte Prinz verließ sich nie auf andere, gab nie den Einredungen seiner Vertrauten alleiniges Gehör, sondern sah stets mit eigenen Augen, und urtheilte erst, wenn er eine Sache selbst untersucht, und sich von der wahren Lage der Dinge gehörig unter-

richtet hatte. — Als einst eine Wittwe von einem Bedienten abgewiesen wurde, und dieß der Prinz erfuhr, so sagte er: Nein! das darf nicht seyn, daß sich irgend einer meiner Bedienten unterstehe, jemand den Vortritt zu mir zu versagen. Auch von den Ärmsten und Geringsten will ich mich stets sprechen lassen, und kann ich ihn nicht erhören, so will ich es ihm schon selbst sagen, ohne desfalls einem meiner Bedienten ein solches Recht einzuräumen.

Durch diese und tausend ähnliche Thaten erwarb sich der Prinz Ludwig, wie natürlich, nicht nur in Berlin, sondern auch in allen preußischen Staaten allgemeine Achtung, Ehrfurcht und Liebe. Alles war auch bey seinem frühen Tode, welcher den 28. Dezember 1796 nach einem vier wöchentlichen Krankenlager erfolgte, so gerührt, daß jeder glaubte, ihm sey ein Vater, ein Sohn oder ein Bruder gestorben!

---

Her-

# Herzog von Orleans.

Nicht dem Pöbel allein sind die fürchterlichen Gräuelthaten beyzumessen, welche in Frankreich begangen wurden, und wodurch sich die Franzosen bey jedem Gefühle besitzenden Menschen im höchsten Grade verhaßt machten, sondern denjenigen Bösewichtern vielmehr, deren Seelen gleichsam in diese verworfene Volksklasse wirkten. Unter diesen, oft in einen undurchschaulichen Nebel gehüllten Bösewichtern, steht der berüchtigte Herzog von Orleans oben an. Er war Anfangs das Hauptrad in jener teuflischen Maschine, durch welche Frankreichs gute Bürger, Barbaren, Frankreichs gesittete Menschen Unmenschen wurden, in denen jedes Gefühl für Tugend erstorben zu seyn schien; deren Handlungen die Menschheit nicht allein entehrten, sondern gar zu vernichten drohten. Er gab sich im Jahre 1792 den Namen Philipp Egalité, um einen Deckmantel sei-

nes eigentlichen Plans zu haben, der auf ein allgemeines Verderben abzielte. Der aufmerksame Beobachter entdeckte dessenungeachtet das Vorhaben des Bösewichts, Frankreichs Bürger aber ließen sich täuschen und zu Thaten verleiten, vor welcher die Menschheit schaudern mußte.

Dieser Mensch, Ludwig Philipp Joseph, Herzog von Orleans, wurde im Jahre 1747 geboren. Sein Vater war wegen seines sanften und gutmüthigen Charakters sehr beliebt, seine Mutter hingegen hatte den Pfad der Tugend verloren, und irrte auf dem breiten Wege des Lasters; sie starb auch an den Folgen ihrer Lebensart einen Tod, den sonst nur die Verworfensten des weiblichen Geschlechts zu sterben pflegen.

Seine erste Erziehung unter einer solchen Mutter und die Gegenstände, welche ihm in seiner Kindheit täglich vor Augen schwebten, machten ihn schon da zum Bösewicht. Seine Jugendgeschichte bestehet aus einer Reihe von Auftritten, die der Wohlstand zu beschreiben verbiethet, und worüber die Schamhaftigkeit gern einen Schleyer wirft.

Auf Anrathen Ludwig des XVI. heirathete der Herzogs von Orleans die so schöne, gutmüthige, und wegen ihrer musterhaften Aufführung allgemein geliebte Toch-

ter des Herzogs von Penthievre; dieser Heirath ungeachtet setzte er aber seine bisherigen Ausschweifungen nach wie vor fort, und diese tugendhafte Prinzessinn war deßhalb auch genöthiget, sich wieder von ihm scheiden zu lassen. Im Palais Royal, seiner Wohnung, feyerte man wahre Bachanalien, und zu St. Cloud wurden Schauspiele aufgeführt, die man nicht ohne Abscheu auch nur lesen kann.

Als der ausgemergelte Körper des Herzogs zu Fortsetzung dieser Lebensart keine Kräfte mehr hatte, so fing die Spielsucht an, ihn zu beherrschen. Er ging nach England und fand dort Geschmack an dem Pferderennen, brachte auch Pferde und Jokeys mit sich nach Frankreich herüber, und machte auch hier das Pferderennen zur Mode. Bey Vincennes, in der Ebene zu Sablons, bey Fontainebleau und an andern Orten sah man Pferderennen und Wetten wie in England. Tausende wurden gewettet und der Herzog gewann am meisten; denn er hatte aus England Reiter mitgebracht, die mit allen Kunstgriffen genau bekannt waren, welche angewandt werden müssen, um die Wette zu gewinnen, oder auch sie zur gehörigen Zeit zu verlieren. Er gewann allein, er gewann alles und niemand wollte mehr mit ihm spie-

len. Einige Herren des Hofes versanken dabey in eine fürchterliche Schuldenlast. Um dieser Sache mehr Ansehen und Dauer zu geben, suchte er den König mit darein zu verwickeln, der bis jetzt keinen Theil daran genommen hatte. Er schickte deßhalb während des Rennens den Marquis von Conflans zum Könige, um ihm sagen zu lassen, alle Herren des Hofes seyen beym Spiele interessirt und wünschten, daß Seine Majestät Theil daran nehmen möchten. Dieser aber, von jeher ökonomisch, und ein Feind aller Spiele, antwortete: damit es nicht scheine, als wollte ich allein nicht mitspielen, so will ich auch Einen Thaler wetten!

Von dem Grafen von Artois gewann Orlans einst tausend Louisd'or, indem er den Jokey desselben bestach. Dabey litt das berühmte Pferd des Grafen so sehr, daß es hinkend wurde, und für 150 Livres verkauft werden mußte, da es von diesem mit 42,800 Livres bezahlt worden war. Ludwig XVI. sah ein, daß durch dieses Spiel der Herzog von Orleans die Großen des Hofes bestahl, er ließ es daher gänzlich verbiethen, und nun waren Hazardspiele die Lieblingsneigungen des Herzogs. Er spielte beständig mit Glück; selbst in den berühmtesten Spiel-Klubs zu London gewann er, und man sagte deß-

halb von ihm: Monsieur le Duc sçait corriger la fortune.

Durch die unglaublich große Furchtsamkeit und Feigheit seines Charakters wurde er denen, die um ihn waren, öfters lächerlich. Er war ein äußerst unruhiger, intriganter, kabalirender, geitziger, wollüstiger, ehrsüchtiger, rachgieriger, projektmachender Prinz. Sein Plan war gemeiniglich gut ausgedacht; seine Mittel führten gerade zum Zweck; aber was im Wege lag, wurde niedergetreten, oder auf die Seite geschafft, und nichts vermochte seinen Gang aufzuhalten. Zwey große und wesentliche Fehler vereitelten indessen alle seine Plane; zwey Fehler, von denen schon jeder einzeln die Ausführung großer Plane ganz unmöglich macht. Zaghaftigkeit war der eine, Übereilung der andere. Vermöge des ersten fehlte es dem Herzoge an Muth in Gefahr, an Standhaftigkeit, an Gegenwart des Geistes bey unvorhergesehenen Vorfällen, und an Entschlossenheit in der Ausführung. Und was kann Großes geschehen, wo diese Eigenschaften fehlen? Wie kann der das Haupt einer Verschwörung seyn, ein mächtiges Reich erobern u. dergl. der noch nicht gelernt hat, sein Leben für nichts zu achten? der in Ohnmacht fällt, wenn er den großen Streich führen soll? Der einen Panzer von Pappendeckel

anzieht, wenn er die Rotte der von ihm, selbst gedungenen Meuchelmörder anführt? — Immer ließ er den bequemsten Zeitpunkt vorüberstreichen, zögerte und zagte, bis der günstige Augenblick unwiederbringlich verloren war. Er verstand gar nicht die seltene Kunst, die Gelegenheit bey der Stirnlocke zu ergreifen: eine Kunst, welche nie einem wirklich großen Manne fehlt, und die niemahls ein mittelmäßiger Kopf lernen wird.

Uebereilung war sein zweyter Fehler. Entweder wartete er zu lange, oder nicht lange genug. Ungeduldig, sein Vorhaben ausgeführt zu sehen, übereilte er sich, und schlug den Streich, noch ehe es Zeit war. Dadurch verrieth er seinen Plan und verfehlte seinen Zweck. Verschwiegenheit, eine Tugend, ohne welche doch unmöglich etwas Großes ausgeführt werden kann — besaß er überdieß auch nicht. Zu Folge dieser Schilderung seines Charakters glaube ich, so gefährlich auch seine Plane waren, so stand dennoch nicht sehr viel von ihm zu befürchten, weil sein Charakter gerade so war, wie er seyn mußte, um das Gelingen seiner Projekte selbst zu verhindern. Seine Seele war klein und schwach, und hatte nicht Muth und Kraft genug. Bey dem Ehrgeitze, dem Hange zur Wollust und den Grundsätzen eines Julius Cäsar, besaß er

glücklicher Weise, weder dessen Seelengröße, noch seinen Muth, noch seine Talente.

Der französischen Nation und vorzüglich den Parisern machte er sich dadurch verhaßt, daß er sie, aus Eigennutz, eines der schönsten öffentlichen Spatziergänge des Palais Royal beraubte. Eine große Menge Menschen verlor dabey nicht bloß Vergnügen sondern auch Unterhalt. Eine Menge Prozesse gegen den Herzog wurden beym Parlamente anhängig gemacht, alle aber wurden entweder gar nicht oder zum Vortheile des Herzogs entschieden, und dadurch nahm die Zahl seiner Feinde noch immermehr zu.

Er unterstützte Neckern gegen Hofkabale, und erhielt ihn bey seiner Stelle, ungeachtet Necker, wie Jedermann wußte, der Königinn persönlich verhaßt war. Durch den Herzog wurde Necker Finanzminister, und die Verleumdung sagt, Necker sey auch, während er den königlichen Schatz verwaltete, gegen seinen Wohlthäter, auf Kosten der Nation, sehr dankbar gewesen.

In dem Lit de Justice, welches der König im Parlement hielt, war es der Herzog von Orleans, der gegen den Befehl des Monarchen zu protestiren wagte. Er wurde dafür vom Hofe verwiesen; dieser Schritt söhnte ihn aber wieder mit dem Volke

aus, und es setzte bald alle seine Hoffnungen auf ihn. Zu Erreichung seiner Absichten mußte er das Volk auf seiner Seite haben, und er war also darauf bedacht, es mit Großmuth zu täuschen. Deßhalb theilte er während des strengen Winters viel Geld unter die Armen aus. Beträchtliche Summen wandte er aber auch daran, um seine Freunde zu Abgesandten bey den Reichsständen erwählen zu lassen, wo er sich eine starke Partey zu machen suchte. Sehr viele Mitglieder der ersten National-Versammlung hatten ihr Wohl dem Herzoge zu danken. Er wurde selbst gleich im Anfange zum Präsidenten der National-Versammlung gewählt, aber er nahm diese Stelle nicht an, weil sie ihm zu beschwerlich war.

Um diese Zeit kam Mirabeau, als Abgesandter des Bürgerstandes der Provence, nach Paris, und dieß war gerade der Mann, den der Herzog suchte. Er, selbst vom Adel, selbst ein Graf, hatte seinen Adel aufgegeben, um Abgesandter des Bürgerstandes zu werden. Jedermann kannte Mirabeau. Man wußte, daß er ein Mann ohne Sitten war, der sein Vermögen verzehrt hatte und der von seiner Familie und dem Adel seiner Provinz verachtet wurde. Durch Schriften gegen Religion und Regierung hatte er sich selbst

entehrt, und es war ihm kein anderes Mittel übrig geblieben, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen, als Sonderbarkeit. Er fing daher an, gegen die Großen und gegen den Adel zu deklamiren, schrieb Broschüren und Journale in Menge, weil ihn der Hunger dazu trieb. Man rieth dem Herzoge, diesen Mann in sein Interesse zu ziehen. Er that es, schenkte Mirabeau'n Wagen, Pferde und Geld, dieser nahm alles mit dem größten Dank an und erbot sich zu allem, wozu man ihn nur immer würde gebrauchen wollen.

Auch der Abbe Sieyes war ein vertrauter Freund des Herzogs. Er schrieb Broschüren zu Gunsten des Bürgerstandes, die unter dem Namen des Herzogs, welcher sich dadurch populär zu machen suchte, heraus kamen. Im Pallaste des Herzogs, im Palais Royal, versammelten sich die Verschwornen und der aufrührerische Pöbel. Im Palais Royal wurde an die Soldaten und den Pöbel Geld ausgetheilt. Vom Palais Royal aus zogen diejenigen, welche die gefangenen Soldaten befreyten, diejenigen, welche die Bastille stürmten, und auch die, welche den Herzog von Orleans zum Protektor des Königreichs ausriefen oder wenigstens ausrufen wollten.

Im Palais Royal war es, wo der höllische Plan entworfen wurde, Ludwig den XVI. zu ermorden. Orleans war es, der das verkleidete Weiber=Complot nach Versailles brachte; er war mit den als Weiber verkleideten Mördern einverstanden, ging mitten unter sie, sprach mit denen gar freundlich, die die heftigsten Verwünschungen gegen die königliche Familie ausstießen, grüßte sie, und beschenkte sie reichlich. Die Meuchelmörder waren fast beständig um ihn und riefen: Orleans soll unser König werden. Sie waren seine Kreaturen und wurden von ihm besoldet, jeder derselben erhielt fünfzig Louisd'or. Jede Gräuelthat, wenn sie auch noch so schrecklich war, und nur zu seinem Zweck etwas beytrug, war ihm angenehm, sie machte ihm Freude; er war Urheber aller Greuelthaten und Mordscenen, die, während er das Haupt der Verschwörung war, ausgeübt wurden. Allenthalben hatte er seine Spione, sie drangen sogar in die Zimmer des Königs und der Königinn, und durch sie erfuhr er alles, was daselbst vorging.

Mirabeau war ganz zu seinen Diensten, ganz seine Kreatur. Er machte Plane, die ausführbar waren, aber Orleans war zu

feige, sie auszuführen; er hatte nicht Herz genug, die Maßregeln zu ergreifen, die ihm jener vorschrieb, und ohne welche man nicht zum Ziele gelangen konnte. Hätte Orleans Mirabeau's Geist gehabt, so wäre der unglückliche Ludwig nie durch die Guillotine gestorben, wohl aber ein Jahr früher durch die Hand der Meuchelmörder. Mit diesem Geiste hätte er eher die Rolle des berüchtigten Cromwell übernehmen und glücklich zu Ende bringen können, als mit seinem Knabengeiste. Mirabeau starb zu früh für Orleans, denn mit ihm starben alle seine Plane; seine Machinationen waren jetzt nicht mehr auf Gründe gestützt, die sie tragen konnten, und seine übrigen Kreaturen waren theils zu schwach, um ihn gehörig zu unterstützen, theils wurden sie ihm abtrünnig. Er sah sich am Ende ganz verlassen, und fühlte sich nun selbst zu schwach zu der Rolle, die er zu spielen unternommen hatte.

Bald daher nach dem Tode des unglücklichen Königs ließ ihn der Sicherheits-Ausschuß arretiren und in das Gefängniß nach Orleans bringen, wo er durch einige Monathe gefangen saß. Endlich am 17. November 1793 wurde er vor das Pariser Revolutions-Tribunal geführt, von demselben zum Tode verurtheilt, und in Gesellschaft zweyer Sanscülotten guillotinirt.

Er, der Ludwigs des Unglücklichsten aller Monarchen Tod so eifrig beförderte, der alle Mittel anwandte, um die Mehrheit der Stimmen für dessen Tod zu werben, der damahls noch nicht alle Hoffnung aufgab, Protektor von Frankreich zu werden, mußte ein halb Jahr später eben durch die Maschine sterben, die seinem Monarchen, seinem Wohlthäter das Leben nahm; und eben das Volk, das von ihm bestochen, in das Blut des unglücklichen Ludwigs mit kanibalischem Frohlocken Tücher tauchte, freute sich jetzt herzlich, sein Blut auf eben die Art fließen zu sehen. Die Vorsicht wollte es, daß dieser schändliche Bösewicht schon hier auf Erden einen Theil des Lohns seiner Schandthaten erndten sollte!

Glaubwürdigen Nachrichten zu Folge soll Orleans in einer Ohnmacht gestorben seyn. Er war wie rasend, da er das Palais Royal sah, wo man mit Fleiß den Karren fünf Minuten halten ließ, glaubte bis zum Schaffot hin, daß er gerettet werden würde, fiel auf dem Blutgerüste um, und mußte von dem Scharfrichter zu dem Beile der Guillotine hingeschleppt werden.

Wie gelassen, in dem Gefühle ihrer erhabenen Würde, blieb dagegen Marie Antonie, die Unglücklichste ihres Geschlechts!

Wie sehr sticht ihr: Je demande Excuse, Monsieur, je ne l'ai pas fait exprés — gegen Orleans Raserey ab! — O! Verzeihung edler Schatten, daß ich dich aus der Geisterwelt hervor rief, und dich neben einen Bösewicht, den Mörder deines unglücklichen Gemahls aufstelle. Ich wollte ja nur die Verschiedenheit darstellen, mit welcher Verbrechen und Unschuld stirbt!

---

# Francois von Neufchateau.

Jeder, der den Staatshändeln dieses an der Neige stehenden Jahrhunderts — unstreitig des merkwürdigsten in der Weltgeschichte — auch nur einige Aufmerksamkeit widmet, wird die Männer kennen wollen, welche in unsern Tagen das Staatsruder Frankreichs in Händen hatten. Um so eher mag folgende kurze Biographie eine Stelle in unsrer Sammlung charakteristischer Lebensgemälde finden.

Nicolaus Francois ward in einem Oertchen, unweit Neufchateau in Lothringen, den 17. Oktober 1752 gebohren. Er ist der Sohn eines armen Dorfschullehrers, welchem daher auf die wissenschaftliche Entwickelung seiner Fähigkeiten das Nöthige zu verwenden, nicht möglich war. Glücklicher Weise trat die Schwester seines Vaters in das Mittel. Ob gleich selbst dürftig — denn sie war nur die Gat-

tinn eines unbemittelten Maurers — nahm sie ihren geliebten Neffen zu sich nach Neufchateau, und da hatte der Kleine doch den Vortheil, die öffentlichen Lehranstalten dieses Städtchens besuchen zu können.

Durch einen Zufall geschah es im September 1764, daß der Maltheser Ritter d'Henin einer Schulübung beywohnte. Bey dieser Gelegenheit hielt gerade Francois eine lateinische Rede und mit so viel Feuer und Anstand, daß er die volle Aufmerksamkeit des fremden Beobachters auf sich zog. Kaum bemerkte der junge Redner diese Theilnahme, als er sich hinsetzte, und in Zeit von wenig Stunden eine Danksagung in französischen Versen ausarbeitete und sie seinem Gönner überreichte. D'Henin verwunderungsvoll überrascht und nun ganz für ihn eingenommen, nahm ihn einige Zeit zu sich, bezahlte dann nicht nur Kost und Lehrgeld für ihn, sondern pries und empfahl ihn allenthalben als einen unterstützungswürdigen, viel versprechenden Jüngling. Francois ward nun allmählig als eine gelehrte Merkwürdigkeit bekannt, und es kamen Reisende in der alleinigen Absicht diese Erscheinung näher kennen zu lernen. Einer derselben ließ folgende Schilderung von ihm in die öffentlichen Blätter einrücken: Der zwölfjährige Kna-

de antwortet auf alle Fragen mit Bestimmtheit. Er spricht vertraut von alten und neuen Schriftstellern, urtheilt über Staatskunst, Sittenlehre und Geschichte, sogar über Kriegswesen, mit Einsicht. Den Damen sagt er aus dem Stegreif die gewinnendsten Artigkeiten: und so bald er bemerkt, daß man mit den Fragen an ihn zu Ende ist, so hüpft er zu einem Federball oder einem andern Spielzeug mit eben der Theilnahme hin, wie ein Kind von 10 Jahren, das noch mit nichts anderm beschäftigt ist. —

Seine neuen Fürsorger und Beschützer, worunter ein Parlamentsrath von Nancy sich vorzüglich verdient machte, gaben ihm allerley bestimmte Gegenstände zu kleinen Liedern und Gedichten auf. Von diesen Gedichten veranstalteten sie zwey gedruckte Sammlungen: und nun erst strömten dem Jüngling Ermunterungen, Auszeichnungen und Lobeserhebungen von allen Seiten zu. Nicht genug, daß vier gelehrte Gesellschaften — die von Nancy, Dijon, Lyon und Marseille — den vierzehnjährigen Francois zu ihrem Mitarbeiter erwählten: der Patriarch von Ferney, Voltaire, dem der Musensohn jene Versuche, mit einer poetischen Zuschrift begleitet, überschickt hatte, erklärte ihn förmlich und öffentlich für seinen Stellersetzer, für den

Erben seines Geistes. Francois wurde jetzt als ein gelehrtes Wunderkind im ganzen Königreich genannt. Obgleich Dichtertalente und ein berühmter Name nirgends so leicht vor Nahrungssorgen schützten, als ehemals in Frankreich, so ließen sich doch die Pflegeväter des jungen Nicolaus dadurch nicht blenden. Sie drangen auf Erlernung brodgebender Kenntnisse und Ergreifung eines Standes mit einem goldenen Boden. Francois erlernte nun die Rechtsgelehrsamkeit, trieb einige Zeit das Advocatengewerb in Nancy, und stieg hierauf im Jahr 1772 zur Stelle eines Präsidenten bey dem neu errichteten Landgericht zu Mirecourt, einer Stadt in Lothringen.

Seinem Lieblingsfache entsagte er wegen seiner andern, so ungleichartigen Studien, und Amtsbeschäftigungen keineswegs: vielmehr fuhr er fleißig zu dichten fort und die damaligen Almanache und vermischten poetischen Sammlungen sind von seinen Beyträgen voll. Bisweilen freylich wählte seine Muse seltsam befremdende Gegenstände; aber in der That auch solche, welche die Verherrlichungskunst würdiger Dichter unausgesetzt beschäftigen sollten, und er besang sie mit einer Stärke und einer Wärme, die ein erfreuliches Zeugniß von seinem Sinne für wah-

re Menschengröße und Menschenliebenswürdigkeit ablegen.

Francois machte übrigens auf seiner dichterischen und gelehrten Laufbahn, troz aller Anstrengung, in der That diejenigen Fortschritte nicht, die sein frühreifer Jünglingsgeist versprochen hatte. Daher ist es vielleicht zu erklären, daß es ihm, mit der schon im Jahr 1776 unternommenen Herausgabe seiner sämmtlichen Werke nicht gelingen, und selbst der deßwegen ersuchte vielgeltende Voltaire keinen Verleger verschaffen wollte. Sey es nun aus diesem oder aus andern Gründen: Francois ward seiner Lage und seiner Verhältniße so überdrüßig, daß er sich entschließen konnte, das angenehme Lothringen gegen Westindien zu vertauschen. Er reißte nach Paris und kaufte sich im Jahr 1783 die Stelle eines königlichen Obersachwalters bey dem Obergericht auf dem Cap Francois. Von seinen hier geleisteten Diensten hat keiner mehr Aufsehen gemacht, als die Abschaffung des Hänselns oder der sogenannten Linientaufe, eines bey den Seeleuten damals allgemein eingeführten Gebrauchs, der freylich nicht selten in Unfug, groben Muthwillen und derbe Geldprellerey ausartete.

Aber der westindische Himmelsstrich schlug unserm Francois in die Länge nicht zu. Er

verkaufte daher seine Ober-Richterstelle, um nach Frankreich zurückzugehen. Auf seiner Reise dahin litt er Schiffbruch, wobey er einen Theil seiner Manuscripte, unter andern die metrische Übersetzung von Ariosts wüthendem Roland, verlor. Nach seiner Zurückkunft wählte er Paris zum Orte seines Aufenthalts. Unter seinen neuen Bekanntschaften bemerkte man vorzüglich die Frau von Genlis, die ihm die Gunst des Hauses Orleans verschafte.

Nach Endigung der ersten, alles rasch niederreissenden National-Versammlung ward er zum Mitgliede der gesetzgebenden Versammlung erwählt. Hier zeichnete er sich nicht nur durch seine einsichtsvolle, sanftberedte Vorträge aus, sondern auch durch pflichtgetreue Entschlossenheit und Gefahrenverachtung. Er war es, der in dem kritischen Zeitpunkte, den 27. August 1792, da die Preußen herandrangen, den Antrag that, jedem Mitgliede einen Eid abzunehmen, seinen gegenwärtigen Posten nicht eher zu verlassen, bis der einberufene National-Konvent die gesetzgebende Versammlung abgelöst haben würde. Und es geschah. Ob, und in wie weit er übrigens zum Umsturze des Königthums mitgewirkt habe, ist nicht bekannt: nur versichert er selbst in seiner Anrede bey dem erfolgten Eintritte in das Or-

rektorium, daß auch er und Barras die Gefahren des 10. Augusts getheilet hätten.

In den Convent kam er nicht, wohl aber unter dessen schreckliche Geissel. Francois hatte, wie so viele tausend andere Unglücklichgewordene, sein Vermögen weggegeben, um mittelst einer Leibgülte eines anständigen Auskommens auf Lebenszeit gewiß zu seyn. Doch den ursprünglichen Grundzweck ihrer Zusammenberufung — Schuldentilgung und Finanzenverbesserung — hatte schon die erste Nationalversammlung ganz außer Augen gesetzt, und auch die folgenden trieben nur ihr Gespötte mit dem Wehklagen der nach Bezahlung schreyenden Staatsgläubiger. Theils um sich etwas zu erwerben, theils um sich in diesen traurigen Zeiten zu zerstreuen, wollte Francois ein Schauspiel aufführen lassen, das er noch in Saint Domingo im Jahr 1788 ausgearbeitet hatte: Pamela, oder die belohnte Tugend, nach Goldoni. Der damahlige Wohlfahrtsausschuß verboth die Aufführung des Stücks, wenn anders der Verfasser es nicht von verdächtigen Stellen reinigen, das heißt, gänzlich verstümmeln würde. Francois fügte sich dem Ansinnen der schnöden Gewalthaber, und änderte sein Schauspiel nach dem Sinne derselben. Mit dieser Gewaltthätigkeit war es indessen noch lange nicht genug, son-

dern wenige Tage darauf ließ der Wohlfahrts-ausschuß den Dichter der Pamela, sammt allen dazu gehörigen Schauspielern, in das Gefängniß werfen. Im Namen der schrecklichen Zehn-Männerschaft trat Barrere auf, und berichtete: Francois Drama athme nichts als Gemäßigtheit — Moderatism — er habe sich erfrecht, sogar Adeliche und Engländer als achtungswürdige Personen auftreten, und hämische Verse hersagen zu lassen. Der Konvent ließ sich die ergriffene Maßregel des Ausschusses gefallen, und der schuldlose Dichter ward neun Monathe in den Kerkern herum geschleppt, aller Freuden beraubt und nicht ohne Lebensgefahr. Nach dem Falle Robespierres erhielt er seine Loslassung, und nicht lange hernach, gleich vielen andern barbarisch mißhandelten hülfsbedürftigen Gelehrten, eine Unterstützung von 3,000 Livres, freylich in Papiergeld.

Nachdem er im Jahre 1793 einige Zeit Friedensrichter im Canton Vierey gewesen war, so ernannte ihn, gleich nach Einführung der neuen Staatsverfassung, das Direktorium zu einem Commissair bey der Centralverwaltung im Wasgau-Departement. Das Direktorium war mit dieser seiner Geschäftsführung so zufrieden, daß es ihm, nach Benezech's Verabschiedung, das Ministerium der innern Angelegenheiten anvertraute, welches

neue Amt François am 31. Juli 1797 antrat. Seine erste Verrichtung war diese, daß er von den Commissairen bey den Central-Verwaltungen über verschiedene Gegenstände der Staats- Religions und Sicherheits-Polizey Bericht verlangte. Vor allem andern ließ er sich die Verbesserung des Erziehungswesens angelegen seyn: Der öffentliche Unterricht, sagt er in seinem Aufruf an die Lehrer und Bibliothekare — ist unser erstes Bedürfniß; durch ihn müssen wir alles neu gründen. —

Doch, ehe François seine vielen und schönen Entwürfe in Ausführung bringen, oder nur seine neuen Anstalten in Gang setzen konnte, ward er wieder in eine andere Laufbahn versetzt. Der Revolutionssturm vom 18. Fructidor, (4. September 1797) — führte ihn in das Direktorium: von den 146 Stimmen in dem damahligen Rathe der Alten erhielt er 111. Wie er sich hier, im Innern des Luxemburgs, betragen, und welche Grundsätze er geäußert hat, ist noch nicht bekannt. Inzwischen verließ er seinen Platz bald wieder, den 9. May 1798; auch war es, wie man fast allgemein behauptet, nicht Zufall, sondern absichtliche Veranstaltung, daß das Austritts-Loos ihn traf.

Bald darauf schickte ihn das Direktorium nach Selz, um mit dem von Sr. Majestät,

dem Kaiser Franz, abgeschickten Grafen Ludwig von Cobenzl über einige Friedenspunkte, und besonders der Bernadottischen Angelegenheiten wegen, in Unterhandlung zu treten. Am 30. May wurden die Conferenzen daselbst eröffnet, und den 5. Juli geendiget. Kaum langte er hierauf wieder in Paris an, so wurde er den 17. Juli an Letourneux Stelle, der jetzt austrat, wieder zum Minister des Innern ernannt.

# Reveillere-Lepaux.

Dieser Mann ist einer von den fünf Direktoren, die jetzt in Frankreich die exekutive Gewalt in Händen haben. Er wurde zu Montaigne im Departement der Vendee den 25. August 1753 gebohren. Seine Jugendjahre verlebte Ludwig Marie Reveillere-Lepaux in den Mauern von Angers, wo er eine vortreffliche Erziehung erhielt, die Rechte studierte, Advokat wurde, und nach Paris kam, um beym Parlement zu praktiziren. Aber er veränderte bald wieder seinen Entschluß, und wählte sich eine andere Bahn: das Studium des menschlichen Herzens, der Philosophie und besonders der Naturwissenschaften wurde jetzt seine Hauptbeschäftigung. Er kehrte in seine Provinz zurück, und Angers verdankt ihm einen botanischen Garten, dessen Stifter und bey welchem er als Lehrer angestellt war. Den größten Theil seiner Zeit aber brachte er in

einer kleinen Gemeinde, Namens Faye, an dem Layon gelegen, zu. Hier widmete er seine stillen Tage seiner Gattinn, seinen Kindern, und einigen nachbarlichen Freunden.

Die französische Revolution begann, und er wurde als Deputirter zu den Generalständen gewählt. Der dritte Stand, die Geistlichkeit und der Adel stimmten noch jeder besonders; Reveillere war einer von denen, welche am lautesten ihre Vereinigung, ihre Umwandlung zu einer konstituirenden Versammlung verlangten. In den nachfolgenden Zeitpunkten bietet seine öffentliche Laufbahn wenig merkwürdige Umstände dar. Er betrat, ohne sich je einen Abweg zu erlauben, aber im Stillen, den schmalen Fußpfad der Rechtschaffenheit und der Ehre. Zu philosophisch, um nach der Chimäre, die man Ruf nennt, zu jagen; zu bescheiden, um absichtlich die strengen Blicke des Publikums auf seine Person zu lenken; zu weise endlich, um die Bekehrung der Bösen zu übernehmen, zeigte er sich selten auf der Rednerbühne, und dennoch war keiner seiner Tage, keiner seiner Augenblicke für den Staat verloren. Seine Einsichten theilten sich mit, ohne zu blenden; sie unterstüzten seine hellsehendsten Collegen.

Als die konstituirende Versammlung, de-

ren Mitglied er war, aus einander ging, wurde Reveillere Verwalter des Departements der Maine und Loire, weil ein Gesetz sich seiner Wiedererwählung zum Deputirten entgegen stellte. Er versah seine neue Rolle ein Jahr lang mit einem immer gleichen Eifer. Sein Verdienst hatte zugenommen, aber nicht seine Meinung von sich selbst. Wie unähnlich war er jenen Reformatoren, welche hauptsächlich durch Hochmuth in Bewegung gesetzt werden; welche, ohne Unterlaß vom Vaterland redend, sich ohne Aufhören mit sich selbst beschäftigten; welche ihre Nebenbuhler nur darum demüthigten, um sich selbst zu vergrößern; welche, stolz darauf, ihre Herren überwunden zu haben, nun selbst herrschen wollten; welche den Mann ohne Ansehen verschmähten, den Armen erniedrigten, und des Volkes spotteten; welche alle Häupter, außer den ihrigen, unter das Joch der Gleichheit beugten, und aus ihrem berühmten Gleichmaß den drückendsten aller Scepter machten!

Bald fand sein Eifer wieder andere Gelegenheiten, sich auszuzeichnen, da er im Jahr 1792 Mitglied des National-Convents wurde. Hier war es, wo er sich zum unversöhnlichen Feind jener blutdürstigen Demagogen erklärte, deren Verwegenheit

und Frevel andere zu unterstützen und zu besolden wagten. Er sah in ihnen nur Zerstöhrer des menschlichen Geschlechts, Tyger, welche man so bald als möglich, an Ketten legen müsse. Je furchtbarer die anarchische Sekte wurde, desto mehr Hindernisse legte er ihren scheußlichen Entwürfen in den Weg. —

Als aber das Unglück sein volles Maß erreicht hatte; als er den Tempel der Gesetze geschleift, die Gerechtigkeit in Trauer auf Trümmern sitzend, die Septembermörder ungestraft, Marat im Triumph getragen, die würdigsten Bevollmächtigten der Nation, die Redner der Gironde in Fesseln geworfen, die Räuber bald in tyrannischen Clubbs, bald in ausrottende Bataillons vereinigt sah; als Piken in ihrer Macht, Henriot an ihrer Spitze, und Robespierre im Heilsausschusse waren; — da legte Reveillere-Lepaux in der Furcht, wider seinen Willen am Unheil Theil nehmen zu müssen, welches das Verbrechen hervor brachte, seine Ämter nieder, und kehrte in seine stille, häusliche Einsamkeit zurück. Hier war er fünfzehn Monathe hindurch vielen Unfällen, Entehrungen, und den schmerzlichsten Qualen ausgesetzt; ein genauers Detail hiervon zu geben, verbietet der Raum.

Seine Wiederaufnahme in den National-Convent erfolgte nach dem Dekrete vom 9. März 1795, wo 73 verhaftete und 22 geächtete Deputirte wieder in derselben eintraten. Man erklärte die Niederlegung seiner Stelle schon aus dem Grunde für nichtig, weil sie zu einer Zeit der Crise, während einer abscheulichen Ummwälzung erfolgt war, und die Arme seiner Collegen öffneten sich, um ihn zu empfangen. Er eilte dahin mit neuem Eifer, jeder Leidenschaft fremd. Er hatte die Schrecken der Verbannung und des Bedürfnisses gefühlt; er hatte seine Freunde verloren, und für sein Leben zittern müssen; wenn Rache, diese so natürliche, als stürmische Leidenschaft, auf einen Augenblick über seine Sanftmuth Herr geworden wäre; wenn er auf die Hinrichtung der Verworfenen gedrungen hätte, die ihm so vielen Anlaß zu Klagen gegeben; wenn er, wie viele andere, für jene allgemeine Maßregeln gestimmt hätte, welche eine ganze Parthey auf ein Mahl treffen; so hätte man eben nicht Ursache, darüber zu erstaunen. Aber er verdammte alle jene willkührliche Hinrichtungen, zu deren grausamen Schauplatz einige Städte Frankreichs wurden; er glaubte nicht, daß Mord selbst durch eine gerechte Erbitterung gerechtfertigt werde; und daß

der Dolch der Wuth, in irgend einem Fall, an die Stelle des Schwerdts der Gerechtigkeit treten könne. — Während man von allen Seiten gegen die verabscheute Sekte aufstand, sie ins Wasser stürzte, oder mit Meisselschlägen ihre Glieder zerriß, entfernte er jede gehässige Erinnerung aus seinem Gedächtniß, ließ seine grausamsten Feinde in Frieden leben; seine Verachtung gegen sie schien seinen Haß verzehrt zu haben.

Wenn sich die Lage der Dinge verändert hat, wenn der politische Zustand in Frankreich vielleicht besser geworden ist, wenn die Weisheit einige Fortschritte gemacht hat, wenn jetzt ein Gesetzbuch das Eigenthum und die Personen der Franzosen schützet; so ist es Frankreich zum Theil Reveillere-Lepaux schuldig, der die Commission der Eilfe aus allen Kräften unterstützt hat, und einer der arbeitsamsten und geschicktesten Baukünstler am Gebäude der neuen Constitution war.— Nach dem Blutbad im Vendemiaire wollte eine Faktion sich des Sieges bemächtigen, die Wiedererwählungen verhindern, und die Einrichtung des neuen Systems verschieben. Sie wurde in ihren strafbaren Entwürfen durch einige Redner gehemmet, welche Reveillere an Muth noch übertraf. In einer so entscheidenden, als merkwürdigen

Sitzung, wandte er sich gegen die Ehrgeizigen, welche Furcht und Wuth wieder auf den Gipfel des Berges getrieben hatten. Er zerschmetterte sie durch folgende Anrede: Ihr wollt herrschen, Elende! ihr bedroht die Rechtschaffenen? Wie übel klingt dieser drohende Thon in eurem Munde! Gewissensbisse sollten euch, wie Furien verfolgen! Sehe ich nicht noch einen unter euch, der mit kaltem Blute ein Weib erschiessen ließ, das man, auf seinen Befehl, vorher auch ihrer letzten Kleider beraubt hatte! —

Als nach der neuen Constitution das Direktorium sollte erwählet werden, hatte der Rath der Fünfhundert Reveillere-Lepaux mit unter die ersten Candidaten gesetzt, und im Rath der Alten erhielt er zwey hundert und sechszehn Stimmen von zwey hundert und achtzehn. Sobald er den Stuhl der exekutiven Macht eingmenomen hatte, gründete man in Frankreich schmeichelhafte Hoffnungen auf ihn; er hat sie nicht getäuscht. Sein Muth hat sich so wenig verläugnet, als seine Grundsätze: er hat nicht aufgehört die Feinde der gesellschaftlichen Ordnung zu bekämpfen. Die Proklamationen des Direktoriums bey verschiedenen Gelegenheiten, sind fast alle von ihm verfaßt worden. Einige haben die Einwohner der Vendee besänftigt

und entwaffnet, andere schreckten die Verschwörer, zerstreuten die aufrührischen Gruppen, und machten den Anhängern der Anarchie begreiflich, daß der Donner über ihnen rollte. Alle haben die Ruhe befördert und eine heilsame Wirkung gehabt.

Alle Partheyen kommen in dem Lobe Reveilleres überein, der sicher einer der rechtschaffensten Menschen in Frankreich ist. Sein Geschmack ist einfach, seine Sitten sind rein, seine Neigungen sanft; und daß er auch religiös ist, beweist die neue Religionssekte der Theophilantropen in Frankreich, deren Stifter er ist. Er kann nicht nur als Gesetzgeber und Magistratsperson, sondern auch als Vater, Gatte, und Freund zum Muster der Franzosen aufgestellt werden. — Sein einziger Fehler ist eine zu geringe Meinung von sich selbst, zu wenig Selbstvertrauen, welches ihn immer dahin bringt, der Meinung seiner Collegen oft seine eigene bessere aufzuopfern. —

Ohne eine so fruchtbare Einbildungskraft, ohne eine so reine Schreibart zu haben, als die französischen Schriftsteller vom ersten Range, weiß er doch seine Gedanken mit einer methodischen Klarheit niederzuschreiben; er schreibt immer gründlich, und nicht selten schön. Die Kunst, aus dem Stegreif, ohne Vorbereitung zu reden, den Stoff einer Diskussion auf der

Stelle zu zergliedern, — eine Kunst, welche einige physische Vorzüge, eine große Biegsamkeit der Sprachwerkzeuge, und hauptsächlich ein großes Selbstvertrauen voraus setzt, — kann nicht zu den Gaben gerechnet werden, womit ihn die Natur ausstattete. Nichts desto weniger hat er mehrere dergleichen Siege errungen, Siege, die um so ehrenvoller waren, da er zu viel Beurtheilung besitzt, um Ideen durch Worte, Gründlichkeit durch leeres Geschwätz zu ersetzen; und da er sie nur seinem Scharfsinne, und der Stärke seiner Vernunftschlüsse zu verdanken hat. —

Reveillere-Lepaux sehnt sich, wie man behauptet, in den Privatstand zurück, wo der sanfte Mann gewiß glücklicher leben wird, als in einem der Verläumdung und der Wuth aller Partheyen Preis gegebenen Posten. Er nimmt keinen Feind mit sich; denn selbst die Bösewichter sind wider ihren Willen gezwungen, ihn hochzuachten.

---

Males-

# Malesherbes.

Der Name Malesherbes erweckt in allen wohldenkenden Seelen die Erinnerung an das Ehrwürdigste, was jemahls die Tugend, und an das Rührendeste, was jemahls das Unglück darstellte. Unter diesen doppelten Ansprüchen auf Denkwürdigkeit, übergeben wir unsern Lesern einen Abriß seines Lebens.

Christian Wilhelm Lamoignon de Malesherbes wurde den 6. December 1721 geboren. Sein Vater, erst Generaladvokat, dann Präsident bey der Cour des Aides, und endlich Kanzler von Frankreich, war der ehrwürdigen Magistratspersonen eine, die von der Wichtigkeit ihres Amtes durchdrungen, unaufhörlich mit der Erfüllung ihrer Pflicht beschäftigt sind, und dieser gerne jedes Opfer bringen. Unser junge Malesherbes wurde bey den Jesuiten erzogen, die das Glück hatten, einen der ausgezeichnetesten Menschen Frankreichs zu bilden. Sein Vater, überzeugt von

der Wichtigkeit des Berufs eines Justizbeamten, wollte, daß sein Sohn sich hiezu durch das gründlichste Studium der Geschichte und der Jurisprudenz vorbereitete. Er wurde auch bald zum Gehülfen des Generalprokurators ernannt, und bewies in dieser Subalternen Stelle mehr als einmahl, daß das Talent sich allenthalben auszeichnen könne.

Im drey und zwanzigsten Jahre seines Alters, den 3. July 1744, bekam er die Stelle eines Parlementsraths, und sechs Jahre nachher, im Jahre 1750, folgte er seinem Vater als erster Präsident der Steuerkammer. Seine Zeitgenossen wissen, wie viele Beweise seines Muths, seiner Philosophie und Beredsamkeit er daselbst durch fünf und zwanzig Jahre hindurch gab; eine gedruckte Sammlung aller seiner Verhandlungen während dieser Präsidentenschaft zeugt noch von der Rechtschaffenheit und den Kenntnissen, die er darinn entwickelte. Liest man alle diese Äußerungen und Reden Malesherbes, so sieht man das Innere seiner Seele, so hat man den Maaßstab seiner Talente, seines Herzens, und seiner Vernunft. Eben so widmete seine unerschrockene und aufrichtige Redlichkeit sich dem allgemeinen Glücke, ohne sich durch irgend eine andere Rücksicht erschüttern zu lassen.

In demselben Jahre, in welchem er Präsident der Steuerkammer wurde, erhielt er von seinem Vater, der damahls Kanzler von Frankreich war, die Direktion des Buchhandlungswesens. Diese Stelle setzte seine Philosophie und seine Wohlthätigkeit in ein noch grösseres Licht. Die Gelehrten, mit denen er damahls in einer besondern Verbindung stand, fanden in ihm ihren Rath, ihren Schutz und einen Vater; und mehrmahls unterstützte er einige von ihnen auf eine sehr freygebige Art. Er wußte ihre Bedürfnisse zu errathen, so wie er ihre Talente schätzte. —

Den 12. July 1775, legte Malesherbes seine Stelle als Präsident der Steuerkammer nieder; und in demselben Monathe wurde er an des Herrn von Brillieres Stelle zum Minister und Staatssekretär ernannt. Die Steuerkammer, betrübt über den Verlust eines so schätzbaren Mannes, suchte ihn zu bewegen, wenigstens noch etwas diese so schmerzhafte Trennung aufzuschieben. Der Präsident Choart hielt eine Rede an ihn, in welcher alles, was Liebe zu ihm, Ehrfurcht für seine Tugenden und Achtung für seine Talente eingeben konnte, dringend und wahr gesagt war. Als endlich die Steuerkammer sah, daß er sie nun verließ, um auf einem größern Schauplatze angestellt zu werden,

und um weit mehr im Stande zu seyn, das Nützliche und Gute zu befördern, so begab sie sich eines Tags insgesammt nach seiner Wohnung, und der älteste Präsident wünschte ihm in einer rührenden, seiner würdigen Rede, Glück zu seiner Ernennung zum Minister.

Mitten unter einem glänzenden Hofe, dem prächtigsten unter allen von Europa, behielt Malesherbes alle Einfalt seines Äußern und seiner Manieren bey. Ein alter Gebrauch erlaubte den Magistratspersonen, welche Minister geworden waren, nicht ihr Costum beyzubehalten, sie waren verbunden, ihr schwarzes Kleid, und ihre Magistratsperücke mit dem Haarbeutel und mit dem Degen zu vertauschen. Malesherbes glaubte, daß er auch äußerlich derselbe, der er innerlich war, bleiben müßte, behielt seine vorige Kleidung, das Magistratscostum bey; und wollte dadurch dem Publikum zeigen, daß der Minister des Königs nicht der biedere Richter, der muthige Vertheidiger der Rechte und des Interesse des Volks, der er bisher gewesen war, zu seyn aufgehört habe.

Ein bewundernswürdiger Frohsinn charakterisirte Malesherbes in allen Epochen seines Lebens. Munterkeit ist bey einer gewöhnlichen Seele, oder bey einem leichtsinnigen Geiste, der um alles herum flattert,

ohne sich mit etwas ernsthaft zu beschäftigen, ein Charakterzug, der kein Interesse hat: aber bey einem Manne, den gewöhnlich die tiefsten und ernsthaftesten Betrachtungen beschäftigen, bey einem Manne, der unaufhörlich das Nützliche und Gute verfolgt, und zugleich das empfindlichste Herz besitzt, ist Munterkeit ein rührender Zug, den man nicht ohne Bewegung bemerkt; sie ist ein himmlischer Strahl, der die Reitze der Tugend erhebt; ihr unwiderstehlicher Reitz gewinnt alle Herzen. Bey Malesherbes war sie die Folge einer aufgeklärten Vernunft, einer lebhaften Einbildungskraft, und eines stets ruhigen Gewissens.

Die Aufhebung der lettres de Cachet war unter andern eine Sache, mit welcher er sich während seines Ministeriums äußerst ernsthaft beschäftigte; er würde auch ohne Zweifel dieß verhaßte Werkzeug willkührlicher Gewalt zerstört haben, wenn ihn nicht gebietrische Umstände hierinn etwas nachzugeben gezwungen hätten. Er that wenigstens, was er konnte, um diesen Gebrauch zu der Grundlage der Gerechtigkeit zurück zu bringen. Er ließ sich die Gefängnisse öffnen, und gab mehrern Gefangenen die Freyheit wieder. Ein großer Theil hatte schon die glückliche Wirkung seiner wohlthätigen Absichten

empfunden. So wie man erfahren hatte, daß er die Gefängnisse untersuchen wollte, eilte man, um schon vorher einem Haufen Unglücklicher, welche die Freygebigkeit, mit der man die lettres de Cachets austheilte, vornehmlich unter dem Ministerio von Brilliere da zusammen gehäuft hatte, die Freyheit wieder zu geben.

Er übertrug einer Art von Tribunal, welches aus den rechtschaffensten und strengsten Richtern bestand, und deren Meinung einstimmig seyn sollte, den Gebrauch der lettres de Cachet. Hätte er diesem Tribunale die Sanction eines Gesetzes verschaffen können, so hätte er diesen Mißbrauch der Gewalt aufgehoben: dies war das Ziel, nach dem er strebte, und das er beynahe erreichte, als die Entfernung des tugendhaften Türgot ihn der Stütze Gutes zu thun beraubte, und ihn auch seine Stelle den 12. May 1776 niederzulegen zwang.

Indem Malesherbes einen so glänzenden Schauplatz verließ, auf welchem seine eigene Bescheidenheit sich nicht ohne Bewunderung sah, und auf dem ihn jeder Patriot noch lange gerne gesehen hätte, nutzte er seine Muße und Einsamkeit zu wichtigen Werken für das Wohl seiner Mitbürger und der Menschheit. Er unternahm um diese Zeit Rei-

sen nach den verschiedenen Provinzen Frankreichs, nach Deutschland, Holland und der Schweiz, wo er mit Eifer und Einsicht alles sammelte, was für die Wissenschaften und Künste nur irgend wichtig war. Er reißte mit der Simplicität und Oekonomie eines Gelehrten oft zu Fuß, und in Dunkelheit eingehüllt, um alles besser beobachten zu können. Er hatte eine große Menge von Bemerkungen über das, was er gesehen hatte, gesammelt, und, bedacht auf das Wohl seines Vaterlandes, machte er auch von seinen Untersuchungen die nützlichste Anwendung zur Verbesserung verschiedener Zweige der Kultur und der Industrie.

Mitten unter diesen Arbeiten wurde Malesherbes wieder nach Hofe gerufen. Er bekam Sitz und Stimme im Conseil, aber ohne daß ihm die Direktion eines besondern Departements übertragen wurde. Die Folge hat erwiesen, daß diese der Tugend und Einsicht Malesherbes öffentlich erwiesene Ehre, nur ein geschickt angewandtes Mittel der damals machthabenden Minister war, um ihre Operation durch den ehrwürdigen Namen eines braven und aufgeklärten Staatsmannes zu decken. Er argwöhnte diesen Machiavellismus nicht; er glaubte noch den Triumph nützlicher Wahrheiten bewirken zu kön-

nen, und besiegte seinen Widerwillen, in der Mitte eines Hofes, von dem er sich freywillig verbannt hatte, wieder zu erscheinen. Da aber seine im Rathe des Königs muthig geäußerten Meinungen stets an der Intrigue scheiterten, so entschloß er sich zu schreiben. Und so entstanden seine beyden Denkschriften, welche er dem König, über die Lage Frankreichs, und den Mitteln, den drückenden Übeln abzuhelfen, zustellte. Ludwig der XVI. las sie nicht, und zwar zu einer Zeit, wo er sie zu seinem und zu Frankreichs Wohl benutzen konnte. Als er sie in der Folge, aber zu spät zu lesen bekam, vergoß er bittere Thränen darüber, daß er diese Berichte zu lesen vernachläßigte. Diese beyden Werke sind in die Hände der so unwissenden als barbarischen Revolutionairs gefallen; man weiß nicht, was aus ihnen geworden ist.

Malesherbes hatte endlich die schmerzliche Überzeugung erlangt, daß alle seine Bemühungen nur fruchtlos wären, und suchte um seine Entfernung an, die ihm auch bewilliget wurde. Er eilte zu seinen Gärten und Feldern zurück, wo er allein mit der Natur, mit seiner Familie, und mit seinen Freunden, seine ruhigen und nicht minder nützlichen Arbeiten wieder vornehmen konnte. Die Abende und einen großen Theil der Nächte

brachte er mit Studieren und Lesen zu, den Tag über, durchstrich er, eine Hacke in der Hand, seine Gärten und Holzungen, vertheilte die Arbeiten, beobachtete die Resultate seiner Versuche, und ordnete neue an; jeder Schritt, jedes Unternehmen hatte stets das öffentliche Wohl zum Zweck.

In dieser reitzenden Einsamkeit hatte er mit einem unermüdeten Bestreben diejenigen auswärtigen Pflanzen und Bäume zusammengebracht, die ihm für das Klima von Frankreich die passendsten schienen. Hier war es, wo beym wiederkehrenden Frühlinge eine Allee von St. Lucienbäumen den Geruch und die Augen zugleich entzückte; ein Wald von sogenannten Judasbäumen aus Palästina machte einen reizenden Contrast; weiterhin verschafften dunkle Tannen, welche die höchsten Felsen bedeckten, eine imposante Ansicht; überall ward man in dieser von der Natur schon reichen Gegend, Spuren väterlicher Sorgfalt des Eigenthümers gewahr, und das Auge erstaunte über die große Menge und Mannigfaltigkeit der fremden Bäume, die es hier an offenen Orten, wo man nur einländische Pflanzen erwartete, überall wahrnahm.

Dieses Erstaunen verschwand aber bald, wenn man die Wohnung unsers Malesher-

des kennen lernte; man sah bald, daß er, seinen Grundsätzen getreu, nur in dem allgemeinen Wohl seinen Genuß fand. Sein weitläuftiges Haus war so geblieben, wie er es von seinem Vater geerbt hatte; es erhielt weder Verschönerung noch Veränderungen von ihm, ob es gleich im Ganzen unbequem und schlecht angeordnet war. In der innern Einrichtung war durchaus keine Pracht; ein altes einfaches Hausgeräth fand man in den verschiedenen Zimmern aufgestellt. Ein Park, der nicht mehr, ja weniger Umfang hatte, als die meisten Gärten großer Landeigenthümer, und dessen Unterhaltung außerordentlich wenig betrug, war mit der schönen Lage die einzige Annehmlichkeit seiner Wohnung; Malesherbes wandte seinen Überfluß zum Nutzen und Vergnügen der Bewohner des Orts an; er gab ihnen in dieser Absicht ununterbrochene Arbeiten, welche er von den Einwohnern des Orts zu ihrem eigenen Nutzen und Vergnügen unternehmen ließ, und sie ihnen theuer bezahlte. Bald machte er eine niedrige und sumpfichte Wiese urbar, bald ließ er an den Ufern des Flußes eine Promenade und niedliche Pflanzungen anlegen. Hier baute er feste und solide Brücken, um die Communication zu erleichtern; dort ließ er einen schattichten

Weg an der Landstraße anlegen, um die Reisenden vor der Hitze der Sonne und der Heftigkeit des Windes zu schützen. Mitten im Holze, das die Gemeine umgab, hatte er die Alleen und die Fußsteige, die er mit der größten Sorgfalt unterhielt, vervielfältigt, in einer gewissen Entfernung von einander Ruhebänke einrichten lassen; selbst die Felsen zeigten die Spuren seiner väterlichen Aufmerksamkeit, und allenthalben, wo er vermuthen konnte, daß das Alter und die Kindheit hingeführt werden konnten, suchte er die Hindernisse zu heben, denen ihre Schwäche sie aussetzte.

Aber seine Sorgfalt schränkte sich nicht bloß darauf ein, die Gegend, die er bewohnte, zu beleben, und zu verschönern; er erweiterte die Sphäre seiner Thätigkeit noch dadurch, daß er auch dem Publikum durch seine Erfahrungen und Beobachtungen nützlich zu werden suchte. Er hatte über den Ackerbau interessante Aufsätze verfertigt; aber seine Journale, die eine Menge interessanter Beobachtungen enthielten, sind verloren gegangen.

So brachte Malesherbes ruhig seine Tage unter immerwährenden nützlichen Landbeschäftigungen zu, und mit steten Gedanken für das Wohl seines Vaterlandes hin,

als eine Begebenheit ihn dem Schooße seiner Familie und seinen Arbeiten entriß. Ludwig der XVI. wurde vor das Tribunal der Nationalversammlung gezogen, verlassen von allen, die er mit Wohlthaten überhäuft hatte, und deren undankbare Hand bald das Innere ihres Vaterlandes zerreißen sollte. Verlassen selbst von denjenigen, die sich an sein Schicksal anschlossen, so lange ihnen dieses noch ungewiß schien, war dieser unglückliche Monarch weit entfernt, zu erwarten, daß derjenige ihm zu Hülfe eilen würde, dessen gute Rathschläge er stets verworfen hatte, und der nur Ungnade und Unannehmlichkeiten an seinem Hofe erfahren hatte.

Aber Malesherbes zog nur sein Herz zu Rathe; Ludwig war unglücklich, und er widmete sich ihm. Er schrieb also an den Präsidenten der National-Versammlung, daß, wenn der Nationalconvent Ludwig dem XVI. einen Vertheidiger geben wolle, er in diesem Falle bereit sey, Ludwigs Vertheidigung zu übernehmen, wenn ihn letzterer nehmlich hierzu selbst erwählen würde. —

Nachdem nun Malesherbes einer eben so beschwerlichen, als, allem Anscheine nach, gefährlichen Pflicht ein Genüge gethan hatte, kehrte er in seine ländliche Wohnung zurück,

Er nahm wieder seine vorigen Lieblings-beschäftigungen vor, und genoß im Schooße seiner Familie die Annehmlichkeiten eines nützlich angewendeten Lebens.

Aber diese köstliche Ruhe war nicht von langer Dauer. Eines Tages, im December 1793, als Malesherbes eben, seine Hacke in der Hand, seine Gärten und Holzungen durchstrich, ward er in einer Allee eine Menge Menschen gewahr, die auf sein Haus zugingen. An ihrer Spitze gingen drey Männer mit schwarzen niederhängenden Haaren, einem langen Bart, und mit einem im Bandelier hängenden Säbel bewaffnet. Es waren drey Mitglieder vom Pariser Revolutions-Ausschuße, die den Befehl hatten, den Schwiegersohn und die Tochter Malesherbes gefangen zu nehmen, und nach Paris zu führen.

Diese grausame Bothschaft machte den lebhaftesten Eindruck auf ihn; aber er sah die Nothwendigkeit ein, seine Betrübniß vor seinen Kindern verheelen zu müssen, um nicht ihren Muth niederzuschlagen. Er hoffte selbst, er würde sie in ihrem Unglücke begleiten können; aber die allerausgesuchteste Tyranney, deren System man auf die schrecklichste Weise bis zu seinem Tode befolgt hat, wollte, daß er den bittern Leidenskelch tropfenweise aus-

leeren sollte. Sein Schwiegersohn und seine Tochter gingen ab, und er blieb bey dem unglücklichen Reste seiner Familie, beschäftigt, sie zu trösten, und ihr Hoffnungen einzuflößen, deren er selbst bedurfte, als am folgenden Morgen vor Tagsanbruch aufs neue Satelliten erschienen, und eine Proscriptionsliste vorzeigten, welche Malesherbes mit seinen jüngsten Kindern traf.

Der Schrecken hatte in den Herzen der Einwohner jener Gemeinde noch nicht tief genug gewurzelt, um allen Ausbruch des Unwillens, des Schmerzes, und der Dankbarkeit zu ersticken. Die Traurigkeit war auf allen Gesichtern ausgedrückt; man wagte noch sich zu fragen, was der tugendhafte Patriarch gethan hätte, um ein solches Übermaß von Strenge zu verdienen, und viele Municipal-Officianten hatten im Nahmen der Gemeinde den Muth, sich als seine Kaventen zu verbürgen, und ihn mit seiner Familie zu begleiten, um so wenigstens die demüthigenden Zurüstungen einer bewaffneten Macht, mit welcher die Abgeordneten der Tyrannen den Wagen umgeben wollten, zu entfernen.

Mitten unter den schmerzlichsten Empfindungen, die alle Herzen zerrissen, fühlte Malesherbes die Ruhe des Tugendhaften. Weniger nun um sein Schicksal bekümmert,

das er angenehm fand, weil er es mit seinen Lieben theilte, verließ ihn seine offene Heiterkeit nicht. Seine Unterhaltung, eben so frey, eben so mannigfaltig und unterrichtend, als sie immer zu seyn pflegte, verrieth seine Lage durchaus nicht, und wenn die niedrig wilde Sprache derer die ihn, feßelten, nicht einen ganz unverkennbaren Contrast dargebothen hätte, so würde man gesagt haben, es seyen Freunde oder Nachbarn, die er bey sich empfinge.

Er ging ab, und noch in derselben Nacht ward er mit seinem Enkel, Ludwig Lepelletier, in das Magdalenen-Gefängniß gebracht, während seine übrigen Angehörigen in verschiedene andere Gefängnisse vertheilt wurden. Es war für den edlen, in der Reinheit seines Herzens ruhigen und heiteren Mann, ein großer Trost, den Knaben, den er liebte, an seiner Seite zu behalten, und in seinem Betragen und Muthe die keimende Hoffnung zu erblicken, die er für die Zukunft gab. Aber zu den rührenden Liebesbeweisen, die er von diesem Enkel erhielt, wünschte sich Malesherbes doch noch das Glück, sich mit seiner übrigen Familie vereiniget zu sehen.

Dieß war vielleicht das erste Mahl, daß er für sich selbst um etwas bat; er bat dringend darum, und erhielt endlich diese Gnade.

Er wurde weggeführt, und mit seiner ganzen Familie in dem Gefängniße von Portlibre vereinigt; von dem Augenblicke an wünschte er nichts mehr.

Seine Ankunft in diesem Gefängnisse hat uns ein gefangener Greis, der nach seiner Entlassung Anekdoten von seiner Gefangenschaft bekannt machte, mit folgenden Worten beschrieben. Einen Abend, so erzählt er, war man dahin gelangt, sich durch eine Unterhaltung voller Interesse zu zerstreuen, als plötzlich die Ankunft des Malesherbes und seiner ganzen Familie angekündigt wurde. Niemand war weiter seines Schicksals bekümmert, da man sah, daß selbst Malesherbes Tugend weder ihn, noch seine Familie hatte sicher stellen können. Er trat herein, und die erste Bewegung mitten im allgemeinen Schmerze war, ihm einen Ehrenplatz unter uns einzuräumen. Noch sehe ich seine Heiterkeit. — Der Platz, den Sie mir anbiethen, sagte er, gehört dem Alten, den ich dort sehe, denn ich glaube, er ist älter als ich. — Er bezeichnete mich damit. Wir zerflossen in Thränen, und er selbst hatte Mühe, die seinigen, die ihm unsere Rührung auspreßte, zurück zu halten. —

Endlich erschien der Augenblick, in dem die Tyranney alle ihre Wuth über diese unglückliche Familie ausschütten sollte. Malesherbes

Schwie-

Schwiegersohn, der ehrwürdige Vater des jungen Menschen, der, sein eigen Unglück vergessend, nur besorgt war, seinen Großvater und seine Geschwister zu trösten, der tugendhafte Lepelletier Rosanbo, wurde von seinen Kindern getrennt, in ein anderes Gefängniß gebracht, und starb wenige Tage nachher auf dem Blutgerüste. Den folgenden Tag kamen die Todesbothen, Malesherbes, seine Tochter, seine Großtochter, und den Gemahl dieser jungen Person ihrem Schmerze zu entreißen. In diesem schreckenvollen Augenblicke sagte Malesherbes würdige, ihm in so vielem ähnliche Tochter zur Bürgerinn Sombreuil, die am 2. September das Leben ihres Vaters gerettet hatte, diese rührenden Worte: Sie haben den Ruhm, ihren Vater gerettet zu haben, ich habe doch wenigstens den Trost, mit dem meinigen zu sterben.

Diese Trauerscene schildert Herr von Segur mit folgenden Worten: Wer ist denn dieser Greis? — — und durch welche Ungerechtigkeit? — Malesherbes! du bist es, den man zum Tode schleppt? deine Tochter geht auch dahin! ihr Gemahl, ihre Kinder sind, auf einander fallend, gemordet worden; drey Generationen verschwinden, wie ein Schatten. Edler Mann! beruhige dich in deiner finstern Wohnung. Wer deine Tugend kannte, wird

stets um dich trauern. Die empfindliche Menschlichkeit seufzt über deinen Sarg; deine Henker sind gebrandmarkt, dein Andenken ist theuer. Die Ehre deiner Hinrichtung hat dein Leben gekrönt.

Vergebens würde ich versuchen, den Seelenzustand Malesherbes beym Anblick solcher Grausamkeiten zu schildern, oder einen Begriff von dem tiefen Schmerz der Verzweiflung der drey Kinder zu geben, die übrig blieben. — Er hatte der Natur den Tribut der Empfindlichkeit entrichtet; er hatte alles gethan, seine Kinder zu dem schrecklichen Augenblicke zu stärken; noch wollte er ihnen das Beyspiel des rechtschaffenen Mannes im Kampfe mit dem Tode geben, oder vielmehr, er gab ihnen dieß Beyspiel, ohne daran zu denken, indem er sich der erhabenen Natur überließ, die ihn immer, auch im Leiden auszeichnete. Seine Hände wurden gebunden, er nähert sich dem unseligen Karren; schon wollte er über die Schwelle des Gefängnisses schreiten, als er, indem seine schwachen Augen eine Ungleichheit des Bodens nicht gewahr wurden, seinen Fuß an einen Stein stieß. Seht da, sagte Malesherbes zu dem, der neben ihm ging, das heißt man eine üble Vorbedeutung; ein Römer würde an meiner Stelle gleich wieder umkehren, und so ging er lächelnd fort. — Der

Edle starb 72 Jahre, 4 Monathe, und 15 Tage alt. Er hatte nur zwey Töchter gehabt, und der einzige männliche Erbe, den sie ihm gegeben haben, ist Ludwig Lepelletier Rosanbo, ein Jüngling voll der schönsten Hoffnung.

Malesherbes war Philosoph in der wahren Bedeutung des Worts. Die Stärke seiner Vernunft hatte ihn frühzeitig von den Fesseln der Gewohnheit und des Vorurtheils befreyt. Er betrachtete die Gegenstände in ihrem wahren Lichte, und bewahrte sich auf diese Art vor übertriebenen Gefühlen, die zum Enthusiasmus oder zur Furcht führen. Gleichgültig bey den Vergnügungen der Tafel, und den Bequemlichkeiten des Luxus, bequemte er sich zu allem. Das einfachste Kleid gefiel ihm am besten, oft hielt man ihn daher für einen Handwerksmann oder Arbeiter.

Sein Benehmen und seine Manieren waren simpel, wie sein Leben; seine Leutseligkeit gewann ihm Jedermanns Zutrauen; nie weigerte er sich, sich mit Jemanden, der sich ihm vorstellte, wer es auch immer war, zu unterhalten. Er sagte oft, daß er nie mit den gröbsten und ununterrichtesten Leuten gesprochen habe, ohne etwas gelernt zu haben. —

Nützliche Wissenschaften und Künste beschäftigten ihn in müßigen Stunden; er war ausserordentlich in der Litteratur bewandert;

er wußte die alten classischen Autoren, und diejenigen, mit denen Frankreichs Litteratur geziert ist, auswendig. Unter diesen führte er Racine, als seinen Lieblings-Autor, am öftesten an. Er erzählte, mit einer nur ihm eigenen Leichtigkeit und Interesse, und seine Unterhaltung war voller Anekdoten, von denen eine immer neuer als die andere war.

Die drey Akademien und die Ackerbau-Societät hatten ihn zu ihrem Mitgliede aufgenommen, und ohne Zweifel hatten mehrere Mitglieder derselben weit weniger Verdienst als er. — Seine Wohlthätigkeit ging oft bis zur Verschwendung, und er war gezwungen, sich selbst in dieser Art von Ausgaben eine strenge Ökonomie aufzulegen.

Der Prinz Heinrich von Preußen hat in seinem Garten zu Rheinsberg dem Andenken des rechtschaffenen, tugendhaften Malesherbes ein Denkmal errichtet. Diese Ehrenbezeugung, die ihm ein eben so aufgeklärter als gefühlvoller Prinz erwiesen hat, der die Menschen zu schätzen, und bey ihnen die rühmlichen, soliden Eigenschaften von den bloß glänzenden zu unterscheiden weiß, — diese Ehrenbezeugung ist ohne Zweifel ein Zug, den man nicht bey dem Lobe dieses tugendhaften Mannes vergessen darf! —

# Bernstorff.

Die Hauptzüge aus dem Leben und dem Charakter dieses in jedem Betrachte so großen Mannes verdienen allgemein bekannt zu werden; und dieß um so mehr, da er sich nicht nur in den Annalen der dänischen Geschichte, ein immer bleibendes Denkmahl errichtet, sondern auch einen eben so thätigen Einfluß auf die Schicksale von Millionen Bewohnern Europens gehabt hat.

Andreas Petrus, Graf von Bernstorff, welcher aus Meklenburgischem Adel herstammt, ward den 28. August 1735 zu Hannover gebohren. Sein Vater, Freyherr von Bernstorff, war der berühmte erste handverische Staatsminister beym damahligen Churfürsten und nachmahligen König Georg I. und sein älterer Bruder, welcher noch lebet, ist handverischer Geheimrath. — Die Natur hatte unsern jungen Bernstorff mit den edelsten Gaben ausgerüstet, und sein Vater, der ihn herzlich liebte, unterließ nicht, seinen

Verstand auch schon in der zartesten Kindheit auf alle mögliche Art in Übung zu setzen.

Schon sehr früh zeigte sich an ihm eine lobenswerthe Neugierde, besonders für alles, was das Kriegerische betraf, und die Zeitungen waren ihm schon im sechsten Jahre eine angenehme Lektüre. Er hat oft selbst erzählt, daß der damahlige schlesische Krieg und besonders die im Jahr 1741 unternommene Belagerung von Neiße, seine Ruhe als Kind sogar des Nachts gestört habe. Geschichte war seine Lieblingslektüre, besonders die englische, auf welche er so anhaltenden Fleiß wandte, daß er sich kaum davon losreissen konnte, und wozu der damahlige Krieg zwischen England und Frankreich ihn Gelegenheit gab. Wenn man bedenkt, daß er damahls nur acht Jahr alt war, so kann man seine enthusiastische Neigung für Geschichte und für alles, was dahin einschlug, nicht genug bewundern.

Bis ins achtzehnte Jahr blieb er in dem Hause seiner Ältern, und dann schickte ihn sein Vater auf die hohe Schule zu Leipzig. Er erwarb sich hier durch ein sehr gefälliges Betragen eine allgemeine Achtung, studierte fleißig und machte vorzüglich die Geschichte und Staatswissenschaft zu seinem Hauptgegenstande. Von Leipzig kam er im Jahre

1754 auf die Göttinger Universität, wo er sich nicht weniger Ruhm als in Leipzig erwarb.

Nachdem der junge Bernstorff seine Studien vollendet und durch Reisen sich mit der Verfaßung verschiedener Länder bekannt gemacht hatte, kam er 1756 zuerst als Kammerjunker in dänische Dienste, wo sein großer Oheim, Johann Hartwig Ernst, Staatsminister war, und im Jahre 1760 ward er Deputirter im Ökonomie- und Commerz-Kollegio, so wie im Jahre 1766 erster Deputirter der Westindischen Rent- und General-Zollkammer, zu welcher Zeit er auch den Dannebrogs-Orden bekam. Aber in dem für den dänischen Hof zu unruhigen Jahr 1770 verließ er ein Land, dem er in dieser Epoche nicht mehr nützlich seyn konnte, und folgte seinem Onkel, da er denn seine Zeit entweder bey diesem in Hamburg, oder aber auf seinen Gütern im Meklenburgischen und Holsteinischen zubrachte.

Die Umstände änderten sich sehr bald, und kaum hatte sich das Ungewitter an Dänemarks politischem Horizonte wieder verzogen, so wurde er — nach Struensees Tode — im Herbste 1772 mit seinem Oheim zurückberufen. Der alte Staatsminister wollte seine Stelle nicht mehr übernehmen, und so wurde unser Bernstorff im Jahre 1773 zum

Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, erhielt drey Jahre darauf den Elephanten-Orden und hat seine Stelle bis 1780 mit vielem Nutzen verwaltet. In eben diesem Jahre verließ er zum zweyten Mahle die dänischen Dienste und reißte nach seinen Gütern. Ob an dieser Entfernung der Einfluß fremder Mächte, besonders aber des russischen Cabinets Ursache gewesen sey, weil, wie man behaupten wollte, Bernstorff dem vermeinten Interesse dieser Höfe entgegen war, ist hier der Ort nicht zu untersuchen; es ist hinreichend zu wissen, daß, nachdem er einer vierjährigen Ruhe genossen und seine Zeit im Zirkel seiner Familie und mit Wissenschaften zugebracht hatte, er zur Freude aller Patrioten im April 1784 aufs neue nach Dänemark berufen wurde, wo man ihn eben so, wie das erste Mahl zum Staatsminister des ausländischen Departements und zum Präsidenten der deutschen Kanzley ernannte.

Bernstorff verstand die so seltne Kunst, allen auswärtigen Mächten Ehrfurcht für den dänischen Hof einzuflößen, so daß Dänemarks Freundschaft keinem der europäischen Staaten gleichgültig war. Als der französische Revolutionskrieg ausbrach, bewarben sich alle Mächte, Dänemark auf ihre Seite zu bringen. Aber Bernstorffs Staats-

Klugheit und Standhaftigkeit lehnte alle Anträge ab, und während in so vielen Ländern Blut vergossen wurde, genoß Dänemark und seine deutschen Staaten einer glücklichen Ruhe, und freute sich der Segnungen, welche den Frieden begleiten. Die Handlung blühte, und überall wähte die dänische Flagge, weil Bernstorff die Neutralität, mitten unter allgemeinen Unruhen, den dänischen Staaten erhalten hatte.

Der englische Hof verlangte unterm 13. July 1793, daß alle Handlung mit Frankreich aufhören sollte. Bernstorff hingegen ertheilte dem englischen Minister eine Antwort, die seinen festen Charakter bezeichnet, und da dieses Memoire ein Meisterstück der Politik und der Freymüthigkeit zu nennen ist, so will ich davon einige Stellen im Auszuge liefern:

Sr. Majestät ist es immer höchst unangenehm, wenn solche genöthiget sind, die Grundsätze seiner Freunde und Alliirten zu widerlegen, oder sich gar über deren Schritte zu beklagen. Der König hoffte, daß die Erklärung, wie er eine strenge Neutralität beobachten, und seine einmahl eingegangenen Traktaten halten wolle, ihn dieses Geschäfts überheben würde; aber der Inhalt der Note des englischen Ministers, die auch von preußischer Seite unterstützt worden ist,

erlaubt ihm nicht länger zu schweigen. Die Gründe, die Se. Majestät denen entgegen setzt, die man ihm vorgetragen hat, sind im beyfolgenden Memoire enthalten. Nicht das Verlangen, eine ein Mahl vorgetragene Meinung zu behaupten, bewegt Se. Majestät, bey der Ihrigen zu bleiben, die innigste Überzeugung von dem wichtigsten Interesse, das Verlangen Dero Unterthanen den Frieden, dessen sie benöthigt sind, zu erhalten, bestimmen Sie. Se. Majestät schmeicheln sich übrigens mit Freunden und mit gerechten und billigen Souverains zu reden, und erklären sich daher ohne Umschweif und zwar mit der größten Freymüthigkeit u. s. w. —

Wichtige Werke, wozu sein Oheim den Grund gelegt hatte, sind unter seiner Ministerschaft in Ausführung gebracht worden; aber ihm selbst auch hat Dänemark verschiedene Einrichtungen zu verdanken, die seiner Weisheit eben sowohl, als seinem Herzen Ehre machen. Viele Bündnisse hat er mit benachbarten so wie mit weit entfernten Mächten geschlossen, welche insgesammt dahin abzweckten, dem Lande Frieden zu erhalten, und es vor jedem Angriffe zu sichern, unter welchen der, am 27. März 1794, zwischen Dänemark und Schweden in Ansehung ihrer Neutralität geschlossene Traktat

am merkwürdigsten zu seyn scheint, weil in solchem beyde Höfe sich verbindlich machten, einander beyzustehen, im Falle eine auswärtige Macht das allgemeine Völkerrecht nicht anerkennen, und die freye Schifffahrt beyderseitiger Unterthanen beunruhigen würde. Der Nutzen dieses Traktats war augenscheinlich, denn er leistete gleichsam der freyen Schifffahrt dänischer Unterthanen die sicherste Garantie, so daß unter dem Schutze der Neutralität dem Vaterlande viele Millionen fremden Geldes zufließen konnten.

Auch Künste und Wissenschaften fanden an ihm einen Beschützer, denn er war Kenner und alle seine Bemühungen waren darauf gerichtet, um ihren Flor zu befördern. Er war fest überzeugt, daß die Sache der Wissenschaften ein allgemeines und wichtiges Geschäft für die Menschheit seyn müsse, und so schritt er denn auch mitten unter dem Gedränge seiner Arbeiten für den Staat, noch immer mit den Kenntnissen seines Zeitalters fort. — Ihm hat man die heilsamen Verordnungen wegen Aufhebung der Leibeigenschaft zu verdanken; daß dem Landmanne die drückenden Lasten des Frohndienstes abgenommen, und jedem Hofe und Ländereyen zum beständigen Eigenthume übergeben würden, war sein Lieblingsprojekt, und er freute sich

herzlich, zur Mitwirkung dieses Plans manche Patrioten gereizt zu haben. Die Früchte dieser seiner Bemühungen hat er zum Theile schon bey Lebzeiten geerntet, und schon deßhalb wird noch die späte Nachkommenschaft seinen Namen mit Ehrfurcht aussprechen, und sich seiner mit Dankbarkeit erinnern. Und so genoß Bernstorff während einer dreyzehnjährigen Staatsverwaltung bis an sein Ende, welches den 21. Juny 1797 erfolgte, den ungetheilten Ruhm, sich um Dänemark verdient gemacht zu haben, und die Stimme des Wehklagens, der Dankbarkeit und des gerechtesten Lobes, die sich überall erhob, bewies die Größe des Verlustes, den das Land durch sein noch immer zu frühes Absterben -- er wurde 62 Jahre alt — erlitten hatte.

Bernstorff hatte eine edle Gestalt und aus dessen vielversprechender Physiognomie konnte man die Fähigkeiten seines Geistes lesen. Edle Bescheidenheit, die den großen Mann, der sich seines innern Werthes bewußt ist, schon hinreichend auszeichnet, besaß er im höchsten Grade. Er war überhaupt kein Freund von Ehrenbezeugungen, aber dann waren sie ihm doppelt zuwider, wenn sie übertrieben gemacht wurden. Gutmüthigkeit war die Eigenschaft, die, weil er sie selbst besaß, er auch

an andern vorzüglich schätzte. Ein gültiger Beweis, daß er selbst diese Tugend besaß, war unstreitig dieser, daß er eifrig in Vertheidigung anderer war, wenn man sie durch lieblose Urtheile zu verumglimpfen suchte.

In freyen und ruhigen Stunden überließ er sich gern den stillen Freuden eines häuslichen Glücks, und wenn der Sommer herannahte, entfloh er, so oft er konnte, dem Geräusche der Stadt, um einige Zeit auf seinem Landgute zuzubringen. Er hatte eine zahlreiche Familie, in deren Schooße er seine süßesten und glücklichsten Tage verlebte. Er bewies in seinem Privatleben eben die Rechtschaffenheit, die in seinem öffentlichen Leben hervorstrahlte, und alle, die ihn näher kannten, versichern, daß im häuslichen Zirkel man nicht mehr den Minister, sondern nur den Freund erblickt habe, und daß, wenn er vertraut sprach, Leutseligkeit jeden Zug seines Gesichts verschönerte, obgleich sonst gewöhnlich in seinen Mienen ein feyerlicher Ernst herrschte.

Thätigkeit in seinen Berufsgeschäften war eine von den Pflichten, welche er nie versäumte. Er entwarf die wichtigsten Aufsätze, las alles selbst, beantwortete selbst eingegangene Briefe und Vorstellungen, und als treuer Haushalter seiner Zeit verstand er

auch seine Geschäfte nach ihrer Wichtigkeit zu ordnen. Donnerstags Nachmittag pflegten die fremden Minister zur Conferenz zu ihm zu kommen, und an eben diesem Tage, so wie des Sonntags von acht Uhr an, gab er jedem Gehör, der bey ihm etwas anzubringen hatte.

Der französischen Sprache, die ihrer Feinheit wegen für den Staatsmann unentbehrlich ist, war er besonders mächtig; doch kann man nicht sagen, daß er darüber seine deutsche Muttersprache vernachläßiget hätte. Sein Styl war leicht und fließend und seine Ministerial-Noten sind Meisterstücke der Staatskunst zu nennen. Aber er demüthigte keinen durch die Vorzüge seines Verstandes, und man hatte nicht Ursache furchtsam zu seyn, weil er keinem die Gelegenheit versagte, seine Talente zu entwickeln. — Sein Geist war immer thätig, und in seinen Gesprächen zeigte er Witz und Scharfsinn. Er verweilte nie bey Nebendingen, und besaß die vorzügliche Gabe, seine ganze Aufmerksamkeit auf den Gegenstand zu richten, über welchen er sprach. Daher mußte man nicht Worte, sondern Sachen vorbringen, wenn man sich mit ihm in eine Unterredung einlassen wollte, und so genau er hierauf bey mündlichen Anträgen zu dringen pflegte, eben so genau

beobachtete er auch diese Regel in seinen Arbeiten als Staatsmann.

Nie hat er nach Vermögen gegeitzt, sondern er war mit seinen Glücksumständen vollkommen zufrieden. Stolz kannte er nicht, und Eigenliebe wußte er zu besiegen. — Kurz, Bernstorff war ein großer Mann; als Minister und als Privatmann zeichnete er sich durch seine Geisteskräfte und seinen rechtschaffenen Charakter vor vielen Tausenden seiner Zeitgenossen aus. Seine Thaten haben ihm besonders in den Herzen dänischer Bürger, welche ihm ihren Wohlstand verdanken, ein unvergängliches Monument erbauet, und die Nachwelt wird Bernstorffs Namen nie ohne Bewunderung und Segen aussprechen!

# Clerfayt.

Ein Name, den seine Zeitgenossen mit Achtung und Bewunderung aussprechen; — ein Name, der in den Jahrbüchern Österreichs, der unter den größten Feldherrn seines Zeitalters glänzen wird. Es war ein Mann von hoher Geisteskraft, von heldenmäßiger Unerschrockenheit; er erschien in der Offensive eben so groß, als er in der Defensive bewunderungswürdig war.

Karl, Graf von Clerfayt, des goldenen Vliesses Ritter, des militärischen Theresienordens Großkreuz, Seiner Kais. Königl. Majestät wirklicher Kämmerer und geheimer Rath, des heiligen röm. Reichs General-Feldzeugmeister, Sr. K. K. Majestät Feldmarschall, auch Oberster und Inhaber eines seinen Namen führenden Regiments zu Fuß, — wurde im Jahr 1733 geboren. Sein Geschlecht war eins der vornehmsten in den österreichischen Niederlanden, und hatte dem

Staate

Staate schon mehrere vortreffliche Diener geliefert.

Schon als Kind zeigte Clerfayt Kühnheit und Muth; er schien zum Krieger geschaffen zu seyn, ungeachtet seine Handlungen deutlich zu erkennen gaben, daß er den Waffen keinen Rang vor der sanftern Menschlichkeit einräumte. Er hatte jetzt das Alter erreicht, wo junge Edelleute gewöhnlich das ruhige Leben auf dem väterlichen Landsitz mit dem geräuschvollern einer Residenzstadt zu vertauschen pflegen, um da um irgend eine Dame zu tändeln. Aber nicht das bunte Gewühl der Großen, nicht der huldreiche Blick einer Modedame waren es, die unsern Helden fesseln konnten; ein weit interessanteres Schauspiel begann jetzt und lockte ihn mit unwiderstehlichem Reiz. Es war der siebenjährige Krieg, der in Deutschland geführt wurde. Er nahm Kriegsdienste, und zeigte sich gar bald als einen vortrefflichen Offizier. Doch da es sein Posten damals mit sich brachte, daß er nicht selbst entworfene Plane ausführen konnte, sondern vielmehr sich nach denen, die ihm von seinen Obern vorgelegt wurden, richten mußte: so hatte er nur ein kleines Feld, wo er sich Ruhm einärndten konnte. Aber auch hier fanden die Generale, unter deren Commando er stand, oft Gelegenheit, den Muth

und die Kaltblütigkeit des jungen Helden zu bewundern; so zwar, daß er gegen das Ende des siebenjährigen Kriegs Oberster wurde.

In dem bald darauf, im Jahr 1778, wegen der bayerischen Erbfolge eingetretenem Feldzuge, und vorzüglich in dem letzten Türkenkriege, hatte er in allen Gelegenheiten die schönsten Vortheile erhalten. Nachdem die Türken im November 1788 vollends aus den Bannate verdrängt waren, erhielt Clerfayt das Oberkommando über das in dieser Provinz stehen gebliebene Truppencorps, und wurde zum Feldzeugmeister ernannt. Im Sommer 1789 commandirte er den linken Flügel der Hauptarmee, welcher bey Karansebes stand. Als aber im August der Feldmarschall Laudon dem Grafen von Haddik im Commando der Hauptarmee folgte, lagerte sich Clerfayt wieder mit einem besondern Corps bey Fenisch, von wo aus er den 17. August bis über Mehadia vordrang.

Am 28. August besetzte ein feindliches Corps von 15,000 Mann, den über dem Passe Lasmare liegenden Berg, bey Mehadia, und recognoscirte gleich darauf die Stellung des Clerfayt'schen Truppencorps. Inzwischen hatte der Feind allmählig einen großen Theil seiner Infanterie vorrücken lassen, welche sich auf die steilsten Berge, seiner Verschan-

zung gegenüber stellte, und das Truppencorps zu verdrängen suchte. Zugleich wurden von den Feinden Kanonen in die Ebene herab gebracht, um die hier befindlichen Spahi und Janitscharen zu unterstützen, und die Verschanzung der österreichischen Truppen zu beschiessen, welches von 9 Uhr bis halb Ein Uhr dauerte. Der Überrest des feindlichen Corps blieb indessen immer auf der Anhöhe, und fing an sich zu verschanzen.

Clerfayt ließ nun 5 Bataillonen en Quarrées in zwey Treffen, und 11 Divisionen von der Kavallerie in drey Kolonnen vorrücken, und griff mit dieser Trupp den Feind entschlossen an. Die feindliche Batterie im Thale ward sogleich eingenommen, und die hier befindlichen Türken zogen sich eiligst zurück. Die Österreicher, von einem anhaltenden wirksamen Kanonenfeuer unterstützt, rückten jetzt mit klingendem Spiele auf die Anhöhe vor, griffen den dort verschanzten Feind an, und brachte ihn ebenfalls zur Flucht. Hierauf bemächtigte sich Clerfayt am 29. des Passes von Koramnek, jagte die Türken aus dem Schuppannecker Thale, und rückte bis an die Czerna vor.

Am 18. September rückte Clerfayt mit einem Corps von Pancsova in das Lager der Eugenischen Linie, und setzte sich mit der

Hauptarmee des Feldmarschalls von Laudon, welche zur Belagerung von Belgrad bestimmt war, in Verbindung. Auch hier gab Clerfayt Proben seines Muths, und seiner militärischen Talente. —

Aber mit weit mehr Ruhm erschien Clerfayt in diesem französischen Revolutionskriege. Am 20. April 1792 war der Krieg erklärt, und am 24. erhielt hierauf Rochambeau den von Dümouriez entworfenen Plan zur Eroberung von Belgien, den er schon am 27. auszuführen anfangen sollte. Die französische Armee bricht zu verschiedenenmalen unter den Generalen Rochambeau, Luckner und La Fayette in die Niederlande ein, wird aber immer von den österreichischen Truppen unter Anführung der Generale Clerfayt und Beaulieu mit vielem Verlust zurückgeschlagen.

Mittlerweile näherte sich ein combinirtes Heer von Preußen, Hessen, und französischen Ausgewanderten, angeführt von dem Herzoge von Braunschweig. Es wird ein Operationsplan verabredet. Nach solchem blieb ein Theil der österreichischen Armee bey Nivelle zur Deckung der Niederlande, unter den Befehlen des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen stehen; der andere Theil aber unter dem Kommando des Generals Clerfayt, marschirte ins Luxemburgische um die Preußen

zu verstärken. Mit reißendem Glück schritten die combinirten Heere in Lothringen vorwärts. Die ersten Gränzplätze Longwy und Verdün fallen; das Corps des Generals Clerfayt geht auf Stenai los, schlug die daben stehenden Franzosen, und nahm diese Stadt am 1. September in Besitz, die durch ihre Lage an der Maaß, für die vorrückende Armee von größter Wichtigkeit war.

Der Weg durch Champagne nach Paris stand jetzt offen; diese Hauptstadt eilte, sich durch Festungswerke zu verschanzen, uneingedenk in der Betäubung, daß ihr ungeheurer Umfang ganz andere Vertheidigungsmittel fordere. Inzwischen wurde der Zweck, zu dem die combinirten Heere eingebrochen waren, den unglücklichen König aus seiner Gefangenschaft zu befreyen, aufgegeben; der Herzog von Braunschweig zieht sich aus der Champagne nach Coblenz zurück, und General Clerfayt mußte mit seinen braven Österreichern den Rückzug der durch Krankheiten, lange Nässe, und Mangel geschwächten Preußen decken. Schon jetzt zeigte Clerfayt den künftigen großen Feldherrn in der Defensive.

Kellermann folgte den Preußen mit 40,000 Mann gegen die Mosel; Dümouriez, Valence und Beurnonville kommandirten die Macht, die gegen Belgien bestimmt war.

Letztere war an Zahl und Artillerie den Vertheidigern der österreichischen Niederlande über alle Vergleichung überlegen. Sie bestand aus 80,000 Mann fast ganz frischer Truppen; sie führte eine unermeßliche Artillerie mit sich, über 300 schwere Kanonen, und über 80 große 24 und 36 Pfünder, und einen solchen Überfluß von Kriegsmunition, daß mehr als 7000 Pferde nöthig waren, um Geschütz und Munition über die belgischen Gränzen zu bringen. Die österreichische Armee dagegen war nicht viel über 17,000 Krieger stark, die noch überdieß von dem schweren Feldzug nach Champagne abgemattet war. Auf wessen Seite sich die Übermacht befinde, das entschied der erste Anblick. Die Österreicher unter dem Herzog von Sachsen-Teschen und Clerfayt erwarteten die Neufranken in ihren Verschanzungen unweit Mons bey dem Dorf Gemappe. Schrecklich waren die Tage des Angriffs, der 5. und 6. November 1792. Vergeblich bestürmten die zahlreichen Franken diese Hand voll Helden am 5. November durch ihre Wuth und die heftigste Artillerie; sie wichen auch nicht einen Fuß breit: auch am 6. November trieben sie zu drey verschiedenen Mahlen die wüthendsten Angriffe ihrer Feinde mit heldenmüthiger Tapferkeit zurück, bis sie endlich der überlegenen Zahl

das Schlachtfeld überlassen mußten, das mit 14,000 Leichen überdeckt war. Alle Krieger versicherten, keine so wüthige Schlacht jemals gesehen zu haben. Bey diesem Siege konnte Dümouriez, trotz aller Hochpreisung, doch keiner Fahne, noch anderer eroberten Siegeszeichen sich rühmen, außer 8 Kanonen, welches wahrlich, bey einer solchen Hauptschlacht etwas unerhörtes ist, und den Österreichern eine, unter solchen Umständen beyspiellose Ehre macht.

Größer als im Laufe seiner glänzendsten Siege erscheint jetzt Clerfayt auf diesem Rückzuge. Er hatte das Kommando über die österreichische Armee, welche der Herzog von Sachsen - Teschen Krankheits halber verlassen mußte, übernommen, und machte mit seiner kleinen Anzahl Helden den allzumächtig andringenden Franken jeden fußbreit Erde streitig. Er verließ unter beständigem Scharmuzziren die Niederlande, und zog sich in der rauhesten, kältesten Winterzeit, in Schneegestöber, und von Kälte halb erstarrt in das Herzogthum Jülich zurück, wo er sich bey Bergen mit seinem Corps d'Armee setzte. Unstreitig machte Clerfayt einen, nach dem Urtheile der Kenner, meisterhaften Rückzug, Schritt vor Schritt, unter stetem Fechten, und österm Zurückschlagen der Franzosen.

Wäre er nur etwas stärker, und die Franzosen etwas schwächer gewesen, so wären einige Gefechte vollständige Siege geworden. Von Löwen, wo er der Ueberlegenheit hat weichen müssen, zog er sich über Tirlemont nach Lüttich zu, unter öftern Gefechten seiner Arrier-Garde mit der französischen Avantgarde. Am 6. Dezember kam es eine Stunde von Herve, wieder zu einem lebhaften Gefechte, das von Sonnen-Aufgange bis nach 10 Uhr des Morgens dauerte. Clerfayt siegte auch hier, und verfolgte die in größter Unordnung fliehenden Franzosen bis auf eine Stunde vor Lüttich hin; als aber Dumouriez mit der Hauptarmee heranrückte, mußte er wieder weichen. Unterdessen erreichte Clerfayt seinen Endzweck völlig, und konnte mit Sicherheit in verschiedenen Colonnen seinen weitern Rückzug antreten. Und so kam dieser große, kluge Feldherr, ohne auch nur eine Kanone dem Feinde zu überlassen, bey Bergen an, und nahm dort eine sehr vortheilhafte Position, von wo aus er öfters die Franzosen beunruhigte. Offiziere, die von dem edlen Wunsch belebt werden, auf der Bahn der Ehre und Gefahr sich einst auf eine rühmliche Art auszuzeichnen, müssen diesen schönen und meisterhaften Rückzug des Generals Clerfayt studieren. Er enthält al-

les, was die Kriegskunst Feines und Erhabenes hat! —

Der ganze Feldzug des folgenden Jahrs 1793 war ein fortgehender Triumph gewesen. Vom 1. März an, nichts als Niederlagen der Republikaner. Am 18. März begann der große, mörderische Kampf bey Neerwinden, und der Sieg entschied für den großen Feldherrn Coburg. Breda, Gertruidenburg, und was sonst in Brabant noch erobert war, mußte von den Franken aufgegeben werden; ganz Belgien war Österreich aufs neue unterworfen, gerade um dieselbe Zeit, da zu Paris seine Einverleibung in die Frankenrepublik beschlossen ward. Die beyden Festungen Conde und Valenciennes fielen; Quesnoy und Maubeuge wurden belagert. Endlich bezog man, was in diesen Gegenden während diesem Revolutionskrieg weiter nicht geschah, dieses Jahr Winterquartiere. Bey allen wichtigen und siegreichen Gefechten und Schlachten dieses Feldzugs hatte Clerfayt einen rühmlichen Antheil.

Schon früh wurde der Feldzug von 1794 eröffnet; der Anfang desselben war für die Alliirten glänzend. Prinz Coburg gewann die große Schlacht bey Chateau Cambresis am 17. April, und bald darauf am 30. ergab sich die Festung Landrecy. — Wenn in ei-

nem andern Kriege solche Schlachten gewonnen wären, wie die am 17. April bey Landrecy, die am 26. bey Catillon, die am 10. May bey Baisieux, die am 22. bey Dornik, die am 3. Juny bey Charleroi; wenn eine Festung wie Landrecy erobert, über 15,000 Mann gefangen genommen, über 200 Kanonen erbeutet, eine ganze Armee zerstreut — wenn dieß alles in einem andern Kriege geschehen wäre, so würde der Feldzug entschieden, und für die Sieger nicht viel mehr zu thun seyn. Aber die Franzosen wurden von ihren Tyrannen wie wilde Thiere ins Feuer getrieben, und vom 26. April an verging fast kein Tag ohne blutige Gefechte.

Carnot drang nach der Weise der republikanischen Taktik bey den fränkischen Heeren auf einen allgemeinen Angriff aller alliirten Truppen an einem Tage, und damit sollte jeden Tag so lange fortgefahren werden, bis die Verbündeten erschöpft, oder von den vier eroberten französischen Festungen getrennt wären. Das große Manöuvre hatte schon am 26. April begonnen; von diesem Tage an ein immer fortgesetzter Kampf an allen Seiten! Ungeübte Schaaren wilder Krieger, ohne Ordnung, ohne Disciplin, und Taktik, aber angefüllt mit fanatischer Ehrfurcht für die Heiligkeit der Kriegsgesetze schlugen tapfere,

geübte und sieggewohnte Heere; unerfahrne und verwegene Feldherrn des gestrigen Tags siegten über die langjährige Erfahrung der tapfersten, tallentvollsten und bey der Taktik grau gewordenen Generale. Ward ein tollkühner Angriff der jungen Schwärmer von der Bedächtigkeit der ausgelernten Krieger abgeschlagen und das Schlachtfeld mit republikanischen Leichen überdeckt: sogleich drängten sich noch tollkühnere Haufen über die Leichen ihrer gefallenen Waffenbrüder unter Freyheits- Schlacht- und Blutgesängen gegen den siegenden Feind hervor, darum unbekümmert, wer um und neben und hinter ihnen fiel, und rangen mit den schon erschöpften Kriegern, bis sie ihre Kraft verließ, und sie Meister von dem Kampfplatze blieben! Es begann ein Krieg von völlig neuer Art, in dem der Kampf nach keiner Taktik, keiner Regel, keinem Plan und Zusammenhang, bestanden wurde; ein Krieg, in dem die bloße Überlegenheit an Zahl, unterstützt durch den Fanatismus so genannter Freyheit beynahe jedes Mahl entschied! —

Mit solchem Ungestüm wurde der Krieg von den Franzosen geführt. Von allen Seiten drangen zahlreiche Haufen auf die Alliirten los, so daß sie oft selbst nicht wußten, wohin sie mit der Hauptarmee sich zuerst zu

wenden hätten. Pichegrü stürmte an den Ufern der Lys und Schelde in Westflandern hervor, und von der andern Seite operirte gleich hartnäckig Jourdan an der Sambre. Obgleich letzterer Revolutions-General vier Mahl zurückgeschlagen wurde und bey Rouveroy eine schreckliche Niederlage erlitt, so erneuerte er zum fünften Mahle den Übergang über die Sambre am 24. May, und faßte endlich nach vielen blutigen Gefechten festen Fuß. Drey Mahl ward von ihm auf dieser Expedition Charleroi bombardirt; erst beym dritten Angriff, am 25. Juny fiel diese Festung. Nach der desperaten Schlacht bey Fleurus mußte endlich das kleine Heer der Österreichschen Helden weichen, worauf sich Pichegrü und Jourdan am 4. July vereinigten und die Alliirten immer vorwärts drängten.

Am 28. August übernahm Clerfayt das Oberkommando über die österreichische Armee, nachdem Prinz Coburg seine angesuchte Dimission erhalten hatte. Clerfayt erscheint jetzt zum zweyten Mahle in diesem Kriege in einer bewunderuswürdigen Größe. Mit einer kleinen Anzahl Helden, beständig in den blutigsten Gefechten mit den zahlreichen Horden des nachfolgenden Generals Jourdan, worunter die bey Aspremont, bey Deuren und an dem Ufer der Roer die wichtigsten

waren, zog sich der deutsche Xenophon aus Brabant über die Maas, verließ Lüttich und Achen und gieng am 5. October bey Mühlheim über den Rhein.

Vom Winter 1794 bis zum 6. September 1795 war am Rhein Stillstand, und nur hie und da fiel noch ein Schuß über diesen Fluß. Inzwischen wurde Clerfayt Feldmarschall, und erhielt das Obercommando über die österreichische und Reichsarmee. Sein Hauptquartier war wechselnd zu Groß Gerau und zu Schwetzingen; und die Truppen lagen den ganzen Sommer über ruhig in detaschirten Corps längs den Ufern des Niederrheins bis zur Neutralitäts- und Demarkationslinie hin. — Aber in der Nacht vom 6. auf den 7. September setzte Jourdan mit 80,000 Mann glücklich an drey verschiedenen Orten über den Rhein. Düsseldorf capitulirte unverzüglich, und bis zum 23. September befand sich die fränkische Armee schon an den Ufern des Mayns. Jetzt dringt Clerfayt längs dem Mayn hervor, und siegt über den General Jourdan bey Höchst. Das fränkische Heer erlitt hier eine schreckliche Niederlage, Clerfayt eilt ihr nach, und schlägt sie allenthalben. Hierauf wendet er sich mit aller Schnelligkeit nach Maynz, forcirt die für unüberwindlich gehaltenen Linien bey Maynz, und schlägt die hin-

ter diesen Verschanzungen gestandenen Franzosen total.

Und so ist der 29. Oktober 1795 der glorreichste Tag des ganzen Krieges geworden, ein Tag, dessen Glanz allen Schimmer der von den Franzosen gewonnenen Treffen verdunkelt; er ist mit einem Sieg bezeichnet worden, der in Rücksicht seiner Größe, Vollständigkeit, der Wunder der Tapferkeit, der Schwierigkeiten und der wichtigen Folgen, nur mit der Schlacht bey Leuthen, Hochstädt und Belgrad, die Eugen gewann, verglichen werden kann. Diese Unternehmung auf die entsetzlichen Linien der Franzosen, die in keinen Vergleich mit denen bey Turin, welche Eugen überstieg, kommen können, schien vielleicht eine gewagte Kühnheit zu seyn. Aber schwere Unternehmungen liebt der Mann von Genie, weil er zeigen kann, daß die Ressourcen seines Geistes sich über die Hindernisse erheben können, die andern Köpfen unübersteiglich sind. Er geht nur mit desto mehr Eifer zum hohen Ziele!

Groß war die Gefahr, groß der Kampf: eben so groß der Sieg, und der Erfolg! — Über ein Jahr lang hatte die zur Belagerung und Einnahme von Maynz bestimmte französische Armee an Werken gearbeitet, deren Kunst und Ausdehnung Jedermann in Erstaunen setzte. Noch nie hatte ein Ingenieur ein Werk

dieser Art gemacht, welches so vortrefflich angelegt, so solide gebaut, und so furchtbar gewesen ist. Die Infanterie war da bis an die Augen verschanzt, mit einem Erdwalle von 3 Fuß in der Dicke. Die Graben 20 Fuß breit, und 10 Fuß tief, waren mit vier Reihen spanischer Reuter besetzt. Überdieß hatte man diesen Wall durch eine ununterbrochene Linie von 6 Reihen Wolfsgruben, die 6 Fuß im Durchschnitte, und 7 in der Tiefe hatten, für die Cavallerie ganz unzugänglich gemacht. Von 25 zu 25 Schritten waren in diesen Retranchements halbe Monde angebracht, in deren jedem 3 Kanonen auf einer Batterie standen. 150 Schritte vorwärts von diesen Werken waren starke Hornwerke und Redouten errichtet. Jede dieser Redouten war mit 10 bis 14 Feuerschlünden besetzt. Kurz, um sich einen vollständigen Begriff von dieser Linie von Verschanzungen zu machen, muß man sich 50 kleine Festungen vorstellen, die durch dreyfache Graben, Wolfsgruben, Palisaden, und viele andere Anlagen, in einem Umkreise von mehr als 3 Stunden, unter einander verbunden waren. Das Dorf Gunsenheim glich einer völligen Festung; eben so Heiligenkreuz, Hechtsheim, u. s. w.

In diesen Verschanzungen stand eine Armee von 52 Bataillons, 5 Cavallerie-Regimenter, 3 Regimenter reitender Artillerie, 3 Regimen-

ter Artillerie zu Fuß, 2 Regimenter Sappeurs, und 2 Regimenter Mineurs, wie aus den Schriften der in Nieder-Ingelheim erbeuteten Kriegskanzley des Merlin von Thionville erhellte. Außer dieser Armee stand noch ein dazu gehöriges Corps bis nach Ingelheim hin, wo das Hauptquartier sich befand, so daß die ganze dasige Armee unter dem Commando des Generals Chales 80,000 Mann stark war, und, gegen 600 Kanonen, Mörser und andere Artillerie-Stücke hatte. Um 6 Uhr früh begann der Angriff in 5 Colonnen. Er geschah zu gleicher Zeit auf Mombach, Zahlbach, Heiligenkreuz, Weißenau und Hechtsheim. Alle geschahen mit dem Bajonette und Säbel. Den Hechtsheimer Berg hinan, mit dem Bajonette, ohne einen Schuß zu thun, stiegen die Regimenter Manfredini und Pellegrini auf die Schanzen, an der Seite ihrer Generale. Eben so brav thaten die andern Colonnen. Der Tag brach erst an, als das Schlachtfeld schon im Blute schwamm, und mit Leichnamen bedeckt war. Das Gefecht wurde jetzt schrecklicher. Die Franzosen hatten, vom ersten Angriffe überrascht, die ersten zwey Linien fast allenthalben verlassen. Sie zogen sich in der dritten zusammen, und thaten hier den verzweifeltsten Widerstand. Es begann ein entsetzliches Hecken- Kartätschen- und Granaten-Feuer, und hielt

den

den Sieg der österreichischen Armee fast zwey Stunden lang auf. Dreymal wurden die kaiserlichen Truppen aus der dritten Linie zurückgeworfen. Aber ihre Tapferkeit stürmte mit verdoppelter Heftigkeit zum viertenmal an. Alles wetteiferte, Wunder der Tapferkeit zu verrichten. Einer überstieg auf den Schultern des andern das Riesenwerk, und stieß mit Heldenarm auf den Feind ein, — um 9 Uhr des Morgens waren die unüberwindlichen Linien der Franzosen erstiegen, — die österreichischen Helden waren Meister von 50 Festungen und Bergschanzen! —

Die Sieger ließen den Flüchtigen keine Zeit zum Stillstande. Sie verfolgten sie, noch an dem Tage des Sieges, einerseits über Ingelheim bis gegen Bingen, andererseits über Oppenheim bis Alzey. Die übrige siegreiche Armee lagerte sich auf dem Schlachtfelde, und in den französischen Eroberungen.

So setzte Clerfayt, der große Feldherr, zu dem Ruhme des deutschen Xenophon, den er sich auf seinen zwey so klugen Rückzügen aus den Niederlanden im Jahr 1792 und 1794, mit wundervollem Rechte erworben hatte, nun auch den Ruhm des deutschen Hermann hinzu; siegte schnell wie Cäsar, befreyte Deutschland vom Gallicismus, wie Hermann, wurde der Held des französisch-deutschen Krieges.

Nach dem merkwürdigen Ausgange dieses Feldzuges, der sich am Rhein für die österreichische Armee und ihre Anführer so äußerst glorreich endigte, verließ Clerfayt die Armee und ging nach Wien. Hier lebte er als Weiser in einer thatenvollen Stille, und starb den 21. Juli 1798 in einem Alter von 65 Jahren.

In der langen und schmerzhaften Krankheit, die seinem Tode vorher ging, zeigte er in den Augen der Religion und der Philosophie dieselbe Seelengröße, dieselbe Weisheit, und alle die Tugenden, die ihn während seiner ruhmvollen militärischen Laufbahn bezeichnet haben. Wie er im Leben allgemein geliebt und geehrt war, so wurde sein Verlust allgemein bedauert.

Er hatte dem allerdurchlauchtigsten Erzhause Österreich und zwar unter vier Regenten, durch fünf und vierzig Jahre, mit eben so vielem Eifer als Treue und Ruhm gedient. Die unpartheyische Geschichte, diese unbestechbare Richterinn der Thaten, — wird ihn ungezweifelt in den Rang der ersten Feldherren setzen. Ein strenger Beobachter der Kriegszucht, — der Mutter großer Thaten — ein Feind aller Ruhmredigkeit und aller Ränke, kannte er keine andern Wege, als die der Ehre und der Dienstpflicht. Er betrachtete die Soldaten als seine Kinder, bekümmerte sich unaufhörlich um

ihre Bedürfnisse, und munterte sie durch Wohlthaten auf; auch hörte er sich oft von den Soldaten Vater nennen. Er wußte das wahre Verdienst bey dem Offizier zu unterscheiden, und viele von ihnen hatten ihre Beförderung seiner Unterstützung zuzuschreiben: auf solche Art machte er von seinen Glücksgütern Gebrauch.

Aber Clerfayt verband mit seinen seltnen militärischen Talenten und vielen Kenntnissen auch große Privattugenden. Die Thränen aller, die an seiner Freundschaft Theil hatten, bezeichnen seine gesellschaftlichen Tugenden weit besser, als alles Lob, welches man ihm geben könnte. Wenn die Nachwelt sich unwillig von andern Helden und Generalen des größten Schauspiels, das noch die Geschichte kennet, wegwenden wird, so wird sie nur mit desto größerer Ehrfurcht an dem Bilde Clerfayts verweilen, und sein Andenken segnen. — Seine schwer errungenen Lorbeeren im vorigen Türkenkriege, in den zwey meisterhaften Rückzügen aus Belgien, welche mehr als eine gewonnene Schlacht aufwiegen, seine klugen Manövres und Märsche in Belgien und nach dem Rheine, unter so ungünstigen Umständen, seine Benehmungen im Feldzuge vom Jahre 1795, und die darauf gefolgten großen Siege, welche damahls Deutschland retteten und die kaiser-

lichen Waffen mit dem glänzendsten Ruhme bedeckten, sein persönlicher Muth bey vielen Gelegenheiten in Flandern, am Rheine, und besonders in der großen Schlacht am 29. Oktober 1795, und seine von Kennern mehrmahls bewunderte taktische Einsicht, Vorsicht und Herzhaftigkeit, die vielen Auszeichnungen seiner kriegerischen Talente und bewunderungsvollen Thaten — werden dereinst eine genaue und vollständige Lebensbeschreibung von ihm, wovon wir hier nur eine unvollkommene Skizze liefern konnten, zu den wichtigsten und lehrreichsten Schriften unsers Jahrhunderts machen. Aber jetzt scheint es noch nicht die Zeit zu seyn, den großen Feldherrn Clerfayt ganz so zu schildern, wie er war, und zu beschreiben, was, und wie er es that. —

---

# Mack.

Nie, seit es eine Geschichte gibt, war ein Krieg in seinen Gange oder in seinen Resultaten diesem jetzigen gleich. Es muß daher nicht nur für den Politiker oder Taktiker, sondern überhaupt für jeden nicht ganz stumpfen Menschen, vom höchsten Interesse seyn, diesen Krieg, den man mit Recht beyspiellos genannt hat, im Ganzen und nach allen seinen Theilen kennen zu lernen; ein Zweck, der zum Theil auch dadurch erreicht wird, wenn man das Leben derjenigen Männer darstellt, welche auf diesem Schauplatze des Kriegs in einer wichtigen Rolle erschienen sind. — Schon lange hat der kaiserl. königl. General Mack die Aufmerksamkeit Europens auf sich gezogen, schon lange sieht ihn die Welt mit Achtung und Bewunderung auf seiner kriegerischen Laufbahn fortschreiten. Wie sollte ich daher nicht hoffen können, daß meinen Lesern einige Züge und

nähere Umstände von dem Leben und den Thaten dieses großen Feldherrn angenehm und willkommen seyn werden? Eine vollständige, seiner Größe würdige Biographie, kann erst die Zukunft aufstellen.

Karl von Mack ist im Jahr 1753 zu Nensleng im Anspachischen gebohren, trat nach dem siebenjährigen Krieg, im Jahr 1770 aus Mangel väterlicher Unterstützung, als Fourier in die österreichischen Kriegsdienste, und zwar beym Kaiser Karabinier Regimente. Da der junge Mann als Fourier gelegenheitlich den kleinen Dienst lernte, und sich allenthalben als einen wirksamen guten Kopf zeigte, so schritt er bald durch die Carriere eines Unteroffiziers zur Regimentsadjutantenstelle fort, und avancirte von da aus zum Unterlieutenant.

Da im Jahr 1778 der einjährige preußische Krieg ausbrach, wurde der Herr von Mack als Oberlieutenant von dem Regimentsinhaber, dem Conferenzminister und Feldmarschall Grafen Lacy, zu seinem eigenen Adjutanten gewählt, und stand in dieser Eigenschaft während der beyden Feldzüge bey dem Feldmarschall. In diesem Zeitpunkte entwickelten sich Mack's große Talente. Bey dem Feldmarschall Grafen von Lacy wurde er in die innersten Geheimnis-

se der höhern Taktik eingeweiht, von der er in dem Türkenkriege, besonders in den Feldzügen 1789 und 1790, dann in den Niederlanden im Jahr 1793 so glänzende Beweise gab, daß Lacy mit Recht auf Mack als seinen Schüler stolz seyn kann. Nach geendigtem Kriege kehrte Mack zur Herstellung seiner äußerst zerrütteten Gesundheit wieder zu seinem in Böhmen gelegenen Regimente Kaiser Karabinier zurück.

Im Jahr 1783 ernannte Kaiser Joseph der II. dem kein ausgezeichnetes Talent unbemerkt blieb, den Oberlieutenant von Mack zum Hauptmann bey dem Detachement von dem großen General-Quartiermeisterstab, und wurde bey der militärischen Hofkommission, deren Bestimmung war, die Plane der jährlichen Übungslager zu entwerfen, und das Archiv der Schriften und Plane vergangener Kriege zu ordnen, angestellt; wo er unter den Augen des Kaisers mit so unausgesezter Thätigkeit arbeitete, daß ihn oft die Morgensonne noch am Schreibtische fand. Aber hier legte er auch den Grund zu seiner Nervenkrankheit, die einige Jahre später so fürchterlich ausbrach.

Nun folgte Mack alle Jahre dem Kaiser in das Hauptquartier der verschiedenen Übungslager, bey Minkendorf in Öster-

reich, bey Turas in Mähren, bey Hlupedin in Böhmen, bey Pest in Ungarn, und der Herzog von York hat wahrscheinlich jenen Hauptmann von Mack zu Minkendorf, Turas und Hlupedin im Jahr 1784 nicht bemerkt, den er als Oberster im Jahr 1793 so ausgezeichnet schätzte. Im Jahr 1786 erhielt Mack in Ansehung seiner ausgezeichneten Verdienste unentgeldlich den Adelstand, obwohl der Regel nach nur 25 wirkliche Offiziers-Dienstjahre ein Beweggrund zur unentgeldlichen Verleihung des Adels sind.

Als der General der Kavallerie, Graf Kinsky im Jahr 1787 zum kommandirenden Generale in Ungarn ernannt wurde; überließ Seine Majestät der Kaiser auf Ansuchen des Grafen Kinsky den Herrn von Mack zur Verwendung bey dem General-Commando-Geschäfte. Seine Arbeitsamkeit wuchs mit jedem neuen Range, und immer in dem Grade, als seine Gesundheit abnahm.

Im Jahr 1788, da der Krieg mit den Türken ausbrach, und der Feldmarschall, Graf Lacy bey der Armee anlangte, ward Herr von Mack wieder zu dem Herrn Feldmarschall Grafen von Lacy angewiesen, der ihn noch im nähmlichen Jahre zum Major und Flügeladjutanten mit der ferneren Anstellung bey ihm selbst empfahl. Im Februar

1789 nahm ihn Kaiser Joseph als Flügeladjutant mit Oberstlieutenants-Titel zu sich, mit dem Zusatze: daß Herr von Mack bis Seine Majestät zur Armee kommen würde, seine Dienste bey dem kommandirenden Generale der Kavallerie Grafen von Kinsky leisten sollte.

Da indessen die Gesundheitsumstände Seiner Majestät nicht erlaubten, zur Armee abzugehen, so erhielt Herr von Mack bey dem zum kommandirenden Generale ernannten Hofkriegsraths-Präsidenten Feldmarschall Grafen von Hadik die Anstellung; dieser schätzte und liebte den Herrn von Mack bald so, daß er ihm die größten Beweise seiner Freundschaft gab.

Nicht lange war indessen dieser graue Held in den Gegenden des Bannats, als er auch schon erkrankte. Als daher Hadik im Jahr 1789 wieder nach Wien zum Hofkriegsrathe zurückkehrte, und das Commando der Armee dem Feldmarschall Freyherrn von Laudon übertragen wurde, ward der Obristlieutenant von Mack auf ausdrückliche Anempfehlung des Feldmarschalls Grafen von Lacy dem Feldmarschall Laudon zugegeben.

Laudon von Natur aus hypochondrisch, und durch die von seiner Jugend an gehabte Erfahrung vielleicht nicht ohne Recht äußerst

mißtrauisch, empfing Mack, den er damals zum erstenmale sah, und der bey ihm heimlich verschwärzt wurde, (um den gelindesten Ausdruck zu brauchen) äußerst kalt mit: Sind Sie der Obristlieutenant Mack? — Ja, antwortete Mack, und ich habe von Euer Excellenz die einzige Gnade zu bitten, mich anderswo hin zu versetzen; denn nur mit Ihrem vollkommenen Zutrauen kann ich meinen jetzigen Dienst mit Ehre versehen. Diese offene Antwort, in der so viel Edelmuth lag, änderte augenblicklich Laudons Denkart, er sagte: Wir wollen es probiren, — und nun erwarb sich Mack dieses unsterblichen Helden volles Vertrauen, das er durch seine fortgesetzte vorzügliche Verwendung, besonders bey der Belagerung von Belgrad, und der Blokade von Orsova vollkommen gerechtfertigt hat. Laudon sagt in seinem Berichte nach der Einnahme von Belgrad: auch hier hat der Obristlieutenant von Mack einen neuen Beweiß seiner großen Einsichten, Kenntnisse, und seines unermüdlichen Diensteifers gegeben wodurch er sich der Gnade Euer Majestät würdig gemacht hat. —

In Jahr 1789, im Oktober, ernannte Joseph der II. den Obristlieutenant von Mack, wegen dieser von Laudon so sehr angerühmten ausgezeichneten Verwendung zum

Obrißten bey dem großen Generalstabe; noch in eben diesem Jahre erhielt er den Theresienorden, und wurde 1790 unentgeldlich in den Freyherrnstand erhoben.

Als Laudon im Dezember 1790, das Kommando der Armee in Mähren übernahm, versah Mack die Dienste als Generalquartiermeister; und als er auf sein Ansuchen, nach der Reichenbacher Convention zu einem Kavallerie Regimente verlangte, wurde er als Obrister und Regimentskommandant zu Lobkowicz Chevauxlegers versetzt, wohin er im Winter 1791 abging. Kaiser Leopold der II. legte, als Merkmal der höchsten Gnade, dem Freyherrn von Mack bey dieser Übersetzung zu Lobkowicz den höhern Gehalt als Obrister bey dem Generalquartiermeisterstabe bey.

Der Feldmarschall Prinz von Koburg bat sich gleich, als er zu Ende des Jahrs 1792 zum kommandirenden Generale der gegen die Franzosen in den Niederlanden agirenden Armee ernannt wurde, von Seiner Majestät Franz dem II. Herrn von Mack zu seinem Generaladjutanten aus. Auch in diesem Feldzuge hat der Obrist Mack die Dienste eines General-Quartiermeisters, welches bekanntlich die wichtigste Charge nach dem kommandirenden Generale ist, da er alle Positionen und Lager auszusuchen hat, versehen. Die

vorzüglichen Dienste, welche Mack von Aldenhoven aus, wo am 1. März 1793 die französischen Truppen mit so vieler Tapferkeit angegriffen und geschlagen wurden, während dem siegreichen Vordringen bis zur Berennung von Valenciennes, welche am 24. May 1793 erfolgte, geleistet, und die Prinz Coburg in jedem seiner officiellen Berichte auf eine so ausgezeichnete Art angerühmt hat, sind allgemein bekannt, und bewogen diesen jedes Verdienst so gern belohnenden Prinzen, Mack bey Seiner Majestät als General en Chef bey dem Generalquartiermeisterstabe vorzuschlagen.

Aber eben zu dieser Zeit mußte Mack, der überhaupt eine so schwache Gesundheit genießt, daß er während der Schlacht von Neervinden öfters Arzeney nehmen mußte, um sich nur zu Pferde erhalten zu können, seiner Kränklichkeit wegen die Armee verlassen, und Franz der II. verlieh als ein ausgezeichnetes Merkmal der höchsten Zufriedenheit zu Ende Mays 1793 dem Freyherrn von Mack, obwohl er seinem Range nach noch nicht General war, das bekannte Schakminische Kürassier-Regiment, nebst einem Gnadengehalte von jährlichen 1000 Gulden.

Schon im Jahr 1789 war durch das anhaltende nächtliche Denken, und durch die

immerwährenden Fatiquen bey Tage, sein Nerven-Kopfschmerz so heftig geworden, daß er sich oft unter freyem Himmel mußte vom Pferde heben lassen, um sich ein paar Stunden horizontal auf die Erde zu legen. Als im Jahr 1793 Mack die Armee verließ, ging er auf sein Landgut in Böhmen, wo ihn eine lange, anhaltende Ruhe, Landluft und kalte Bäder so weit wieder her stellten, daß er im Jahr 1797 wieder bey der Armee von Wien als Generalquartiermeister dienen konnte. Er ward zu dieser Zeit zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt, und bereißte nachher die verschiednen Stellungen der österreichischen Armee.

Im September des Jahrs 1798 reisete der General von Mack nach Neapel ab, um dort die königliche neapolitanische Armee zu organisiren und zu leiten. Dieser Ruf nach Neapel krönte die Verdienste dieses Mannes, und ist der Hauptgegenstand der Neugierde der Zeitgenossen, um einst die Bewunderung der Nachwelt zu werden.

Karl Freyherr von Mack, K. K. Feldmarschall-Lieutenant, Ritter des Theresienordens, und Inhaber eines Kürassier-Regiments, ist jetzt ein Mann von 46 Jahren, hat einen schlanken Wuchs, ist von mittlerer Größe, und sehr hager. Er hatte, da er noch nicht

an seinem Nerven-Kopfschmerz litt, einen aufrechten Gang, jetzt aber geht er meistens vorwärts über gebogen. Sein Vorkopf ist ganz kahl, und seine wenigen Haare am Hinterkopfe sind sehr kurz. — Das ist die Skizze von Mack dem Soldaten. Den Menschen Mack kennen seine Freunde, die Gut und Blut für ihn geben, so wie er es gern für jeden von ihnen giebt. Noch nie verband ein Mann ein so edles Herz, einen so sanften Charakter mit so ungewöhnlichen Geistesgaben. Warum gab ihm die Natur doch keine festere Gesundheit! —

# Nelson.

Großbrittanien ist jetzt der Fels im Meere, der sich gegen alle Stürme der Zeit-Epoche, — der die Rolle des Unüberwindlichen so glorreich behauptet. Überall beherrschen die brittischen Flotten den Ozean, in allen Meeren wehet die siegreiche, englische Flagge. Noch kann uns die Geschichte kein so großes See-Manöuvre aufweisen, als das gegenwärtige ist, wodurch die Engländer in diesem beispiellosen Kriege die drey vorzüglichsten Seemächte Europens bekämpften, und die Reste ihrer Flotten in Unthätigkeit erhalten. Brittaniens Admirale blokiren zu gleicher Zeit die Haupt-Häfen von Frankreich, Holland und Spanien. Während die Canalflotte des Lords Bridport beständig vor Brest kreuzet, hält St. Vincent den Hafen von Cadix, und Duncan den Texel blokirt. Wer kennt nicht die im Verlaufe dieses Krieges erfochtenen großen See-Siege vom 1. Juny 1794, vom 14. Februar und vom 11. October 1797.

durch welche drey Tage die Lords Hove, St. Vincent und Duncan sich in der Geschichte verewigt haben! England konnte beynahe nicht erwarten, daß ein noch glorreicherer erster August 1798 folgen werde. Admiral Nelson ist der Held unsrer Tage — wer sollte ihn nicht näher kennen lernen wollen?

Horatio Nelson ist der jüngere Sohn eines noch lebenden Predigers und Rektors zu Burnham Thorpe, in der Grafschaft Norfolk, und mit der Familie Walpole verwandt. Seine Mutter, Lady Nelson war die Wittwe eines westindischen Plantagenbesitzers, und Niece des Herrn Herbert, ehemahligen Gouverneurs von Nevis, wo ihre Vermählung in Beyseyn des Herzogs von Clarence vollzogen wurde.

Schon seit seiner ersten Jugend hatte sich Horatio Nelson dem Seedienste gewidmet. Er zeigte schon früh den kühnen Muth und die seltnen Fähigkeiten, welche ihn in unsern Tagen so berühmt gemacht haben. Ohne alle Empfehlung und Gönnerschaft wurde er im Jahr 1777 zum Schifslieutenant und im Jahre 1779 zum Postkapitän ernannt. Von den vielen kühnen Unternehmungen unsers Seehelden will ich hier blos derjenigen erwähnen, welche er am 24. July 1797 auf Teneriffa unternahm.

In

Indessen Lord St. Vincent den Hafen von Cadix blokirt hielt, detaschirte er am 15. July 1797, 3 Linienschiffe und 8 Fregatten, unter den Befehlen des Admirals Nelson, um die spanische Insel Teneriffa, als der wichtigsten der zwölf Canarischen Inseln, zu erobern. Diese Schiffe hatten, ausser ihrer gehörigen Matrosenbesatzung, ungefähr 1000 Mann Landtruppen an Bord, welche sie zu Gibraltar einnahmen. Nelson sezte zwar in der Nacht zum 24. July auf Böten bey Santa Crux, 800 Mann ans Land, welche sich auch durch die heldenmüthigste Tapferkeit eines Forts bemächtigten, und, des fürchterlichsten Feuers von den spanischen Batterien ungeachtet, bis in die Stadt Santa Crux vordrangen. Aber die große Überlegenheit der Spanier, und die Unmöglichkeit die mit 8,000 Spaniern besetzte Citadelle anzugreifen, hemmten alle weitern Fortschritte der Engländer, und nöthigten sie ihr Vorhaben aufzugeben. Es blieb ihnen nichts übrig, als den spanischen Gouverneur, Don Juan Antonio Gutierrez, eine Capitulation anzubieten, nach welcher der Angriff aufgegeben werden, den gelandeten Engländern aber freyer Abzug und Einschiffung in ihre Böte, auch spanische Fahrzeuge statt der, durch Sturm an der Küste zertrümmerten Engli-

schen Böte bewilliget werden sollten. Der spanische Gouverneur weigerte sich anfangs, diese Bedingnisse einzugehen, und forderte die Engländer auf, sich zu Kriegsgefangenen zu ergeben. Als aber der englische Anführer die Stadt Santa Cruz in Brand zu schiessen drohte, so bewilligte ihnen der spanische Gouverneur den freyen Abzug, und ließ noch überdieß jedem englischen Soldaten einen Schoppen Wein und Zwieback reichen.

Diese Expedition hatte den Engländern 44 Getödtete, 105 Verwundete und 97 Ertrunkene gekostet. Fünf Offiziere wurden getödtet, worunter ein verdienstvoller Capitän Bowen, und dem braven Contreadmiral Nelson wurde der Arm abgeschossen. Und so scheiterte dieses Unternehmen, das zwar mit kühner Entschlossenheit unternommen wurde, aber ohne gehörige Kenntniß der spanischen Vertheidigungs-Anstalten auf dieser Insel entworfen war. Die Engländer hatten nicht die Übermacht und die Stärke der Spanier in Anschlag gebracht, sie hatten nicht bedacht, daß Spanien schon während seines Kriegs gegen Frankreich die Canarischen Inseln und seine andern Besitzungen in guten Vertheidigungsstand gesetzt hatte, um allen feindlichen Angriffen zu widerstehen.

Diesem erkannten Diensteifer und Helden-

muthe hatte Nelson auch sein letztes wichtiges, mit so vielem Ruhme gekröntes Commando zu danken, wozu er sonst als Invalide, der 12 Monathe vorher seinen rechten Arm verloren hatte, nicht berufen worden seyn würde. Als er daher vor seinem Abgange zu dem Kommando seines Geschwaders bey Hofe Abschied nahm, sagte ihm einer seiner Freunde: Ich fürchte, sie werden zu spät kommen, um die Flotte von Toulon einzuholen. Sorgen sie nichts, — war seine Antwort — ich bin entschlossen mich für den Verlust meines Arms zu rächen! — Und Nelson hat Wort gehalten!

Der erste und zweyte August im Jahr 1798, sind die entscheidenden Tage des ganzen französischen Kriegs geworden. Sie veränderten alles. Sie zerstöhrten die französische Seemacht auf dem Mittelländischen Meere, gaben die Herrschaft desselben den Engländern in die Hände, hatten die Ottomannische Kriegserklärung, die Vereitlung des französischen Zugs nach Indien, die Umänderung des ganzen Kriegs-Systems, und viele Plane und Erscheinungen, die noch die künftige Zeit sehen wird, zu Folgen.

Meinen Lesern wird es daher unstreitig willkommen seyn, wenn ich ihnen hier eine genaue, und etwas umständliche Beschreibung

dieser denkwürdigen Seeschlacht gebe. Nie sah man mit solcher Wuth zwey Tage lang, zwey Flotten mit einander kämpfen, und die schwächere die stärkere endlich ganz zerstören.

An der Küste Ägyptens, an der Mündung des Nils und dessen Ausfluß ins Meer, an einer Bucht, 4 Stunden von Alexandrien, welche die Einwohner Abukir, die Franzosen Bequieres nennen; — dort hatte sich die französische Kriegsflotte, welche den General Buonaparte mit seinen Truppen nach Ägypten begleitet hatte, auf der Rhede vor Anker gelegt. Der Hafen von Alexandrien hatte nicht Tiefe genug, um große Linienschiffe aufnehmen zu können.

Die Position der französischen Flotte war furchtbar für jeden Feind. Der Admiral Brueys erwartete einen Angriff der Engländer, und hatte sich darauf vorbereitet. Schon waren einige Englische Recognoscier-Schiffe in den letzten Tagen des Julius, in der Nähe der Bay erschienen. Er befestigte eine kleine Insel, die den Eingang in die Bucht deckte, und besetzte sie mit vielen Kanonen und drey großen Mörser-Batterien; warf Batterien auf der Landseite auf, und vor der Fronte stellte er eine Menge von Kanonenböten; der Sieg schien ihm gewiß.

Jetzt kamen die Engländer angesegelt.

Nelson — dieser kühne See-Held, der voll ächten Genies ist — erschien am 31. Julius mit seiner Flotte vor der oben beschriebenen Rhede, und sah den Feind. — Morgen, sagte er, bin ich Lord oder Engel! *)

Er sah die Position der französischen Flotte; sah, daß bloße stürmische Tapferkeit hier nicht hinreichend war. Er entwarf also, durch sein taktisches Genie geleitet, einen der kühnsten Plane, dessen Gelingung die Vernichtung der französischen Flotte seyn mußte.

Vor der Fronte, die, wie ich vorher sagte, mit Kanonenböten bedeckt, und durch eine verschanzte Insel geschützt war, konnte nur eine unbesonnene Tollkühnheit angreifen; aber auf der Seite östlich, gegen Rosette zu, bemerkte er, daß zwischen den Landbatterien, und der französischen Flotte, noch Raum und vielleicht Tiefe des Wassers genug seyn würde, um einzudringen, indem

---

*) Es ist in England gewöhnlich, daß die Admirale, welche große Schlachten gewinnen, zu Lords oder Pairs von Großbrittannien erhoben werden, wodurch sie zugleich Sitz und Stimme im Ober-Parlament erhalten. Also entweder als Sieger — Lord, oder todt — ein Geist höherer Sphären! — war Nelsons großes Loosungswort. —

auf der andern Seite der französischen Flotte ein Theil der englischen Schiffe andränge, und so der Feind zwischen zwey Feuer käme, er sich nicht zum Manövriren bewegen, und die voran postirten Kanonenböte nicht brauchen könnte.

Den ersten Augusts Abends um 6 Uhr begann der Angriff. Mit derjenigen kaltblütigen Energie, die den Engländern eigen ist, segelten ihre Schiffe heran. Ein Theil griff von der rechten, der andere stärkere von der linken Seite die Franzosen an. Voran war das Linienschiff Culloden von 74 Kanonen. Dieses Schiff kam auf eine Sandbank und blieb da sitzen. Es blieb da, ohne wegkommen zu können, die ganze Schlacht durch, und konnte keinen Antheil daran nehmen. Aber die Signale, die es gab, waren den andern Schiffen zum Vortheile. Sie hielten sich mehr gegen die Landbatterien, fanden da Wasser genug, und segelten nun zwischen den Landbatterien, und der französischen Flotte, bis in die Mitte, an das Hauptschiff l'Orient hin.

Die Franzosen, welche nicht geglaubt hatten, daß die Kühnheit möglich wäre, zwischen ihrer Flotte und den Landbatterien sich stellen zu wollen, wurden durch dieß Manövre bestürzt; und dieß um so mehr, da sie die

Kanonen ihrer Schiffe auf dieser Seite nicht einmahl geladen hatten. Die Engländer feuerten nun mit der einen Seite ihrer Schiffe auf die französischen Schiffe, und mit der andern auf die Landbatterien, welche letztere sie bald zum Schweigen brachten.

Nun begann der schrecklichste Kampf. Die englischen Schiffe kamen, unter dem heftigsten Feuer, immer näher an die französischen heran. Das Hauptaugenmerk war das Admiral-Schiff l'Orient. Von beyden Seiten wetteiferte die Wuth der Tapferkeit. Der französische Admiral Brueys ermunterte auf dem Verdecke sein Volk, und war mitten unter ihnen. Er wurde am Schenkel verwundet, blieb aber auf dem Verdecke, und commandirte: eine zweyte Kugel verwundete ihn nochmahls, und eine dritte streckte ihn todt zu Boden. Bald darauf fiel auch der Capitain des Admiralschiffs, l' Orient. Die Wuth verbitterte sich noch mehr. Die Schiffe kamen so nahe an einander — da sie in der Enge nicht manövriren konnten, — daß sich die Kanoniere einander mit den Ladstöcken und Setzkolben schlugen. Gegen 9 Uhr Abends gerieth das französische Admiralschiff l' Orient in Brand, und um 10 Uhr flog es in die Luft. Der Schlag des Auffliegens und der Zertrümmerung war so entsetzlich, daß ein

Stillstand der beyden Kämpfenden, und eine grausende Pause von 10 Minuten eintrat.

Voll Verzweiflung und Wuth begann der Kampf von neuem auf der französischen Flotte, aber voller Verwirrung. Doch wollte noch kein Schiff die Segel streichen. Die Engländer hatten sich nur bis in die Mitte der französischen Schlachtlinie angelegt; aber die hintersten französischen Schiffe konnten sich nicht regen und rühren, ohne den vorliegenden Schiffen Schaden zu thun.

Endlich machte die finstre Nacht für heute dem entsetzlichen Kampfe ein Ende, und alles lag jetzt in der gräßlichsten Dunkelheit. Während dieser Schlacht wurde Nelson von einem durch einen Kanonenschuß abgesprungenen Stück Holze an der Stirne so stark verwundet, daß er von dem Verdecke hatte weggebracht werden müssen. Allein der Capitain des englischen Admiralschiffes. Berry, übernahm die Anführung und Leitung der Schlacht, und führte Nelsons Plane mit einer solchen Fähigkeit, solchem Muthe, und solcher Beharrlichkeit aus, daß ihm ein großer Antheil an dem Ruhme dieses beyspiellosen Sieges gebührt.

Gegen 5 Uhr Morgens, am 2. August, begann der schreckliche Kampf von neuem. Das Feuern der Kanonen wurde mit der

größten Lebhaftigkeit fortgesetzt. Um 9 Uhr des Morgens sank das französische Linienschiff Timoleon von 74 Kanonen. Demungeachtet dauerte die Schlacht immer fort; die Franzosen wehrten sich wie Verzweifelte, und wollten ihr Leben theuer verkaufen. Schon hatten die meisten Schiffe weder Segel noch Tauwerk mehr, und waren jämmerlich zerschossen. Aber die wüthende Schlacht hörte nicht auf.

Um zwey Uhr Nachmittags entflohen zwey, zuvörderst gestellte, französische Linienschiffe, und zwey Fregatten. Es war den im Kampfe begriffenen englischen Schiffen nicht möglich, ihnen so schnell nachzusegeln, um sie einzuhohlen. Sie hatten noch 9 Linienschiffe vor sich; und hatten selbst an Tau und Masten, und an verschiedenen Schiffen im Körper gelitten. Sie setzten den zurückgebliebenen französischen Schiffen mit doppelter Heftigkeit zu. Endlich nach 3 Uhr Nachmittags strichen die französischen Kriegsschiffe die Flaggen, und ergaben sich den unüberwindlichern Siegern.

An Getödteten, Ertrunkenen und Verbrannten verlor die französische Flotte, nach dem Verzeichniße des französischen Commissärs, 5226 Mann. Und der Menschenverlust auf englischer Seite war, nach dem offi-

ciellen Verzeichnisse, an Todten 218 Mann, worunter 16 Officiere; an Verwundeten 677, worunter 37 Officiere. —

Und so endigte sich die ewig denkwürdige Schlacht Nelsons am Nile! Dieß war das endliche Schicksal der Touloner Flotte, welche schon so lange die allgemeine Aufmerksamkeit von Europa beschäftigte! Frankreichs Seemacht im mittelländischen Meere ist dadurch vernichtet, und der brittische Neptun hat nun auch in diesem Meere seine Herrschaft gegründet. —

Die englische Regierung eilte, dem Sieger einen Beweis ihrer Dankbarkeit zu geben, da sie ihn, nebst einer jährlichen Pension von 2000 Pfund, unter dem Titel Baron Nelson vom Nil, in den Großbrittanischen Pairstand erhob, wodurch sein Sieg in seiner Familie eben so verewigt werden wird, wie es die Siege der beyden Admirale Jervis und Duncan durch die Titel: Vincent und Camperdoon geworden sind! —

# Elliot.

Ein Held, dessen berühmter Name in aller Mund ist, der sich durch seine Thaten die Bewunderung von ganz Europa erworben hat, verdient in mehr als einer Rücksicht, daß man sein Andenken durch eine biographische Darstellung seines Lebens erneuere.—

Georg August Elliot, Lord Heathfield, stammte aus einem altadelichen Geschlecht in Schottland, das schon mit Willhelm dem Eroberer nach England kam. Er wurde 1717 zu Stobbs in Schottland geboren, und zeichnete sich früh unter den vielen Kindern, die sein Vater Gilbert mit seiner Gemahlinn Franziska Grantham erzeugt hatte, eben so sehr durch seinen glücklichen Körperbau, als durch Gaben des Geistes aus. Sein lebhaftes Temperament, seine Talente, und eine sorgfältige Erziehung liessen bald vermuthen, daß er in dem Stande, den er sich gewählt datte, ein ausgezeichneter Mann werden würde.

Schon in seinem vierzehnten Jahre bezog er die Universität zu Edinburg, und studierte dort zwey Jahre Mathematik und die damit verwandten Wissenschaften. Dann ging er nach la Fere, einer Stadt in der Picardie, um in der dortigen Ingenieurs-Akademie sich alle Zweige der theoretischen Kriegskunst eigen zu machen; seine Anlagen zur Wissenschaft eines Ingenieurs wurden hier durch gehörigen Unterricht zur Reife gebracht. Er begab sich hierauf wieder nach England zurück, und nahm 1735 in Woolwich unter dem dasigen Ingenieur-Corps Dienste, um mit seiner erworbenen Theorie auch Ausübung zu verbinden. Im Jahr 1737 verließ er dasselbe, und nahm bey der reitenden Grenadier-Garde Dienste.

Der Friede ließ ihm Zeit, sich dabey immer vollkommener in den Wissenschaften zu machen; ob er gleich in seinem Dienste pünktlich und unermüdet war, so blieben ihm doch Nebenstunden genug übrig, die er auf seiner Studierstube und unter Büchern zubrachte; denn nie sah man ihn in unnützen Gesellschaften oder am Spieltische. Schon von dieser Zeit war seine Lebensart so, daß sie ihn seiner großen Bestimmung entgegenführte, nüchtern und mäßig; er brauchte nie mehr als vier Stunden zu seinem Schlafe, und

sein Körper und Geist standen ihm immer zu Gebote. Dabey waren die Gefühle der Tugend und der Menschenliebe seinem Herzen werth. Die ganze Garde schätzte ihn, seine Obern erkannten seine Vorzüge, und so stieg er durch alle Stuffen schnell bis zum Obristlieutenant hinauf.

Als solcher begleitete er in einem Alter von 26 Jahren seinen König, Georg den II. im May 1743 nach Deutschland. Hier gab ihm der österreichsche Successionskrieg Gelegenheit, seine militärischen Talente und Kenntnisse zu zeigen. In der Schlacht bey Dettingen, in welcher er eine Wunde empfieng, trug sein Corps unter Crawfords und seiner Anführung sehr viel zum Erfechten des Sieges bey, und Elliot zeigte so viel Tapferkeit und Gegenwart des Geistes, daß ihn der König seines Wohlverhaltens wegen zum General-Adjutanten ernannte. Er vermehrte seinen Ruhm in den folgenden Jahren dieses Krieges, bis er 1748 nach geschlossenem Frieden wieder nach England zurück gieng.

Hier lebte er neun Jahre als Weiser und Menschenfreund in ungestörter Ruhe, bis ihn der wieder ausgebrochene Krieg zu neuen Beweisen seines Muthes und seiner Klugheit nach Deutschland rief, und er mit dem Her-

zog von Cumberland 1757 zur alliirten Armee kam, und unter diesem, dem Prinzen Ferdinand, und dem Erbprinzen von Braunschweig an allen Gefahren und Thaten dieses Jahrs Antheil nahm, und die wichtigsten Bemerkungen und Entwürfe machte. Im folgenden Jahre errichtete er in London ein Regiment leuchter Reuterey, und kam mit demselben als Oberster im Jahr 1759 bey der alliirten Armee zu Münster an. Er nahm von nun an fast an allen Hauptbegebenheiten dieses Krieges, die zwischen der Weser und dem Rhein unter den Helden aus dem braunschweigschen Hause gegen die französische Armee vorfielen, Theil, wurde während des Kriegs zum Generalmajor ernannt, und hatte nun schon so viele Beweise von seinen ausgebreiteten Kenntnissen in der Kriegskunst, von seiner Vorsicht und seinem Muthe gegeben, daß man ihm nebst dem Grafen Albemarle die projectirte Unternehmung auf Cuba anvertraute. Hier machte er im Julius mit dem Grafen die für die Engländer so wichtige Eroberung der Stadt Havanna durch Sturm, und bezeigte bey dieser Gelegenheit eben so viel Muth als Menschenliebe.

Nach dem Frieden wurde er General-Lieutenannt, und machte eine Reise nach Deutschland. Nach seiner Zurückkunft be-

schäftigte er sich mit einer sorgfältigen Erziehung seiner Kinder, eines Sohns und einer Tochter, die ihm seine vortreffliche Gattinn aus dem berühmten Geschlecht Drake, geschenkt hatte. In dieser glücklichen Periode, als Hausvater einer kleinen, geliebten Familie verflossen ihm vier Jahre unter Geschäften und Freuden, bis der Tod seiner tugendhaften, mit ihm ganz gleichdenkenden Gattinn 1769 dieses Glück störte. Ihr Verlust beugte ihn sehr, und noch spät in der Folge beweinte er zuweilen den Tod dieser Gefährtinn seines Lebens.

Unvermuthet kam ihm 1775 die Ernennung zum General aller Truppen in Irrland; auch hier erwarb er sich die Liebe der Armee und der Bürger, indem er auf strenge und doch nicht eigensinnige Disciplin sah, und besonders nicht zugab, daß seine Soldaten Schulden machen durften. Wegen entstandener Unzufriedenheit mit dem Sekretär des Vicekönigs, dem Obersten Blanquire, der die militärischen Stellen besetzte, ohne ihn dabey zu Rathe zu ziehen, geschah es, daß er hier resignirte; aber der König, der seine Verdienste schätzte, verlieh ihm noch in eben dem Jahre die durch den Lord Cornwallis erledigte Würde des ersten Gouverneurs von Gibraltar.

Auf diesem wunderbaren Felsen, der aus den dunkeln Zeiten der Mythe durch die Periode der Griechen, Römer, und Araber hindurch bis auf unsre jetzige Tage in der Weltgeschichte immer berühmt gewesen ist, sollte Elliot seinen Kriegsruhm bis zur Kunde aller Völker und aller Zeiten erheben. Als 1779 Spanien an dem Kriege, der zwischen Großbrittanien und dem mit den amerikanischen Colonien verbündeten Frankreich ausgebrochen war, Theil zu nehmen anfing, war die erste Unternehmung der bourbonischen Höfe auf Gibraltar gerichtet. Schon vor der förmlichen Kriegserklärung schlossen spanische und französische Truppen es zu Wasser und zu Lande ein, und schnitten der Stadt und Festung alle Zufuhre ab. Sie machten von nun an drey Jahre hindurch im Lager von St. Roch so fürchterliche Anstalten, häuften alles Schreckliche und Mörderische, was die Belagerungskunst erfunden hat, so sehr an, als es wohl noch selten vor einem belagerten Platze geschehen ist.

Allgemein war man für Gibraltar besorgt; nur Elliot und sein Untergouverneur Boyde fürchteten nichts. Und dennoch fehlte es oft an Proviant, und jeder Soldat mußte ein Held seyn, wie sein Anführer, wenn die Sache einen glücklichen Ausgang haben sollte.

Im

Im November 1781 endlich, als die Werke der Belagerer, die sich jetzt ganz sicher glaubten, die höchste Vollkommenheit erreicht hatten, faßte Elliot den Entschluß, einen Theil davon mit Sturm wegzunehmen, und zu zernichten. Er ließ am 27. November des Morgens um 3 Uhr beym Untergang des Mondes ein ansehnliches Detachement in 3 Colonnen nebst Artillerie-Knechten, welche brennbare Materie trugen, aus der Festung marschiren. Die vordern Linien wurden mit Muth angegriffen, und in einer halben Stunde waren zwey Batterien von 10 Mörsern, und drey Batterien jede von 6 Kanonen, mit allen Approchen und Traversen in die Asche gelegt; alle Kanonen und Mörser wurden vernagelt; die Feinde, die wohl sahen, daß ihr Widerstand wenig ausrichten würde, blieben im Lager ruhige Zuschauer des Brandes, und ihre Stücke, die schlecht gerichtet waren, thaten den Engländern wenig Schaden. Gegen fünf Uhr, und also vor Anbruch des Tages, war dieses siegreiche Corps schon wieder in die Festung eingerückt, nachdem man einen Offizier und einige Soldaten zu Gefangenen gemacht hatte.

Im Juny 1782 kam nun der Herzog von Crillon, der Eroberer von Minorka, mit Verstärkung vor der Festung an; man mach-

te nun von Seiten der Belagerer mit verdoppeltem Eifer die fürchterlichsten Anstalten, und fast jedermann gab die Hoffnung auf, daß sich die englische Besatzung gegen eine Armee von mehr als 30,000 Mann, die am Fuße des Felsens versammelt waren, halten würde. Crillon ließ sogleich Kannonier-Schaluppen bauen, und neue Casematten mit unglaublicher Mühe in den Felsen machen. Die Ankunft des Grafen von Artois und des Herzogs von Bourbon im Lager verdoppelte die Hoffnung und den Eifer der Belagerer, aber auch den Muth des belagerten Helden.

Nach manchem nicht unbeträchtlichen Verlust, den die Belagerer durch Elliots wachsame Tapferkeit erlitten hatten, fielen jene auf ein heroisches, und bis jetzt unerhörtes Mittel, die Felsenfestung zu erobern. Sie erbauten nach der Erfindung des französischen Generals d'Arcon 10 schwimmende Batterien, die nach einer ganz neuen Erfindung mit zwey Dächern gegen Kugeln und Bomben gesichert wurden. Sie führten 147 metallene, und 150 eiserne Kanonen, deren jede von 36 Mann bedient war. Elliot wußte von dieser unerhörten Rüstung, und war gefaßt auf den fürchterlichen Angriff.

Den 13. September 1782 näherten sich Morgens um 8 Uhr diese 10 Batterien der

Festung, stellten sich bis gegen 10 Uhr in Ordnung, und wurden an ihren bestimmten Plätzen fest gemacht. Elliot, der in unerschütterlicher Ruhe blieb, flößte nun seinen Soldaten Muth ein, und nahm seinen Posten auf einer Bastion, auf die das feindliche Feuer sehr stark gerichtet war. — Die Erfindsamkeit des Feindes in nie gesehenen Kriegsmaschinen, hatte Elliot zu ähnlichen Mitteln genöthiget; und er schoß nun über 4,000 glühende Kugeln, ebenfalls neue Instrumente der Zerstöhrung, auf die beweglichen Wälle. Die Kugeln wurden mit solcher Richtigkeit geworfen, daß man Nachmittags, schon Rauch aus den Batterien aufsteigen sah, bis endlich um Mitternacht drey Batterien völlig, und die andern zum Theil in Flammen standen.

Man kann sich den Grausen-erregenden Anblick nicht schrecklich genug darstellen, da eine Menge von Menschen, theils auf Holzstücken schwimmend, theils auf den noch unversehrten Theilen der Batterien unter den Flammen hervor, durch Schreyen und Geberden, um Hülfe flehten. Der brave Capitän Curtes zeigte sich hier als ein wahrer Menschenfreund; er rettete mit eigner und seiner Leute Lebensgefahr 13 Offiziers, und 344 Gemeine. Auf der Festung war nur 1 Offizier, 2 Unteroffiziers, und 10 Gemeine

getödtet; und 5 Offiziers, 2 Unteroffiziers, und 62 Gemeine verwundet worden.

Als sich die Nachricht dieser großen Begebenheit durch Europa verbreitete, war Freude und Bewunderung allgemein. Sein König erkannte das Verdienst des Helden, und belohnte es. Der Gouverneurlieutenant Boyd mußte ihm auf königlichen Befehl den Bath-Orden auf eben der Bastion umhängen, wo er sich dem feindlichen Feuer ausgesetzt, und die Rollen des großen Schauspiels vertheilt hatte: ein Umstand, wodurch diese Ordens-Einweihung zur einzigen ihrer Art erhoben wurde! Eine andere ihm erzeigte Ehre bestand darin, daß die 3 Bataillons, die damahls in Gibraltar waren, eine Regimentsfahne erhielten mit der Devise: Mit Elliots Ruhm und Sieg, — und sie auch für die Folge behalten haben. Dichter aus allen Nationen feyerten Elliots Sieg; allenthalben sah man Risse und Vorstellungen von der Festung; Modehändler ließen den Angriff auf Dosen abbilden, und Putzmacherinen nannten die neuesten Aufsätze darnach.

Die Belagerer thaten nun noch einen Hauptangriff von der Landseite; aber Elliot vereitelte auch diesen. Jene erlitten im Oktober noch einen heftigen Orkan, und gaben nun alle Hoffnung auf, da sie sahen, daß

Elliot immer vor ihren Augen durch Lord Howe mit Proviant versehen wurde, und eine Blokade so wenig etwas richten würde, als bis jetzt ihre Stürme ausgerichtet hatten. Die französischen Prinzen verließen das Lager, und der Graf Artois blieb dem Großfürsten Paul von Rußland den Degen schuldig, den sich dieser von ihm gewünscht hatte.

Elliot war wohl gewachsen, und von ungemeiner Leibesstärke; seine persönliche Tapferkeit wurde von niemand, wurde allein von seiner Großmuth übertroffen. Immer brachte er der Menschlichkeit Opfer; immer leitete sie ihn, selbst mitten unter den Gewaltthätigkeiten des Kriegs, und in der Hitze des Gefechts. Seine Wohlthätigkeit machte ihn sein ganzes Leben hindurch, in Deutschland, in Cuba, und auf seinem Ehrenfelsen, zum Schutzgott der Unglücklichen. Die edle, fast beyspiellose Art, womit er die Unglücklichen auf den schwimmenden Batterien zu retten befahl, erwarb ihm auch unter Spaniern und Franzosen den erhabenen Nahmen eines großmüthigen Kriegers.

Bey einer solchen Denkungsart, die wir an Elliot bemerken, ist man selten habsüchtig auf Alleinruhm. Der König erlaubte ihm, auf jenen Vorfall ohne Beyspiel, auf die Zerstöhrung der schwimmenden Batterien,

eine Denkmünze prägen zu lassen. Elliot, wie große Seelen immer thun, nahm diese Ehre nicht bloß für sich an; er theilte diese Belohnung mit denen, die ehmahls Tapferkeit und Ausdaurung mit ihm getheilt hatten, und schickte sie jedem derselben zum Andenken. Die Vorderseite der Münze stellt den Felsen von Gibraltar und die schwimmenden Batterien vor, mit der Umschrift: per tot discrimina rerum; die Kehrseite einen Lorbeerkranz, und in ihm die Nahmen der tapfern Generale die den Felsen vertheidigten: Reden, La Motte, Sydow, Elliot; als Umschrift liest man das deutsche Wort: Brüderschaft.

Sein Geist war immer heiter, seine Urtheile scharf und treffend, und sein Fleiß außerordentlich und anhaltend. Er zeichnete Risse und Plane mit einer solchen Richtigkeit, daß er alle Höhen und Tiefen, jeden Graben, Bruch, Hecke, oder andere Hindernisse genau vorstellte. Immer war er damit beschäftiget, neue Entwürfe zu machen, und auf Mittel zu denken, um einen wichtigen Streich auszuführen.

Von jeher liebte er unter den kriegerischen Unternehmungen den Überfall am meisten; niemahls aber hat er sich angreifen oder überraschen lassen. Als Gouverneur untersuchte

er fast alle Posten der Garnison selbst, jedoch zu unbestimmten Stunden, und theilte alle Mühseligkeiten und alle Gefahren mit seinen Leuten. In wesentlichen Dingen äußerst strenge, war er gefällig, wo er es nur immer seyn konnte. Seine Soldaten, und besonders die Garnison von Gibraltar, waren ihm ergeben, wie seine Kinder; ausgezeichnet liebten ihn die Deutschen, deren Muth er auch seinen Ruhm ganz vorzüglich zu verdanken hat. Er verstand die gangbarsten Sprachen, und wußte sich mündlich und noch vielmehr schriftlich, sehr bündig in ihnen auszudrücken.

Nachdem der Friede geschlossen war, wurde Elliot in Gibraltar abgelößt, und kehrte nach England zurück. Er wurde nun Lord von Heathfield, und Mitglied des Parlaments, und genoß in diesen spätern Jahren einer noch festen Gesundheit. Man sagte sogar zu Anfang seines letzten Lebensjahrs, er würde bey den entstandenen Uneinigkeiten mit Spanien von neuem wieder nach Gibraltar gehen, um die Festungswerke in Augenschein zu nehmen. Allein eine eintretende Schwäche machte ihm eine Reise in die Bäder von Achen nöthig. Er kam dort am 8. Juny an, und starb den 6. des folgenden Monaths am Schlagflusse auf seinem Lieblingssitze Kalkofen nahe bey Achen. Hier woll-

te er sich noch kurz vor seinem Tode mit einer Westphälerin, die er im siebenjährigen Krieg kennen gelernt hatte, verheiraten; aber der Tod verhinderte ihn daran, und so soll er ihr nur eine Rente von 400 Pf. Sterl. ausgesetzt haben. Der fremde Held, der sich in Deutschland zu den großen Auftritten seines nachherigen Lebens gebildet hatte, sollte auch in dessen Schoose wieder sterben. Seine Leiche wurde nach England gebracht, wo ihm ein Monument errichtet wurde.

# Jourdan.

Dieser Mann ist, wenn wir unpartheyisch seyn wollen, unstreitig einer der besten Generale, die Frankreich seit der Revolution aufzuweisen hat. Er hat den französischen Machthabern große Dienste geleistet, und hauptsächlich dadurch Frankreich gerettet, daß er den Feind zur Aufhebung der Belagerung von Maubeuge zwang. Er verdient daher immer in einer Gallerie merkwürdiger Zeitgenossen aufgestellt zu werden.

Jourdan ist aus Limoges gebürtig, wo sein Vater Wundarzt war. Man hat lange geglaubt, daß es jener berüchtigte Kopfabschneider Jourdan wäre. Aber nichts weniger als das; er ist ein guter Soldat von kaltem Charakter, aber festem Urtheil, der weder verwandt noch verbündet mit dem südlichen Mörder ist. Das frühere Leben dieses merkwürdigen Mannes ist bis jetzt noch in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Man

sagt, er sey vor der Revolution ein Wundarzt gewesen.

In dem Zeitraume, wo Jourdans militärische Laufbahne anfängt, im Jahre 1793, war Frankreich einer Anarchie zur Beute geworden, wovon bisher kein Volk ein Beyspiel gegeben hat. Diejenigen, welche es beherrschten, waren lasterhafter als Kaligula, und grausamer als Nero. Nie befand sich ein Staat in einer so beunruhigenden Lage, nie war ein gesellschaftliches Band seiner Auflösung so nah. Wenn das Unglück im Innern Frankreichs seinen höchsten Gipfel erreicht hatte, war es auch nicht weniger beunruhigend an den Grenzen. Vom Anfange dieses Feldzugs an, wurden die Franzosen immer geschlagen. Sie verlohren die eingenommenen Festungen in Holland, die Eroberungen in Deutschland, Lüttich, Achen, die ganzen österreichischen Niederlande, die Festungen Conde, Valenciennes, und le Quesnoy; und wenn sie ja in einzelnen Gefechten durch die Übermenge siegten, so wurden sie bald darauf immer wieder in ihre eigne Landesgrenzen zurück getrieben.

Aber gegen Ende dieses Feldzugs bekam Jourdan, an Houchards Stelle das Commando über die Nordarmee; die herrschende Parthey in Frankreich zwang, unter Todes-

strafen, und Furcht für die allenthalben aufgestellten Guillotinen, die Einwohner dieses Reichs unter die Waffen zu tretten, und in sogenannter Masse gegen die Truppen der alliirten Mächte zu ziehen. Indem die Verbündeten ihnen nur Truppenkorps von wirklichen Soldaten entgegenschickten, so stellten die Franzosen denselben 14 aus ganz Frankreich zusammengetriebene Heere entgegen, deren gesammte Anzahl im Konvente auf 900000 bis gegen eine Million berechnet wurde, und diese Heere wurden immerfort vermehrt, da durch das erwähnte Verzweiflungsmittel alle Menschen in Frankreich vom 18ten bis 40ten Jahr die Waffen ergreifen, und Soldaten werden mußten.

Inzwischen hatten die coalisirten Heere ihre Waffen gegen Maubeuge gewendet. Aber Jourdan vereitelte dieses Unternehmen, und brachte, nach einem zwey Tage lang bey Wattigny hartnäckig fortgesetzten Kampf, den 16. October die Armee des Prinzen von Koburg durch Übermacht zum Weichen, ohne daß er jedoch davon den geringsten weitern Vortheil gezogen hatte. Von diesen Tagen an fielen bis in die Mitte des Novembers nur unbedeutende Gefechte vor. Der niederländische Feldzug war für dieses Jahr geendigt, aber Jourdan, der das Unglück

hatte dem Tyrannen Robespierre zu mißfallen, verlohr das Commando der Nordarmee, welches jetzt dem General Pichegrü übertragen wurde.

Aber der Wohlfartsausschuß in Paris konnte die Talente Jourdans nicht lange entbehren, er betrat im Jahre 1794 schon wieder den Kriegsschauplatz, und bekam im Juni das Commando über die Sambre und Maas-Armee. Glänzend war der Anfang dieses Feldzugs für die Allii rten, sie siegten am 17. und 26. April bey Chateau-Cambresis, und eroberten am 30. die Festung Landrecy. Aber jetzt wirkte die Übermacht der Franzosen. Pichegrü fiel mit 100,000 Mann im Westflandern ein, und Jourdan stürmte auf den linken Flügel der coalisirten Heere über die Sambre her. Aber Jourdans öfters wiederholte Übergänge über die Sambre wurde jedesmal tapfer zurückgeschlagen, bis er endlich am 18. Juni zwischen Mons, Brüssel und Charleroi festen Posto faßte. Hier war es, wo die so sehr berühmte Schlacht auf den Feldern von Fleurus, den 26. Juni geliefert wurde, und welche man bisher nur durch ein Vergrößerungsglas gesehen hat. Bedenkt man den Umstand recht, daß Prinz Koburg von der Übergabe der Festung Charleroi, welche am 25. erfolgte, nichts wußte, und

darnach für den auf den folgenden Tag bestimmten Angriff seine Dispositionen traf, so werden die vielen Phrasen noch lächerlich, die Barrere ersann, um diese Schlacht über alle Maßen in seinem Berichte an den Nationalconvent zu erheben und zu loben.

Prinz von Koburg griff den General Jourdan den 26. Juni früh in fünf Kolonnen, auf allen Punkten von Gosseliers bis Fleurus an. Aller Orten wich der Feind, den Nachmittag befand sich der linke Flügel bereits auf den Höhen der Sambre. Allein hier hatte der Feind eine außerordentlich zahlreiche und stark unterstützte Artillerie stehen. Der erste Angriff darauf wurde abgeschlagen. Beaulieu war unterdessen auf der andern Seite bis unter die Kanonen der Festung gekommen, als ihn ein unerwartetes Feuer abtrieb. Der Prinz von Koburg erfuhr nun das Schicksal von Charleroi, und zog sich darauf in größter Ordnung nach Marbaix, und von da nach Nivelle zurück, und zwar in Gegenwart des Feindes, der es nicht wagte, ihm zu folgen. Dieser Rückzug war so ehrenvoll, daß Prinz von Koburg auch nicht einen einzigen Gefangenen, oder eine Kanone eingebüßt hatte. Und so endigte sich diese so sehr ausposaunte Schlacht bey Fleurus. Daß bald darauf die österreichischen Helden

die Niederlande gänzlich räumten, und sich unter Clerfayt bis über den Rhein zurückzogen, ist bekannt. Jourdan folgte ihnen mit der Maas und Sambrearmee auf dem Fuße nach, während Pichegrü seine glänzende und glückliche Expedition nach Holland unternahm.

Der ganze Sommer des folgenden Jahrs 1795, ging am Niederrhein ruhig vorüber, um welche Zeit die Maas und Sambre-Armee unter Jourdan ihr Hauptquartier zu Crevelt im Fürstenthum Meurs hatte. Während die Armeen so in Ruhe und Frieden einander gegen über standen, wurden von den Franken die Vorbereitungen zu einem Rheinübergang mit allem Eifer betrieben. Seit dem August waren die Straßen von Aachen bis Crevelt, unaufhörlich mit Wägen und Menschen bedeckt, und am Rhein stieg ein Luftballon nach dem andern auf, um den Stand der kaiserlichen und Reichsarmee zu recognosciren.

Endlich in der Nacht vom 6. auf den 7. September schritten die Franken zur Ausführung ihres kühnen Unternehmens. General Jourdan setzte um diese Zeit zwischen Duisburg und Düsseldorf, mit dem linken Flügel der Sambre und Maas-Armee, angeführt von Le Fevre, Kleber und Cham-

pionnet, an drey verschiedenen Orten, nemlich bey Eichelkamp, Angerat und Ham, mit Kohlen-Nachen, die zusammen gebunden waren, über den Rhein, und stürmte die fürchterlichen Batterien der österreichischen Truppen, die in einzelnen Corps von Oerdingen bis Mühlheim hin verschanzt stunden. Schon am 8. September waren 60,000 Mann Republikaner am rechten Rhein-Ufer. Da sich das österreichische Truppen-Corps zwischen zwey über den Rhein gegangenen französischen Divisionen in der Mitte befand, so mußte es auf seinen Rückzug bedacht seyn, wenn es nicht umzingelt werden wollte. Düsseldorf capitulirte unverzüglich; und nun drang die Jourdanische Armee unaufhaltsam vorwärts. Sie folgte der kaiserlichen Armee von den Ufern der Wippen bis nach der Sieg, von da bis hinter die Lahn und an das rechte Mayn-Ufer auf dem Fuße nach, und ließen Ehrenbreitstein hinter sich blokirt. Jourdan lagerte sich zwischen der Neutralitäts-Linie und dem Rheine, und verschanzte sich längs dem Ufer des Mayns. Am 3. und 5. October unternahmen die Franzosen äußerst heftige Angriffe auf die Verschanzungen bey Cassel, wurden aber jedesmal von der Tapferkeit der österreichischen Truppen mit großem Verluste zurückgeschlagen.

Leicht war für die Franzosen der Übergang über den Rhein, leicht waren ihre ersten Fortschritte. Viele Umstände begünstigten sie. Aber am 11. October dringt Clerfayt mit seinen österreichischen Helden längs dem Mayn hervor, forcirt die Nidda, und siegt über das frankische Heer bey Höchst. Hierauf ergriffen die Franken längs dem Niederrheine eine allgemeine und unordentliche Flucht, Clerfayt eilt ihnen nach, und schlägt sie allenthalben. Binnen den vierzehn Tagen, da der Rückzug dauerte, verlor die Jourdanische Armee über 300 Kanonen, und 150 Munitionswägen, und hinterließ den Siegern eine unermeßliche Beute an Gepäcke, Ammunition und Lebensmitteln. Und so kam die französische Maas und Sambre-Armee, in wenigen Tagen in eine völlige Zerrüttung. Die flüchtenden Franzosen kamen in einzelnen Haufen von 30 und 40 Mann an, und die Bestürzung der zerstreuten Truppen war, so wie Mißmuth und Ungemach, allgemein verbreitet. — Die Desorganisation der Jourdanischen Armee war so groß, daß er kaum seinen Rückzug decken konnte. Am 21. December begehrten daher Jourdan und Pichegrü einen Waffenstillstand, der ihnen aber nur für die Vorposten, und vorerst nur mit der Bedingung zugestanden

den wurde, daß, zehn Tage nach einer Aufkündigung, die Feindseligkeiten wieder anfangen könnten.

Mittlerweile fing vom ersten Januar 1796 ein förmlicher Waffenstillstand an, und zwar mit der obigen Bedingung, daß jeder Parthey frey stehe, die Feindseligkeiten wieder anzufangen, wenn sie die andere zehn Tage vorher benachrichtigt hat. Jourdan verlegte demnach die Maas- und Sambre-Armee in weitläuftige Winterquartiere, und versetzte sein Hauptquartier nach Bonn. Ein Corps dieser französischen Armee ging nach Köln und in die dasigen Gegenden; ein anders nach Brabant, wo sich viele Unruhen geäußert hatten, und starke bewaffnete Haufen von Insurgenten versammelt waren. Indessen reißte General Jourdan den 19. Januar nach Paris, um mit dem Directorium alle Maßregeln und Vorbereitungen zum künftigen Feldzuge zu verabreden. In den ersten Tagen des Monaths März kam er wieder nach Bonn zurück, und machte solche Anstalten, als wenn er sogleich den Feldzug eröffnen wollte. Er verlegte sein Hauptquartier nach Düsseldorf, bereisete alle Posten und Stellungen der Armee, machte verschiedene Veränderungen, und ließ solche Märsche machen, welche seine wahren

Projecte vollkommen verbargen, so daß es ungewiß wurde, ob er von Düsseldorf aus, oder von Köln, oder von Koblenz her agiren, oder einen Theil der Truppen bis nach Trier zurückziehen würde. Unterdessen erhielt die Jourdanische Armee auch Verstärkungen von neuen Requisitionstruppen, und man schätzte Anfangs May das französische Heer am Niederrhein bereits auf 80,000 Mann.

In den ersten Tagen des Monaths Juny rückte endlich der linke Flügel der Jourdanischen Armee bis an die Lahn vor. Aber Erzherzog Carl schlug die vordringenden Franken am 15. Junius bey Wetzlar, welche Niederlage die Franzosen so muthlos machte, daß sie am 20. Juny schon über die Sieg zurückgingen, und eine Belagerung von Düsseldorf befürchteten. Aber eine neue Gefahr rief den Erzherzog Carl mit einem großen Theile seiner siegreichen Armee nach dem Oberrheine hin, und nur ein Corps von 30,000 Mann, unter dem Oberbefehle des Grafen von Wartensleben blieb zwischen der Sieg und der Lahn, zur Vertheidigung jener Gegenden stehen.

Unterrichtet von dem glücklichen Übergange der Moreau'schen Armee am Oberrheine, und deren Fortschritte durch Übermacht, ging nun General Jourdan mit der Haupt-

armee bey Neuwied wieder über den Rhein, am 2. July 1796, und nöthigte das österreichische Corps des Generals Wartensleben, durch seine große Übermacht, sich bis an die Lahn zurückzuziehen. Hier nahm Wartensleben von Wetzlar bis nach Limburg seine Position, und schlug am 5. July die heftigsten, den ganzen Tag hindurch wiederhohlten Angriffe der Franzosen, auf Limburg, herzhaft ab. Am folgenden Tage wiederhohlten sie ihre Angriffe mit stürmischer Hitze. Sie wurden immer zurückgeschlagen, und hatten großen Verlust. Indem dieß aber bey Limburg vorfiel, umging der General Jourdan das bey Neukirchen postirte kaiserliche Corps, und drängte es zurück. Aller Tapferkeit ungeachtet mußte jetzt das Wartensleben'sche Corps d'Armee der Übermacht weichen, und Jourdan ging am 7. July über die Lahn. Am 10. griff er mit seiner ganzen Armee die Kaiserlichen bey Friedberg abermahls an; drey Mahl schlugen die braven Österreicher alle Angriffe ab: da sie aber von der ausgedehnten Übermacht des Feindes tournirt, und in die Flanke genommen wurden, so zogen sie sich am 11. bey Offenbach und Frankfurt, über den Mayn zurück, und gingen über Aschaffenburg nach Würzburg, wo sie am 17. von dem französischen General

le Febre verfolgt, ankamen. Nun wurde Maynz berennt, dessen Eroberung der Hauptzweck bey Jourdans Übergange über den Rhein war. Die Besatzung von Maynz aber unternahm öftere und sehr wichtige Ausfälle. Die Artillerie der Festung that den Franzosen bey ihren Arbeiten, um sich der Festung zu nähern, täglich großen Schaden, und die Flotille des Obristlieutenants Williams verhinderte, durch öftere Kanonaden und Angriffe, den Fortgang der angefangenen Belagerung.

Inzwischen zog sich das österreichische Corps unter dem Commando des Generalen Wartensleben über Forchheim und Neukirchen nach der Oberpfalz hin, und kam am 12. August bey Sulzbach und Amberg an. Jourdan zog nach, und nöthigte dieses Corps am 18. August, nach einem hitzigen und hartnäckigen Gefechte die Anhöhen von Sulzbach zu verlassen, und sich weiter zurückzuziehen. Wartensleben nahm eine vortreffliche Position bey Schwarzenfeld hinter der Nab, welche ihn vor der Übermacht der Jourdanischen Armee wenigstens auf einige Zeit schützen konnte. Aber die Lage wurde täglich bedenklicher, und Böhmen von dem französischen Heere bedroht.

Endlich kommt unvermuthet und plötzlich

der junge Held, Erzherzog Carl, mit seiner Armee von der Donau her, und lagerte sich am 21. August, nach einigen beschwerlichen Märschen, auf den Höhen von Herrnwied, indessen der General Hotze bis Berching vorrückte, und die Avantgarde unter Anführung des Fürsten von Lichtenstein, gegen Neumark und Teiningen zu postirte.

Auf den Höhen von Teiningen stand der rechte Flügel der französischen Armee unter der Anführung des Generals Bernadotte, der Chef der Armee Jourdan kommandirte den Mittelpunkt bey Amberg gegen Schwarzenfeld zu, und der linke Flügel, welchen le Febre anführte, stand zu Nabburg an der Nab.

Jourdan hatte sich vorgenommen, das Corps des Grafen von Wartensleben, bey Schwarzenfeld, mit aller seiner Übermacht anzugreifen, und schon am 21. das Vorspiel durch eine starke Kanonade machen lassen. Seine Armee stand am 22. in Form eines halben Mondes, ungefähr einen Kanonenschuß weit, von der Kaiserlichen.

An eben diesem 22. August Nachmittags griff der Erzherzog Carl mit der Avantgarde, unter Anführung des Generals Grafen von Nauendorf, das Corps des Generals Bernadotte auf den dominirten Höhen von Teinin-

gen an, warf es, und erhielt einen vollkommenen Sieg. Ein allgemeiner Angriff mit der Reiterey gab dem Treffen den Ausgang. Das geschlagene Corps gerieth auf der Flucht in solche Unordnung, daß nur zwey Bataillons bey dem Centro der Jourdanischen Armee ankamen.

General Jourdan hatte sich nach der Niederlage des Generals Bernadotte bis nach Amberg zurück gezogen. Er schickte den Kern seiner Cavallerie und seine wohl bediente reitende Artillerie dem auf Amberg heranziehenden Erzherzoge Carl entgegen. Der junge Held griff aber mit Entschlossenheit an, und trieb durch die Tapferkeit seiner Truppen diese fürchterliche Kolonne bis in das Thal vor Amberg hinab. Es entstand eine blutige und hartnäckige Schlacht in der Nähe von Amberg. Der General Wernek, welcher die Avantgarde des Wartenslebenschen Corps führte, griff an der Spitze seiner Grenadiers mit dem Bajonette die Franzosen auf den Höhen vor Amberg an, und trieb sie mit der Unerschrockenheit, die die österreichischen Truppen unter guter Anführung charakterisirt, von den Anhöhen herab, und durch Amberg hindurch, bis auf den Galgenberg, dem Wege nach Sulzbach. Auf dem Galgenberge griff der tapfere General Wernek wieder an, und ließ ein Corps Cavallerie nach

Sulzbach vordringen, um dem Feind die Retraite dahin abzuschneiden. Die französische Infanterie formirte ein Quarree, aber die österreichische Cavallerie sprengte es aus einander, und es entstand ein entsetzliches Gemetzel. Die Franzosen selbst gaben ihren Verlust auf 4000 Mann an.

Mitten in der Schlacht erfolgte die Vereinigung des Corps des Erzherzogs Carl mit mit dem des Grafen von Wartensleben, und eben dadurch wurde die Niederlage der Jourdanischen Armee vollkommen. Die österreichische Avantgarde drang über Erlangen vorwärts, und das Hauptquartier des Erzherzogs Carl kam am 25. August nach Sulzbach. Die Folge dieser Siege war eine allgemeine und sehr eilfertige Flucht der Franzosen aus dem fränkischen Kreise, die in zerstreuten Haufen ihr Heil im geschwinden Davonkommen suchten. Bey Bamberg fand sich der größte Theil der zersteuten französischen Armee wieder zusammen, wo auch Jourdan am 29. August ankam. Da aber der Erzherzog Carl über Forchheim heranzog, so verliessen die Franzosen am 30. schon wieder diese Stadt, und zogen sich bis nach Würzburg hin.

General Jourdan beschloß hier noch ein entscheidendes Treffen zu wagen. Seine Armee bestand nunmehr wieder aus 40,000

Mann, lauter solchen Truppen, auf die er sich verlassen konnte. Am 1. September fing eine Kanonade an, die bis in die Nacht dauerte, und am folgenden Tag eine allgemeine Hauptschlacht. Die Wichtigkeit des Ausgangs dieser Schlacht, und die Erbitterung und Begierde von Seiten der Franzosen, sich zu rächen, die heldenmüthige Tapferkeit der Kaiserlichen, die ihren errungenen Ruhm und die Frucht ihrer bisherigen Siege nicht verlieren wollten, machte dieses Treffen zu dem heftigsten und entscheidendsten dieses Feldzugs. Bis Abends dauerte der Kampf, und noch war bis in die Nacht hin nichts entschieden.

Sobald der Morgen des 3. Septembers anbrach, fingen die Angriffe von neuem an. Beyde Armeen kämpften mit unbeschreiblichem Muthe, mit äußerster Tapferkeit. Zweymahl wurden die Österreicher von der französischen Heftigkeit zurück getrieben. Endlich nach 10 Uhr des Morgens stellte sich der Erzherzog Carl selbst an die Spitze der Kavallerie, und griff die Franzosen in der Flanke mit einem so heroischen unwiderstehlichen Muthe an, daß ihre Linie gebrochen wurde. Gleichwohl widerstanden die Franzosen noch mehrere Stunden lang, und erst nach 3 Uhr Nachmittags wurde der vollkommenste Sieg errungen. Die Franzosen flohen in völliger Unordnung und Zerstreuung.

Ihr Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen wird auf 10,000 Mann angegeben; sie verloren 19 Kanonen und eine Menge ihrer Bagage.

Nach dieser totalen Niederlage zog sich der Rest der Jourdanischen Armee an die Lahn, und nahm hier, hinter Wezlar bis nach Limburg hin, wieder eine feste Posizion. Aber Erzherzog Carl griff sie am 16. Septemb. an, und nöthigte sie nach einem blutigen Treffen zum Rückzuge. Die Franzosen gingen über die Sieg zurück und nahmen bey Mühlheim eine feste Stellung. Inzwischen wurde Jourdan abberufen, und General Beurnonville übernahm das Kommando.

Und so ward die unüberwindliche Sambre- und Maas-Armee des Generals Jourdan, welche die Niederlande eroberte, das österreichische Heer durch Übermacht über die Maas, über den Rhein, über die Lahn, über den Mayn drängte, und ihre Eroberungen durch Deutschland bis an die Grenzen Böhmens ausdehnte, gänzlich geschlagen, zerstreut, und bis an den Niederrhein zurück getrieben. Dieß war das Werk des Erzherzogs Carl, welcher die Tapferkeit seiner Truppen durch Manövres unterstützte, welche einem Eugen Ehre gemacht haben würden!

Jourdan rechtfertigte in Paris sein Be-

tragen, trat vom Kriegsschauplatze ab, und kehrte nach Limoges, seiner Vaterstadt, in den Privatstand zurück. Hier lebte er in philosophischer Ruhe, bis er kurz darauf im Jahre 1797, zum Deputirten erwählt wurde, und als solcher im Rath der 500 seinen Sitz nahm. Auch auf diesem Posten zeigte sich Jourdan als einen treuen Anhänger des Direktoriums, und war immer der eifrigste Vertheidiger desjenigen Systems, zu welchem sich die Parthey der Regierung bekannte. Unter den Anträgen und Vorschlägen, welche er während dieser Zeit im Rathe der Fünfhunderte machte, ist jener der wichtigste, welchen er am 20. July 1798 über die Rekrutirung der Armeen durch eine militärische Conskription aller Bürger von 20 bis 25 Jahren dem Rathe vorlegte. Er ward nach verschiedenen Erörterungen angenommen, und am 18. August dekretirt. Folgende sind die Hauptpunkte desselben: 1. Jeder Franzos ist Soldat, und zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet. 2. Wenn erklärt wird, daß das Vaterland in Gefahr ist, sind alle Franzosen zu dessen Vertheidigung berufen. 3. Außer dem Falle der Gefahr des Vaterlandes, bildet sich die Landarmee durch freywillige Anwerbung, und durch Militär-Conskription. 4. Diejenigen Franzosen, welche sich in einem Alter

von 18 bis 30 Jahren, freywillig anwerben lassen wollen, werden in ein besonderes Verzeichniß eingetragen, das zu dem Ende von den Municipal-Verwaltungen gehalten werden soll. 5. Die Militär-Conskription begreift alle Franzosen, die im Stande sind Waffen zu tragen, von dem Alter von 20 Jahren angefangen, bis zum 26. Jahre u. s. w. Dieses Dekret wurde auch am 5. September im Rath der Alten bestättiget. Bald darauf in den ersten Tagen des Monaths Oktober nahm Jourdan im Rath der Fünfhunderte seine Dimission, und ging als General en Chef der Rhein- und Schweizer-Armee nach Mainz ab, wo er am 31. Oktober ankam.

Der General Jourdan ist ein Mann von ungefähr 40 Jahren, ernsthaft und zurückhaltend. Er besitzt das volle Zutrauen seiner Soldaten, und ist im Siege eben so bescheiden, als er standhaft im Mißgeschick war. Wenn er auf seiner ganzen militärischen Laufbahn einen Heldenmuth zeigte, der mit großen militärischen Talenten verbunden war, so sah man auch in allen seinen Handlungen viel Menschlichkeit hervor blicken. Nur die gänzliche Indisciplin, die bey seiner Armee im Jahr 1796 eingerissen war, veranlaßte

die Gräuelthaten, welche die Franzosen im fränkischen Kreise während ihres Rückzugs begingen; und Jourdan vermochte es nicht, die Bedrängten durch sein Ansehen vor der Wuth der Soldaten zu schützen.

---

# Beurnonville.

Wenn gleich manche öffentliche Handlungen dieses französischen Revolutions-Generals nicht das Gepräge der Größe zu tragen scheinen, so wird doch jeder Unbefangene seinen militärischen Talenten Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und er verdient daher meines Erachtens näher gekannt zu werden. — Von seiner Herkunft und von seinem frühern Leben wissen wir nur so viel, daß sein Geschlecht, wenn man diesen Umstand bemerken will, eins der ältesten, und daß er schon lange vor der Revolution in Kriegsdiensten war. Er hatte sich bis zum Generaladjutanten Luckners empor geschwungen, und dieser General hatte ihm sein Zutrauen in einem hohen Grade geschenkt; allein er wurde von diesem Posten durch die Lieblinge des Hofes verdrängt.

Er stieg nach und nach zum Marechal de Camp empor, und wohnte als solcher dem

Feldzuge vom Jahr 1792 unter Rochambeau und Luckner bey. Er kommandirte das Lager bey Maulde, und hier zeigte er seine Talente zum ersten Mahle. Dieses an sich gut gewählte Lager war doch deßhalb unhaltbar, weil man es nur mit ungefähr 4,000 Mann besetzt hatte, welche 10,000 Feinde gegen sich hatten. Beurnonville sah die Mißlichkeit seiner Lage ein, hütete sich aber, sie den Truppen merken zu lassen. Er versicherte sie vielmehr, daß man sie in ihrer Stellung gar nicht angreifen könne, und belebte ihren Muth dadurch, daß er sie unaufhörlich den kleinen Krieg gegen die Feinde machen ließ. Durch dieses Offensive schreckte er zugleich seinen Gegner, dem es leicht wurde, ihn aus dieser Stellung zu vertreiben, von einem Angriffe ab, indem er ihn glaubend machte, daß er stark genug sey, um sich mit ihm messen zu können.

Lafayetten haßte er, und so viel Ehrfurcht er für den alten Lucknar hatte; so war er doch sehr aufgebracht, daß er sein Komando vertauschte, und ihn den Befehlen Lafayettes aussetzte. Es war ihm daher sehr willkommen, daß der Letztere Frankreich verließ, und daß Dumouriez, welchen er liebte, das Kommando der Nordarmee bekam. Er behauptete das Lager bey Maulde lange: seine Gegner

thaten einige sehr heftige Angriffe auf dasselbe, aber immer trieb sie Beurnonville zurück. Dumouriez gibt ihm das Zeugniß, daß nicht leicht ein anderer General dieses Lager so lange gegen eine so große Uebermacht vertheidigt haben würde. Da indeß die Preußen Longwy eroberten, und von dieser Seite immer weitere Fortschritte machten, so gab man, um ihnen eine stärkere Macht entgegen stellen zu können, den Feinden lieber jene Gegend Preis, und Beurnonville erhielt Befehl, das Lager zu verlassen, sich nach Rhetel zurückzuziehen, und sich an die Hauptarmee anzuschliessen.

Er that dieses, ungeachtet ihm Schwierigkeiten von Seiten des Generals Moreton gemacht wurden. Am 1. September gieng er ab, und durch forcirte Märsche bewirkte er es, daß er schon am 13. desselben Monaths zu Rhetel eintraf. Aber hier sieht er sich außer Stand, zur Hauptarmee zu stossen. Theils ist er von den Feinden abgeschnitten, theils ist die Armee ohne Schuh, ein Bedürfniß, dem er zwar bald abhilft, das aber doch Verzögerung verursacht. Dumouriez muß das Lager von Grandpre räumen, ohne daß er ihm zu Hülfe kommen kann. Seine Soldaten brennen vor Ungeduld, sich mit dem Feinde zu messen; er gibt endlich ihren Wünschen

nach, und bringt sie glücklich zur Hauptarmee. Hier wohnte er dem Gefechte bey Valmy bey, das aber unentscheidend war.

Beurnonville erhielt bey dem Rückzuge der Preußen aus Frankreich den Auftrag, die letztern mit seiner Avantgarde bis über Conde hinaus zu verfolgen. Er that dieses mit viel Geschicklichkeit, machte viele Gefangene, und nahm eine große Menge Gepäcke weg. Gegen die Kranken, deren die Preußen bekanntlich eine große Anzahl mit sich nach Deutschland brachten, beobachteten seine Soldaten viele Menschlichkeit. Kurz darauf marschirte er bey einem entsetzlichen Wetter nach Flandern, zeigte sich vor Lille, und zwang durch seine Übermacht den Herzog von Sachsen-Teschen die Belagerung dieser Festung, die er seit einiger Zeit unternommen hatte, aufzuheben.

Bey Dumouriez's Einbruch in die Niederlande kommandirte Beurnonville anfänglich die Avantgarde; in der Folge aber und zwar bey der Schlacht bey Gemappe führte er den rechten Flügel der französischen Armee an. Der linke Flügel des Feindes, welchen er in dieser Schlacht vor sich hatte, stand auf einer Anhöhe, die das Dorf Cuesmes deckte, und die von fünf großen Redouten vertheidigt war. Verschiedene andere Redouten zo-

gen

gen sich längs der Fronte hin. Zwanzig Stück schweres Geschütz, viel Haubitzen, und viele Bataillonsstücke waren darinn so vertheilt, daß sie eine dreyfache Schutzwehr von Feuerschlünden bildeten. Bäume, Hohlwege und Häuser machten die Verschanzung noch furchtbarer. Beurnonville mußte die Schlacht eröffnen, und zuerst angreifen. Waren es die übeln Wege, die ihn hinderten, oder rührte es von einem Mißverstande her, — genug er griff weit später an, als er angreifen sollte, eine Verzögerung, die wenn sie auch keinen Einfluß auf die Schlacht selbst hatte, doch verursachte, daß die Sieger durch die einbrechende Nacht verhindert wurden, den Feind zu verfolgen.

Nachdem Custine den berüchtigten Einfall in Deutschland unternommen hatte, wurde er vom Convent zum Generalissimus der Rhein-Armee ernannt. Kellermann, als Kommandant der Moselarmee, hatte Anweisung, ihn zu unterstützen. Allein er zeigte wenig guten Willen, Custine zu gehorchen, und dieser letztere führte die bittersten Beschwerden gegen ihn. Kellermann wurde daher abgerufen, und Beurnonville erhielt das Commando der Moselarmee, welches er auch in der Mitte des Novembers übernahm.

Mit dieser Armee machte Beurnonville, im

der Absicht, Custine zu unterstützen, einen Versuch auf Trier. Er zog mit 35,000 Mann gegen diese Stadt; fand aber das österreichische Corps, das daselbst unter dem Fürsten von Hohenlohe stand, in so guter Bereitschaft ihn mit Nachdruck zu empfangen, daß er nicht traute, es anzugreifen. Er zog sich nach Saarburg zurück, und es kamen bittere Klagen aus jenen Gegenden, daß seine Armee sich Plünderung und zahllose Bedrückungen gegen die Einwohner der Orte, durch welche sie ihr Marsch führte, erlaubt habe. Daß Beurnonville dieses nicht hinderte, darüber wird man sich nicht wundern, wenn man bedenkt, daß es während des ganzen Kriegs keinem Generale, mochte sein Ansehen noch so groß seyn, gelungen ist, seine Soldaten, die sich nicht abgewöhnen konnten, Zügellosigkeit mit Freyheit zu verwechseln, die vielmehr durch ihre Siege übermüthig wurden, im Zaume zu halten.

Unterdeß wurde Custine's Lage immer kritischer, und was man vorher als Sache der Vorsicht ansah, das machte nunmehr der Drang der Umstände nothwendig. Man mußte dem Feinde eine Diversion machen, damit Custine Luft bekam. Beurnonville rückte aufs neue in der übelsten Witterung vor Trier, griff den Fürsten von Hohenlohe, der sich mit

18,000 Österreichern verschanzt hatte, an. Drey Mahl wiederholte er den Sturm und den Angriff, und drey Mahl wurde er zurückgeschlagen. Drey Tage später, am 9. Dezember, griff er die Verschanzungen mit einer starken Artillerie von neuem an, aber dieser Angriff blieb eben so fruchtlos. Noch nicht abgeschreckt, machte er einige Tage später einen neuen Versuch, und griff die braven österreichischen Truppen in ihren Schanzen bey Pellingen, ohnweit Trier an. Aber auch dießmahl wurde er geschlagen, und der Verlust, welchen er erlitten hatte, und der sich gewiß auf das Drittel seiner Armee belief, machte, daß er den Entschluß, den Feind aus seinen fürchterlichen Verschanzungen zu treiben, für immer aufgab, und den deutschen Boden verließ. Bey diesem Verluste konnte Beurnonville dennoch dem Konvente berichten, daß er bey seinem Sturme nichts, gar nichts verlohren habe, und daß einem einzigen Chasseur — der kleine Finger abgeschossen worden sey! In Frankreich nannte man diesen Bericht unverschämt, und noch im Jahr 1796 nahmen die französischen öffentlichen Blätter Anlaß, darüber zu spötteln. — Auf seinem Rückzuge verfolgte ihn der Fürst von Hohenlohe, und machte noch viele Gefangene. Die Folgen dieser Niederlage Beurnonvilles

waren von großer Bedeutung, und Dumouriez und Custine blieben von einander getrennt.

Während dem ging eine wichtige Veränderung in Ministerium vor. Pache, berüchtigt durch seinen Wankelmuth, hatte das Heft der kriegerischen Angelegenheiten geführt; er vertauschte es endlich mit der Mairie von Paris. Der Posten eines Kriegsministers war jetzt nichts weniger, als glänzend. Die Armeen mußten ins Ungeheure vermehrt werden, weil an alle Gränzen der Republik Feinde herbey gezogen kamen. Im vorigen Feldzuge war nur in den Wüsteneyen von Champagne und Belgien Blut geflossen, dießmahl waren auch die nordischen Nachbarn gereizt, und an den Pyrenäen mußte man eben sowohl, wie in Italien blutige Scenen erwarten. Es mußten neue Armeen aufgebracht und organisirt werden, während man mit den alten genug zu thun hatte, die alle Bande militärischer Ordnung und der Subordination zerbrochen hatten. Diese Armeen hatte man nicht versorgen können; sie waren ohne Kleider, ohne Lebensmittel, ohne Munition, ohne Geschütz, und es sollten neue mit Bedürfnissen errichtet werden. Dem neuen Kriegsminister stand also ein Riesenwerk bevor! —

In der Mitte des Februars 1793 wurde Beournonville mit 356 gegen 600 Stimmen zum Kriegsminister ernannt. Sein Vorgänger Pache, hatte viele Nachläßigkeiten und Ungereimtheiten begangen, welche Beurnonville wieder gut zu machen hatte. Dieser neue Minister ließ sich das Wohl der Armeen angelegener seyn, als Pache, und führte das aus, was ihm Dumouriez empfahl, theils weil er mit diesem in der freundschaftlichsten Verbindung lebte, theils weil er den Zustand der Armee, bey der er gewesen war, genau kannte, und gewiß wußte, daß ihm Dumouriez keine Unwahrheit berichtete.

Diese Periode der französischen Revolution und des durch sie bewirkten Kriegs, ist noch in ein großes Dunkel gehüllt, es scheint aber gewiß, daß Beurnonville sich nach und nach an die Bergparthey, deren Ansehen mit jedem Tage wuchs, angeschlossen habe, ob er gleich vielleicht nicht ein so großer Anhänger derselben war, als Dumouriez behauptet. Er sah sich auf einem schlüpferigen Posten, von Intriganten und Bösewichtern umgeben. Inzwischen hatten es die Jakobiner, um sich größern Einfluß bey den Armeen und den Flotten zu verschaffen, im Konvente durchgesetzt, daß so wohl dem See- als Kriegsminister sechs Adjunkten gegeben wurden, welche

größten Theils Kreaturen des Berges waren, und die Schritte der Minister genau beobachteten. Dieß bewog den Seeminister, und hernach auch dem mißvergnügten Beurnonville seine Dimission zu fordern. Letzterer bath am 11. März um seine Entlassung, und schrieb dem Convente: ich habe im vorigen Jahre 172 Gefechten beygewohnt, und bewiesen, daß ich besser gegen den Feind, als im Ministerium dienen kann. — Aber die Bergparthey, der Beurnonville unentbehrlich war, suchte ihn für sich zu gewinnen, und wählte ihn von neuem, Beurnonville fand seine Eitelkeit zu sehr dadurch geschmeichelt, als daß er bey seinem Vorsatz hätte beharren sollen; er blieb, und seit dieser Zeit näherte er sich den Jakobinern noch mehr.

Dumouriez und Beurnonville hatten immer in der größten Freundschaft gelebt; denn letzterer wurde durch die Vermittelung des erstern Marechal de Camp und Oberbefehlshaber der Moselarmee. Aber Dumouriez fing an bey den Jakobinern verdächtig zu werden, und von diesem Augenblicke entfernte er sich immer mehr von ihm. Dumouriez bemerkte dieses sehr wohl; gab aber dennoch in jedem Briefe, den er an ihn erlies, sein Mißvergnügen gegen die damahlige Regierung und

besonders gegen das Revolutions = Tribunal zu erkennen.

Am 30. März endlich stattete Camus im Wohlfahrtsausschusse dem Convent Bericht ab, und legte ihm ein Dekret desselben vor, den Kriegsminister Beurnonville nebst vier Convents-Deputirten zur Armee abzusenden, erstern, um den Zustand derselben zu untersuchen, und dem Convente zu berichten; letztere, um alle verdächtige Generale und Offiziere zu verhaften, und vor die Schranken zu bringen.

Am Abend des 2. Aprils langte Beurnonville mit den vier Deputirten im Lager des Dumouriez an. Er sieht ihn, und beym ersten Anblicke erwacht die Freundschaft wieder, die keineswegs zu Ende war, welcher nur die Zeitumstände Fesseln angelegt hatten. Er umarmt ihn mit Wärme, die jederzeit ihre Verbindung charakterisirt hatte. Er kann es nicht über sich selbst bringen, ihm das Unglück, das ihm bevor stand, zu nennen; er gibt ihm bloß zu verstehen, daß diese Deputirten ihm ein Dekret des Convents bekannt machen würden. Er kann sich nicht entschliessen, gegen seinen alten Freund zu sprechen, aber Furcht hält ihn gleich wohl ab, sein Vertheidiger zu seyn. Er bleibt stumm bey der ganzen ziemlich lebhaften Unterhaltung;

er hält es für Pflicht, dem Gesetze zu gehorchen, aber dieses Gesetz ist grausam, und kommt von Männern, deren Handlungsart ihn mit sich selbst uneins macht, ob er sie für Patrioten oder für Bösewichter halten soll. Unterdeß entfernen sich die Deputirten, um über Dumouriez Gegenerklärung zu rathschlagen, und der verkannte Beurnonville bleibt allein zurück. Er erhält bittere Vorwürfe, daß er Dumouriez keine Nachricht von den Vorfällen in Paris gegeben habe.

Dumouriez, der, so unwillig er auch gegen ihn war, doch immer noch seine Zuneigung gegen ihn nicht verläugnen konnte, thut ihm den Antrag, bey ihm zu bleiben, und das Kommando der Avantgarde wieder zu übernehmen. Beurnonville, der sich weder mit der herrschenden Parthey überwerfen, noch auch gegen seinen Freund undankbar seyn wollte, meynt den Vereinigungspunct getroffen zu haben, indem er dem General sagt: Ich weiß, daß ich meinen Feinden unterliegen werde; aber ich will auf meinem Posten sterben. Meine Lage ist schrecklich. Ich sehe, ihr Entschluß ist gefaßt, und sie werden ein verzweifeltes Mittel ergreifen. Ich bitte sie, mir das nehmliche Schicksal wiederfahren zu lassen, das sie den Deputirten bestimmt haben. — Zweifeln sie nicht dar-

an, erwiederte Dumouriez, ich glaube Ihnen dadurch einen Gefallen zu erweisen.

Damahls glaubte Dumouriez völlig, daß sich Beurnonville zur Parthey seiner Gegner geschlagen habe. Er hielt ihn für einen schwachen, und undankbaren Menschen. Er vertheidigt ihn aber in seinen Denkwürdigkeiten, und läßt ihm Gerechtigkeit wiederfahren. Unstreitig ist dieses Bekenntniß, das er von seinem Irrthume ablegt, gültiger als jede andere Rechtfertigung.

Es ist bekannt, daß Beurnonville nebst den vier Convents-Deputirten gefangen genommen und an Österreich überliefert wurde. Obgleich Dumouriez Betragen keineswegs zu billigen ist; so war doch diese Gefangenschaft, welche drey Jahre dauerte, zu seinem Glücke. — Er war von den Stürmen der Revolution entfernt, sahe nicht so viele seiner Kriegskameraden auf dem Blutgerüste sterben, und entging diesem grausamen Schicksale, das in der Zukunft höchst wahrscheinlich auch ihn getroffen hätte. Würklich führte auch Custine gleich nach seiner Gefangennehmung heftige Beschwerden über ihn, daß er ihn nehmlich mit der Moselarmee nicht gehörig unterstützt, und daß er den Mangel, der damahls bey der Rheinarmee herrschte, verursacht habe.

Im Jahr 1795 traf die französische Regierung Anstalten, Beurnonville nebst den vier erwähnten Convents-Deputirten und dem berüchtigten Drouet aus der Gefangenschaft zu befreyen; welches auch zu Anfang des Jahres 1796 erfolgte. Beurnonville kam in sein Vaterland zurück, fand das Robespierrische Mordsystem, durch jene glückliche Katastrophe, deren Haupturheber Tallien war, vernichtet, traf eine menschenfreundlichere Regierung und wurde von dieser mit der größten Auszeichnung aufgenommen.

Bald darauf wurde Moreau, als General en Chef zur Rheinarmee versetzt, und Beurnonville erhielt das Kommando über die Nordarmee, welche in Holland stand. Wenn er gleich keinen öffentlichen Feind zu bekämpfen hatte, so mußte er desto aufmerksamer auf die geheimen Feinde der neuen batavischen Verfassung seyn. Er mußte der französischen Republik Achtung verschaffen, damit die Bataver es nicht bereuten, die Freundschaft derselben erkauft zu haben. Der Unbefangene wird dem klugen Betragen dieses Generals gewiß Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Der König von Preußen ließ im Jahre 1796 ein beträchtliches Truppenkorps an die Grenzen Westphalens marschiren, welches die Stände des niedersächsischen und westphä-

lischen Kreises zu unterhalten sich anheischig machten. Die Batavier geriethen in Besorgniß, daß diese Truppen vielleicht bestimmt seyn möchten, in ihre Republik einzudringen, und die Statthalterswürde wieder herzustellen. Es wurde darauf in der batavischen Nationalversamlungm der Beschluß gefaßt, daß Beurnonville zugleich auch das Kommando über die holländische Armee führen solle. Er ließ zufolge dieser Vollmacht eine Linie ziehen, welche sich vom Helder bis zum Dollaert ausdehnte. Diese Armee, die an den Grenzen züsammengezogen worden ward, war indeß nur eine bloße Observationsarmee. Im August bereißte Beurnonville die ganze Linie, musterte die Truppen, und kehrte dann in sein Hauptquartier nach Utrecht zurück.

Während dieser Zeit fiel die denkwürdige große Schlacht bey Teiningen vor, in welchen Erzherzog Carl die Sambre- und Maasarmee aufs Haupt schlug, und mit unsäglichem Verluste bis in ihre Verschanzungen am Niederrheine zurücktrieb. Jourdan, ihr Oberbefehlshaber, wurde abgerufen, und Beurnonville wurde zugleich mit der Nordarmee und einem Theile der batavischen Truppen, welche die Überreste der Sambrearmee verstärken sollten, an den Niederrhein ge-

schickt. Beurnonville sollte sogar das Kommando über diese Armee erhalten, aber er lehnte es von sich ab, und bat, man möchte ihn auf seinem vorigen Posten, bey der Nordarmee lassen. Lange schien es, als verweigerte ihm die französische Regierung sein Gesuch, aber die Folge zeigte, daß er bloß das Interimskommando führte.

Beurnonville fand bey seiner Ankunft die Sambrearmee in einem Zustande, der über alle Beschreibung elend war. Ganze Regimenter waren zersprengt, und bis auf wenig Mann zusammen geschmolzen; die Soldaten hatten in Franken ein Capua gefunden; ansteckende Krankheiten herrschten unter ihnen; die Lazarethe waren voll von Verwundeten und Kranken; alle Disciplin, alle militärische Ordnung waren aufgelößt; die Soldaten schossen auf die Officiere, denen sie gehorchen sollten, und desertirten Haufenweise, theils zum Feinde, theils in das Innere Frankreichs. Feigheit und Zügellosigkeit waren an die Stelle des alten Muthes getreten, und bahnten dem Feinde, der die Fliehenden nicht aus den Augen ließ, den Weg zu immer neuen Siegen. Die französischen Officiere selbst waren größtentheils Verräther, die die Ausschweifungen der Soldaten in Schutz nahmen, weil diese

sonst als ihre eigenen Ankläger hätten auftreten können. Wie war dieser Ungebundenheit zu steuern? wie die Armee, von denen, die sie am meisten schändeten, zu säubern? wie sollte man mit solchen Soldaten einem siegreichen Feinde widerstehen? —

Es gehörte freylich Selbstüberwindung dazu, die großen Fehler, die Jourdan begangen hatte, gut zu machen. Beurnonville suchte zuerst dem Mangel, der bey der Armee eingerissen war, abzuhelfen. Er schickte Kouriere über Kouriere nach dem Haag, welche diesen Mangel mit den lebendigsten Farben mahlen, und sie dringend ersuchen mußten, demselben abzuhelfen. Die Nationalversammlung willfahrte ihm. Er schränkte den Krieg auf bloße Defensive ein, und erließ eine Proklamation an die Soldaten, worin er ihre Ausschweifungen tadelte, und sie zur Ordnung zurückrief. Die Divisionen, welche am meisten gelitten hatten, ließ er über den Rhein zurückgehen, theils um dem Feinde seine Schwäche zu verbergen, theils um die Desertion zu verhindern, und die Disciplin herzustellen. Er nahm mit der Nordarmee eine so vortheilhafte Stellung, daß es der Feind nicht wagen konnte, ihn anzugreifen.

Er selbst war äußerst wachsam, und bereißte seine Linie einmahl über das andere.

Diese Wachsamkeit war sehr nöthig, da die Feinde von Maynz aus eine Diversion machten, und sowohl das Elsaß, als die Gegenden an der Mosel bedrohten. Er stellte ihnen ein Corps entgegen, das nach vielen blutigen Gefechten endlich die Kommunikation mit der aus Bayern zurückretirirenden Moreau'schen Armee wieder öffnete. Ihm hat es Frankreich zu verdanken, daß die nordöstlichen Provinzen von einem feindlichen Einfalle verschont blieben, und daß die Sambre- und Maasarmee im folgenden Jahre in einem so furchtbaren Zustande auftreten konnte.

Aus allen Anstalten, die Beurnonville traf, hätte man schließen sollen, daß sein Aufenthalt bey der Armee von längerer Dauer seyn würde. Aber er hat nicht aufgehört das Directorium zu bestürmen, daß ihm sein altes Kommando wieder gegeben werden möchte. Und wirklich konnte Beurnonville wegen seiner durch eine lange Gefangenschaft zerrütteten Gesundheit das Kommando über die Sambre- und Maasarmee nicht führen. Er machte dieses in einer Addresse seinen Soldaten bekannt, worin er auch unter andern sagte: Ich dachte auf Mittel, wieder offensive zu agiren, und bat euch um Geduld und ausdauernde Entschlossenheit. Wenn ich

euch nicht glücklicher gemacht habe: so kommt es daher, weil ichs nicht konnte, und ihr seyd überzeugt, daß von mir alles mögliche geschehen ist. Nur Unsinnige können euch Vorwürfe machen. Ihr habt eure majestätische Linie, ihr habt die beyden wichtigen Übergangspässe von Düsseldorf und Neuwied behauptet, ihr habt einen klugen Manövrir-Krieg geführt, das heißt, ihr habt alles gethan, was nur am besten gethan werden konnte. —

Bemerkenswerth ist es, daß er zu Bonn, wo er sich hernach noch eine Zeitlang aufhielt, den Todestag des unglücklichen Ludwigs des XVI., das schauerliche Andenken des 21. Jäners, nicht feyern ließ. Er machte nun eine Reise nach Paris und kehrte dann zu Anfange des Jahrs 1797 auf seinen Posten, nach Holland zurück, die Sambrearmee aber bekam den General Hoche zu ihrem neuen Anführer.

Es ist bekannt, daß Beurnonville bald darauf von seinem Posten aus Holland zurückberufen wurde, wovon aber bis jetzt die Ursache unbekannt geblieben ist. Nach den letzten Nachrichten hat ihn jedoch das Direktorium wieder in öffentliche Dienste genommen, und ihn zum General-Inspekteur der Küsten-Armee gegen England ernannt.

Überhaupt ist es nicht zu läugnen, daß Beurnonville große militärische Eigenschaften besitze. Er versteht das Detail der Kriegskunst sehr wohl, und verbindet damit persönliche Tapferkeit, Standhaftigkeit, Wachsamkeit und Muth. Dumouriez nannte ihn den Ajax der Franzosen. Bey dem allen ist er mehr vorsichtig, als unternehmend und rasch, mehr zurückhaltend als kühn. Er zeigt sich daher besonders in der Defensive als einen Feldherrn, der in diesem Theile der Kriegskunst seine Geschicklichkeit am meisten erprobt hat. In der Offensive würde er vielleicht aus allzugroßer Behutsamkeit die besten Gelegenheiten unbenutzt lassen, und unbewundert bleiben. Wenn man ihm den Vorwurf der Prahlerey und des Stolzes mit Recht macht: so wird man seiner Staatsklugheit ebenfalls Gerechtigkeit wiederfahren lassen müssen. Beurnonville bleibt immer ein Mann, der während des Revolutionswesens, einige Flecken abgerechnet, mit großem Anstande auf der Schaubühne erschien.

---

# Luckner.

Dieser General, der bey allen seinen Mängeln doch auch bemerkt zu werden verdient, wurde im Jahr 1721 zu Cham in Bayern geboren. Wildheit, die sich schlechterdings keine Fesseln anlegen lassen wollte, Unternehmungsgeist, Leichtsinn charakterisirten ihn in seiner Jugend, und verleiteten ihn zu manchen Ausschweifungen. Er besuchte 1737 das Jesuitenkollegium zu Passau, bezeugte aber wenig Lust zu den Wissenschaften, und seine Ausgelassenheit bewirkte, daß ihm sowohl von seinen Lehrern, als von seinen Mitschülern der Name Libertinus, das ist, Wüstling, beygelegt wurde.

Luckner schien zum Soldaten geboren zu seyn, und es fehlte nur noch an Gelegenheit, seine Talente zu zeigen. Der siebenjährige Krieg verschaffte ihm dieselbe. Er trat in hannöverische Dienste, und kommandirte ein Korps leichter Truppen. Jetzt schien er ganz

in seiner Sphäre zu seyn. Unternehmend und kühn streifte er beständig mit seinen Soldaten vor der Hauptarmee her, er wußte dem Feinde den größten Schaden zuzufügen, und sich, wenn er von ihm bemerkt wurde, durch seine List aus der Schlinge zu ziehen. Seine Kühnheit verbunden mit seiner Bereicherungssucht machten, daß er keine Expedition für zu gewagt, keine Gefahr für zu groß hielt, und seine Rohheit, die durch Kunst seiner Erzieher hätte gemildert werden können, verleitete ihn zum Plündern, zu zahllosen Bedrückungen gegen die Einwohner, die so unglücklich waren, ihn als Feind in ihre Städte und Dörfer kommen zu sehen.

Luckner erwieß den Hannoveranern während des Kriegs große Dienste, und der Prinz Ferdinand, der ihn achtete, übertrug ihm oft sehr gefährliche Posten. Dem Feinde hatte er sich sehr furchtbar gemacht, obgleich auch dieser gezwungen war, seinen Muth und seine Klugheit zu bewundern. Besonders verbreiteten die Lucknerischen Husaren, wo sie hinkamen, Furcht und Schrecken. Dieß ging so weit, daß die sonst sehr kriegerische leichte Kavallerie der Franzosen, wie Augenzeugen versichern, jedesmal, wenn ihnen ein Trupp Lucknerischer Husaren aufstieß, und ihnen ihre weit größere Anzahl nicht im vor-

aus den Sieg zusicherte, die Flucht ergriff, ohne sich mit ihnen in ein Gefecht einzulassen.

Der Krieg war jetzt geendigt, und nun erfuhr Luckner eine Kränkung, die ihm äußerst schmerzlich war. Sein schönes Regiment wurde abgedankt. Luckner empfand so viel Verdruß darüber, daß er die hannöverischen Dienste verließ, und französische suchte. Frankreich, dessen Armee die Talente Luckners zu ihrem Nachtheil kennen gelernt hatte, glaubte, einen Mann, der ihm nun eben so viel nützen könnte, als er ihm geschadet hatte, nicht abweisen zu dürfen, und daher wurde ihm eine Generalsstelle bewilliget.

Hier fand sich lange keine Gelegenheit für Luckner, sich zu zeigen. Erst die Revolution, oder vielmehr der gegen Deutschland ausbrechende Krieg verschaffte sie ihm. Er wurde zugleich mit Rochambeau zum Marechal de France ernannt, und man setzte große Hoffnung auf ihn. Er fand, als er nach Paris reißte, sowohl in der Hauptstadt, als in den andern Städten, durch welche ihn sein Weg führte, eine Aufnahme, die den Erwartungen seines Ehrgeitzes entsprach. Alles war voll von seinem Lobe; man prieß ihn als die Stütze der neuen Constitution, man drängte sich meilenweit herzu, den grauen Krieger zu sehen, man erwartete von ihm Friedrichs

Thaten. — Diese Erwartungen aber wurden getäuscht. Rochambeau hatte sein Commando niedergelegt, und Luckner wurde zu seinem Nachfolger ernannt. Man glaubte, das Commando der Nordarmee keinen bessern Händen anvertrauen zu können, und wünschte sich Glück, dem Feinde einen so thätigen und erfahrnen General entgegen stellen zu können. Man berechnete aber nicht hierbey, daß Luckner nicht auf dem rechten Posten war, welches schon die einzelnen Züge, die wir so eben in seinem Charakter bemerkt haben, beweisen können.

Luckner hatte den Fehler an sich, in welchen alle Offiziere leicht fallen, wenn sich mit ihrem Stolze, gebieten zu können, und mit ihrem Eigensinne noch das Bestreben, ihren Diensteifer zu zeigen, verbindet. Er schimpfte in Paris auf die Unthätigkeit seines Vorgängers Rochambeau, und versprach das Versäumte sogleich wieder einzubringen. Er hielt anfänglich wirklich Wort. Er drang 22 Lieues weit nach Flandern vor, nöthigte die wenigen Österreicher, welche es deckten, zum Rückzuge und nahm die Städte Menin und Courtrai weg. Allein kaum war er auch in seinem Hauptquartier angekommen, so bereute er sein Unternehmen. Eben erfuhr er, daß Dumouriez seine Ministerstelle niedergelegt

habe, und nun schimpfte er auf ihn, und beklagte sich, daß er ihn in ein tolles Unternehmen verwickelt habe. Er hielt einen Kriegsrath, räumte die genommenen Städte, und zog sich, ohne einen Feind gesehen zu haben, in das Lager bey Valenciennes zurück.

Dieser Einfall trägt schon an sich ganz das Gepräge einer Husarenexpedition, wenn wir auch nicht hinzu setzten, daß Luckner eine Stunde vor dem Abmarsche, die Vorstädte von Courtrai, unter dem Vorwande, sich in dieser Stadt zu vertheidigen, abbrennen ließ. Dieser Zug zeigt ganz die Fühllosigkeit und Wildheit eines Freybeuters. Dumouriez bemerkt, daß dieser Rückzug das Werk seiner Adjutanten gewesen sey, die sämmtlich La Fayette ergeben waren, und den Marschall in ihr Interesse zu ziehen unablässig sich bemühten. Luckner war ohne alle Grundsätze. So lange Karl Lameth, Jarry und andere, die beständig um ihn waren, mit ihm sprachen, war er ganz auf ihrer Seite, so lange Dumouriez mit ihm redete, schimpfte er auf jene und war dieses Freund.

Luckner bekam nun das Kommando der Centralarmee, und das der Nordarmee erhielt Lafayette. Luckners Hauptquartier war jetzt in Metz. Hier schien sein kriegerischer Geist ganz gestorben zu seyn, denn er blieb,

so lange er das Kommando über diese Armee führte, völlig unthätig. Er sah zu, wie der Herzog von Braunschweig bey Longwy und Verdun nach Lothringen eindrang, ohne das geringste zu unternehmen; er ließ ihn nach Champagne vorrücken, ohne nur Miene zu machen, ihm Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Er konnte ihm in den Rücken und in die linke Flanke fallen, wozu ihn auch Dumouriez, der jetzt die Nordarmee kommandirte, aufforderte. Allein weder die Vorstellungen dieses Generals, noch die Befehle des Konvents konnten den stumpfen und verbrauchten General zum Aufbruche bewegen, und die Nordarmee allein mußte dem Feinde die Champagne streitig machen. Die Schuld lag theils an dem schlechten Zustande seiner Armee, der während seines Kommandos fortdauerte, theils an seiner Unfähigkeit, die durch sein hohes Alter noch vermehrt wurde, an der Spitze einer Armee zu stehen.

Der Konvent ließ ihn nach Paris kommen, nicht um ihm neue Beweise seines Zutrauens zu geben, sondern sich ihn vom Halse zu schaffen, eine Maßregel, welche der Konvent ergreifen mußte, wenn er wollte, daß seine Armee wirksamer gegen den Feind seyn, und ihn von der Hauptstadt, die wirklich in Gefahr war, abhalten sollte. Kellermann

war sein Nachfolger im Kommando über die Moselarmee. Die Girondeparthey, die damahls über alle Faktionen herrschte, hatte noch große Achtung gegen den grauen Krieger, auch glaubte sie, daß es Politik erfordere, ihn nicht ganz außer Wirksamkeit zu setzen, weil das Volk doch immer noch einiges Zutrauen auf ihn setzte, und es gefährlich schien, gegen dieses Vorurtheil zu verstoßen: er wurde nach Chalons versetzt, wo er die Aufsicht über die Truppen, die man daselbst zusammenbrachte, haben, und den beyden Generalen, die dabey agirten, mit Rath an die Hand gehen sollte, ohne deßhalb auch nur die mindeste Gewalt in Händen zu haben.

Schon dieses war eine große Beleidigung für den Marschall, ob sie gleich der Drang der Umstände nothwendig machte. Aber er sollte noch größere Kränkungen erfahren. Die neu angeworbenen Franzosen, die unter seiner Aufsicht organisirt werden sollten, spotteten sowohl seiner Befehle, als seiner Person; da es ihm an Kopf fehlte, und er das Französische sehr schlecht sprach: so konnte er es auch nicht dahin bringen, daß sie ihm gehorchten. Er wurde also unnütz, ja schädlich, denn er hinderte die Disciplinirung der Truppen, die man doch so nothwendig brauchte. Der Gedanke keinen

Einfluß mehr auf die Führung des Kriegs zu haben, und sein Kommando zu seiner Herabwürdigung einem andern übertragen zu sehen, war ihm unerträglich. Noch ertheilte er seinem Nachfolger Rathschläge, noch schickte er ihm Befehle zu, und Kellermann wurde dadurch abgehalten, sich mit Dumouriez zu vereinigen — eine Vereinigung, die doch das einzige Mittel war, die Preußen abzuhalten.

Die französische Regierung konnte unmöglich dieses länger ansehen; noch aber wollte sie nicht der angreifende Theil seyn. Sie wollte ihn unschädlich machen, ohne ihn alles Einflußes zu berauben; sie wollte ihn bewegen, den Schritt zu thun, welchen sie nicht gern zuerst thun wollte. Sie setzte ihm den Obersten Laclos an die Seite, ohne dessen Mitunterschrift er keinen Brief abschicken durfte. Dieses Verfahren war für Lucknern eine zu große Beschimpfung, als daß er gleichgültig dabey hätte seyn können. Er that, was man gewünscht hatte, er foderte seinen Abschied. Ohne Verzug ward er ihm gegeben. Sein jährlicher Gehalt von 36,000 Livres wurde ihm auch für die Zukunft als Pension bewilliget.

Luckner hatte Güter in Hollstein, auf die er sich hätte begeben können, allein er begab

sich in das Elsaß, um in dem Lande, von welchem er seine Pension zog, die wenigen Tage, die ihm noch übrig zu seyn schienen, zu verleben. Er bedurfte der Ruhe, aber eben diese Ruhe war ihm nicht gegönnt. Er hatte mit allen Pensionairs, Rentiers, u. a. das Schicksal gemein, daß seine Pension außen blieb, unterschied sich aber von ihnen dadurch, daß jene unter den damahligen Umständen es für rathsam hielten, sich in dasselbe zu ergeben, und zu schweigen, er hingegen sich laut beklagte. Geitz gehörte unter die Fehler Luckners, und dieser verleitete ihn, sich über alles, was ihn betreffen konnte, hinwegzusetzen, und nach Paris zu gehen, um die ihm ehemahls bewilligte Pension zu fordern. Jetzt herrschte die gemäßigte Gironde nicht mehr. Frankreich hatte sich unter die blutige Geisel Robespierres geschmiegt, und das war der Mann nicht, an welchen man eine solche Forderung, so berechtigt man auch dazu war, ungestraft thun durfte.

Es war im Oktober 1793, als er in Paris ankam. Robespierre ließ ihn verhaften, und traf sogleich Anstalten, ihm, den er als einen überflüßigen Kostgänger der Nation betrachtete, den Prozeß zu machen. Er wurde beschuldigt, während seines Kommandos mit den Feinden Frankreichs im Einverständniße

gelebt zu haben, und an demselben zum Verräther geworden zu seyn. Unter diesem wichtigen Vorwande wurde er zur Guillotine geführt, und hier blutete er am 3. Jäner 1794. Er starb mit den Worten: Ich 72jähriger Greis sterbe im Bewußtseyn meiner Unschuld! —

So endete der Mann, der in seinen jüngern Jahren Bewunderung einerntete, und der im Alter zwar seine Thatkraft, gewiß aber nicht seine Rechtschaffenheit verloren hatte. Es ist wahrscheinlich, daß er der Wuth Robespierres nicht zum Opfer gedient haben würde, wenn er sich bemüht hätte, so unbemerkt, wie Rochambeau zu leben.

# Charlotte Corday.

Die That dieses heldenmüthigen Mädchens mag uns überzeugen, daß der reine altgriechische und römische Patriotismus sich auch in unsern Tagen, sogar in einer weiblichen Seele, mit jenem männlichen Muthe und jener unerschütterlichen Standhaftigkeit verbinden kann, die wir in einem Leonidas, Mutius Scävola, Regulus, Cato, und andern Helden des Alterthums bewundern.

Nicht wenige Bewohner Frankreichs, selbst unter den heftigsten Republikanern, hielten den berüchtigten Marat für einen eben so gefährlichen Aufwiegler und Anstifter des Bürgerkriegs, als ihn die von ihm bekannt gewordenen Reden, Schriften und Thaten den Ausländern vorstellen.—Es entstand in den Monaten Juny und July 1793 eine große Gährung, hauptsächlich in denjenigen Departements, deren Deputirte man zu Paris auf eine so schimpfliche Weise behandelt, und ohne einmahl or-

deutliche Gründe anzugeben, in die Gefängnisse geworfen hatte. Diese Departements beschlossen, eine bewaffnete Macht zu errichten, und nach Paris zu schicken, um ihre Deputirten zu befreyen, und dem Despotismus der Marat'schen, oder der Parthey des Berges ein Ende zu machen. Vorzüglich waren die meisten Departements im ehemahligen Bretagne und der Normandie hierüber einverstanden, und die Stadt Caen, im Calvados-Departement, sollte der Mittelpunkt ihrer Vereinigung seyn. In dieser Stadt wurden Einschreibe-Register eröffnet, und auf der Stelle eilten viele tausend muthige Männer und feurige Jünglinge herbey, um sich zum Zuge gegen die Anarchisten einschreiben zu lassen.

Marie Anne Charlotte Corday, eine Jungfrau edler Herkunft, 25 Jahre, weniger 3 Monathe alt, aus Saturnin les Vignaux, in demselben Departement gebürtig, war Augenzeuge jener großen Auftritte. Nach dem allgemeinen Geständniß ihrer Freunde und Feinde, war sie ein Mädchen von ausgezeichneter Schönheit, das mit einem schlanken, prächtigen Wuchs einen majestätischen Anstand, der schon beym ersten Anblick eine gewisse Bewunderung, eine geheime Ehrfurcht für sie einflößte, verband; das eine

sorgfältige Erziehung genossen, von Kindheit auf einen außerordentlichen Verstand gezeigt, sich durch das Lesen der besten französischen Schriftsteller, besonders aber der alten Griechen und Römer, noch mehr ausgebildet hatte, und mit allem diesem eine Beharrlichkeit, Kaltblütigkeit und Entschlossenheit in allen Unternehmungen verknüpfte, wie man sie vereinigt nur selten bey Männern antrift.

Diese außerordentliche Person bebte vor dem Gedanken des nahen Bürgerkriegs, traurige Betrachtungen erfüllten ihre Seele über das ungewisse Schicksal so vieler wackern Jünglinge und biedern Männer; ihre Rührung stieg auf den höchsten Grad, und verwandelte sich in Wuth gegen die Urheber all des Unglücks, das ihr Geist voraus sah.— Lange schon war ein tiefer Unwille gegen den Unmenschen Marat bey ihr eingewurzelt, seine äußerste Thätigkeit, seine Wuth bey den letzten Auftritten mit den verhafteten Deputirten ließ sie diesen Mann als den Haupturheber aller Abscheulichkeiten betrachten. Sie glaubte, ihr Vaterland könne zu keiner festen Verfassung und innern Ruhe kommen, so lange dieser Friedensstöhrer seine Mordblätter schriebe, und den Blutdurst des Pöbels durch immer neue Aufhetzungen wider die redlichen aber gemäßigten Patrioten reizte.

Sie hielt sich, als Bürgerinn des Staats verpflichtet, die traurige Lage ihres Vaterlands nicht gleichgültig anzusehen, sondern zur Aufhebung der schrecklichen Anarchie, worinn es versunken war, und zur Rettung desselben von dem nahen gänzlichen Verderben, alles beyzutragen, was in ihren Kräften stünde. Der tägliche Anblick des unbeschreiblichen Elends aller Art, das sie um und neben sich sahe, und die noch schrecklichern Übel, die sich ihrem Blicke im Dunkeln der Zukunft darstellten, verringerten den Werth ihres Lebens in ihren Augen. Es kann nicht besser werden — dachte sie — als bis der Prediger des Wüthens und Mordens verstummet, bis Marat seine schwarze Seele aushauchet. —

Und so entschloß sich Charlotte Corday, der französischen Nation diesen Dienst zu leisten, das Ungeheuer zu tödten, und mit ihrem Leben das Glück so vieler Millionen Menschen zu erkaufen. Sie traf die dazu nöthigen Vorbereitungen mit vieler Klugheit; am 9. July 1793 ging sie von Caen ab, und zwey Tage nachher war sie in Paris. Sie miethete sich ein Zimmer, und sobald sie hier einige Stunden ausgeruhet hatte, suchte sie den Deputirten Duperret auf, um ihm ein Paket einzuhändigen, welches ihr der nach

Caen geflüchtete Deputirte Barbaroux mitgegeben hatte. Ein noch dabey befindliches Schreiben enthielt die Bitte an seinen Freund, die Angelegenheiten betreiben zu helfen, die ihm das Frauenzimmer bey dem Minister vom Innern zu haben versichert hatte. Duperret versprach, sie am folgenden Morgen zum Minister vom Innern zu begleiten. Er kam, ging mit ihr hin, aber der Minester war nicht zu sprechen, und nun unterblieb ein weiterer Besuch. Sie hatte hierauf mit Duperret eine lange Unterredung über die Angelegenheit ihres Vaterlandes, wobey sie die edelsten Gesinnungen zeigte, ohne jedoch über ihr Vorhaben das geringste merken zu lassen. Weil sie befürchtete, Duperret durch den Umgang mit ihr in der Folge einiger Gefahr auszusetzen, so suchte sie ihn auf alle Art noch vorher zur Abreise von Paris zu bewegen. Als sich aber Duperret durchaus nicht dazu bewegen ließ, so sagte sie: Sie machen einen dummen Streich — und verbat sich noch beym Abschiede seinen Besuch den folgenden Tag.

Dieser Tag — der 13. July — war zur Ausführung ihres Vorhabens bestimmt. Gegen 8 Uhr Morgens ging sie aus, und kaufte sich ein Messer, das sie mit der Scheide in ihren Busen steckte. Unmittelbar darauf

setzte sie sich in einen Fiakre und fuhr vor Marats Wohnung, der sich damahls krank ausgab. Die Magd, an welche sich Corday wendete, weigerte sich daher, sie vorzulassen. Auf diesen Fall schon vorbereitet, ließ sie einen Brief an Marat zurück, worinn sie ihn auf das dringendste bat, ihren Besuch anzunehmen, und fuhr wieder nach ihrer Wohnung. Als sie nach sieben Uhr Abends wieder kam, war die Magd eben so wenig, wie das erste Mahl, zu bewegen, sie vorzulassen; Charlotte sagte ihr aber: sie müsse ihn sprechen. Auch Marats Maitresse, die dazu kam, schlug ihre Bitte ab. Jene wollte sich aber durchaus nicht wieder abfertigen lassen, und beharrte auf ihrer Forderung. Marat saß gerade im Bade und hörte den Streit. Er rief seinen Leuten und befahl, das Frauenzimmer zu ihm zu führen. Marat fragte nach ihrem Namen, that dann auch verschiedene Fragen wegen der nach Caen geflüchteten Deputirten und der Verwalter des Calvados-Departements, und sagte endlich: Diese Rebellen werdens nicht lange mehr machen, ihre Köpfe werden im Kurzen unter der Guillotine fallen.

Bey diesen Worten zog Charlotte das Messer aus ihrem Busen hervor, und stieß es ihm mit solcher Gewalt ins Herz, daß er nach dem Ausruf: A moi, ma chere amie, à moi!

à moi! sogleich niedersank. Seine Maitresse war die erste, welche auf den Schrey herbeysprang, sie sah das Blut in Menge aus der Wunde strömen und hielt nun auf der Stelle die Mörderinn fest, die auch keine Miene machte, sich in Freyheit zu setzen. Auf den Lärm kamen auch die Nachbarn herbey, man eilte Marat zu Hülfe, noch waren seine Augen offen, und er warf noch einen Blick auf die Umstehenden, aber seine Zunge war schon gelähmt; man brachte ihn zu Bette, aber er war nicht mehr vermögend, nur ein Glied zu bewegen, nach wenigen Minuten verschied er.

Jetzt kamen auch Munizipalbeamte, und einige Mitglieder des Aufsichtsausschusses an, die auf der Stelle ein vorläufiges Verhör mit Corday anstellten. Sie antwortete auf alle Fragen mit einer Genauigkeit, und Geistesgegenwart, welche die Magistratspersonen und Umstehende ganz in Erstaunen setzte. Ein Commissär sagte ihr beyläufig ein paar Worte von der Guillotine, und — ein mitleidiges Lächeln war ihre ganze Antwort. Auch im Gefängniß, nach welchem sie gleich darauf gebracht wurde, zeigte sie eben dasselbe unbefangene Wesen, und eben dieselbe Seelengröße in allen ihren Handlungen und Reden. Gleich am Morgen nach Marats —

dieses verruchtesten aller Demagogen Galliens, — pompöser Beerdigung, also am 17. July, früh um 8 Uhr, ward sie vor das fürchterliche Revolutionstribunal geführt. Durch ihren Anstand, durch ihre unerschrockenen und kraftvollen Antworten erwarb sie sich auch hier den höchsten Grad der Bewunderung der Richter und Zuhörer. Sie unterbrach sogleich die Aussagen der Zeugen durch das freymüthige Geständniß der That, und beantwortete alle ihre vorgelegten Fragen, so deutlich, so genau und mit so vielem Verstande und selbst Witz, wo es schicklich war, daß alles in Erstaunen gesetzt wurde.

Nachdem nun Charlotte Corday alle ihre Aussagen bestätigte und unterschrieb, so erkannte das Gericht, nach der einstimmigen Meinung der Geschwornen, ihr die Todesstrafe zu, und Einziehung ihres Vermögens zum Besten der Republik. Sie hörte es mit so vieler Gelassenheit an, daß man auch nicht die geringste Veränderung auf ihrem Gesichte bemerken konnte.

Charlotte wurde, nach dem Ausspruche ihres Todesurtheils, wieder ins Gefängniß der Abtey zurückgeführt. Sie aß ein ganzes junges gebratenes Huhn zu Mittag. Jetzt trat der Scharfrichter ins Gefängniß, um dieses heldenmüthige Mädchen aufs Blutgerüst zu

führen, und Charlotte ging mit stillem Lächeln und heiterer Seelenruhe den schweren Gang zum Tode. Alle Strassen, durch welche sie geführt wurde, waren mit einer unzähligen Menge Menschen bedeckt, auf welche sie nur dann und wann einen gleichgültigen Blick warf. Selbst das unaufhörliche Auszischen und Schmähen des Pöbels war nicht vermögend, sie aus ihrer Fassung zu bringen. Ihr schönes Auge, ihr lächelnder Mund, kurz ihr ganzes holdes Angesicht zeigte den empfindenden Zuschauern das Bild einer unbeschreiblichen Sanftmuth.

Auch jetzt, da Charlotte das schauerliche Blutgerüst bestieg, veränderte sich ihre Miene nicht. Sie grüßte freundlich das umstehende Volk, das ihr zum Dank ein lautes Bravo zuschrie. Nur da überzog eine sanfte Röthe ihre schönen jungfräulichen Wangen, als sie Mantel und Halstuch von sich legen, und sich so den Blicken der Zuschauer bloß stellen mußte. Sie selbst legte noch ihren Kopf unter der fürchterlichen Maschine zurecht, und in einem Augenblick war das Haupt vom Körper getrennt.

So starb Marie Charlotte Corday mit dem Bewußtseyn, für die Millionen Unglücklicher zu sterben, die damahls in Frankreich unter dem Drucke der herrschenden Tyrannen seufz-

ten, und ihr Vaterland von einem seiner schlimmsten Feinde befreyet zu haben.

Jeder Unbefangene wird die reine Vaterlandsliebe, den männlichen Muth, und die feste Standhaftigkeit verehren, welche Marats edle Mörderinn bey ihrer That bewieß; aber die That selbst läßt sich mit der damahligen in Frankreich herrschenden Gesetzlosigkeit und Staatszerrüttung nur entschuldigen — nicht zur Nachahmung empfehlen.

# Angelika Franziska Roland.

Viele Frauenzimmer haben auf der französischen Revolutions-Bühne Rollen gespielt, allein keine auf eine so decente und edle Art, wie Madame Roland — die Madame Necker ausgenommen, welche allein mit ihr verglichen werden kann, die aber wegen ihres Alters und ihrer Erfahrung ihrem Manne weit nützlicher, wenn gleich minder reizend in ihrem Äußerlichen war. Alle übrigen, von Mamsel la Brousse, der Prophetinn des Karthäusers Don Gerle an, bis zu den Damen Stael, Condorcet, Pastoret, Caigny, Theroigne, u. s. w. haben die gemeine Rolle von Intrigantinnen oder von Tollhäuslerinnen gespielt.

Angelika Franziska war die Gemahlinn des unglücklichen Ministers Roland, welcher damals, als die Revolution ausbrach, Vorsteher der Posten zu Bourdeaux war, und seiner Tugenden und Fähigkeiten wegen beym

Volke damals allgemein geliebt und geachtet wurde. Nach dem Umsturze des Throns hatte sich Roland unglücklicherweise auf die Seite der Girondisten geschlagen. Angelika regierte gewissermassen Frankreich, im Namen ihres Mannes und der Brissotiner, deren Haupttriebfeder sie war. Man behauptet, sie habe öfters zu Brissot gesagt: wenn Sie Robespierren nicht über die Seite schaffen, so wird er Sie noch umbringen; aber ihre Warnung ward nicht geachtet.

Der Fall dieser Parthey zog auch den ihrigen nach sich. Als daher ihr Gemahl, dessen Arretirung beschlossen wurde, entfloh, so wurde sie festgenommen und nach der Conciergerie gebracht, weil man einmal glaubte, daß sie ihrem Gemahle in seinem Amte, und in seinen nachfolgenden Maaßregeln beygestanden habe. — Dümouriez sagt, sie habe sich zur Koryphäe einer Gesellschaft von Metaphysikern, Gelehrten, Conventsgliedern und Ministern aufgeworfen, die ihr alle Tage den Hof machten. Alle Freytag wäre bey ihr große Zusammenkunft gewesen, wobey die Politik der ganzen Woche ausgekramt, und der Plan auf die folgende entworfen wurde. Keine von den Frauen der andern Minister wurde zu diesen politischen Mysterien zugelassen. Sie sey die Haupttriebfeder der Bris-

sotiner gewesen — und deßhalb fürchtete sie Robespierre.

Anfangs wurde sie vom Revolutionstribunal losgesprochen, allein da dieß nicht in den Kram ihres Widersachers, des Robespierres, taugte, so führte man sie, troß der Freysprechung vom Tribunal ins Gefängniß nach St. Pelagie, und das zweyte Mal war die Jury des Tribunals gehorsamer, und verurtheilte sie zum Tode. Als man ihr das Todesurtheil vorlas, antwortete sie ihren Richtern bloß durch einen tiefen Knicks. Sie verrieth überhaupt in allen Verhören, und in ihrer letzten Todesstunde auf dem Blutgerüste am 5. Dezember 1793, die seltneste Standhaftigkeit und Gegenwart des Geistes.

In den Erzählungen eines Verhafteten aus dem Gefängnisse der Conciergerie ließt man folgende treffende Schilderung dieses unglücklichen Frauenzimmers.

Angelika Franziska Roland — heißt es darinn — kam in der Conciergerie an, und da sie wohl wußte, was für ein Schicksal ihrer warte, so war sie dennoch nicht im mindesten erschüttert. Ohne jung zu seyn — sie hatte 39 Jahre — war sie groß und schön gewachsen; ihre Gesichtsbildung war sehr geistreich; aber ihre Unglücksfälle und eine lange Verhaftung hatte einige Spuren von Melan-

cholie in ihrem Gesicht gelassen, welche ihre natürliche Lebhaftigkeit mäßigte. Sie hatte die Seele einer Republikanerinn in einem Körper, der den Stempel der Grazie und einer Art Hofbildung trug. In ihren großen schwarzen Augen voll Ausdruck und Sanftmuth, mahlte sich etwas mehr, als gewöhnlich in den Augen eines Weibes. Sie sprach öfters am Gitter mit dem Muthe eines großen Mannes; dann standen wir alle aufmerksam um sie her, bewunderten sie und staunten sie an. Ihre Unterhaltung war ernst, ohne kalt zu seyn; sie sprach nie von den kurz vorher hingerichteten Conventsgliedern, den Girondisten, als mit Ehrfurcht, aber ohne weibisches Mitleid; sie warf ihnen sogar vor, daß sie nicht kräftige Maßregeln genug ergriffen hätten, am gewöhnlichsten nannte sie sie ihre Freunde. Am häufigsten ließ sie den gewesenen Minister und gleichfalls verhafteten Claviere, der sich nachher selbst erstach, zu sich rufen, um sich mit ihm zu unterhalten.

Zuweilen sah man auch ihr Geschlecht die Oberhand behalten, und sie beym Andenken ihres Gatten und ihrer Tochter weinen. Diese Mischung von natürlicher Weichheit und Seelenstärke machten sie noch interessanter. Die Frauensperson, welche sie bediente, sagte mir einst, daß sie in unserer Gegenwart alle

ihre Kräfte zusammennehme, in ihrer Kammer aber oft drey Stunden lang, aus Fenster gelehnt, weine. Als sie zum Verhöre ging, sahen wir sie mit ihrer gewöhnlichen Festigkeit vorübergehen, sie kam wieder mit nassen Augen; man hatte sie so hart behandelt, und ihr Fragen vorgelegt, die ihre Ehre beleidigten, daß sie bey ihrem Unwillen selbst sich der Thränen nicht enthalten konnte. Am Tage ihrer Verurtheilung hatte sie sich weiß und mit Sorgfalt angekleidet, ihre langen schwarzen Haare hingen zerstreut bis auf den Gürtel; sie hätte das grausamste Herz erweichen müssen; nur jene Ungeheuer nicht. Sie kam zurück, und ging mit einer Freude ähnlicher Schnelligkeit durch das Vorgemach, indem sie durch ein Zeichen zu verstehen gab, daß sie zum Tode verurtheilt sey. Ein Mann, den dasselbe Schicksal erwartete, war ihr beygesellt: aber er hatte nicht denselben Muth. Sie wußte ihm aber denselben mit einer so sanften und ungezwungenen Fröhlichkeit einzuflößen, daß sie einigemal seinen Mund zum Lächeln brachte. Auf dem Richtplatze neigte sie sich gegen die Bildsäule der Freyheit mit Aussprechung dieser merkwürdigen Worte: O Freyheit, wie viel Verbrechen begeht man in deinem Namen! —

Die Natur hat in diesem seltnen Weibe

eine Menge Eigenschaften vereinigt, von denen man glauben sollte, daß eine die andere ausschließen müßte. Weibliche Zartheit mit männlichem Muthe, Weichheit des Herzens mit unbiegsamer Festigkeit des Charakters, Tiefsinn und Geschmack an ernster Wissenschaft mit der Verstandesleichtigkeit einer liebeswürdigen Französinn, und alle Talente der sich ganz hingebenden Geselligkeit unter einem verdorbenen Volke, mit aller Zucht der strengsten Sittlichkeit. Ihre Tugend war in den Augen der Tyrannen ihr Verbrechen. Durch Zufall und Neigung mit Männern verbunden, die als öffentliche Beamte die Sache der Grundsätze und der Menschlichkeit, gegen Willkühr und Barbarey vertheidigten, hatte sie, durch Beyfall und Aufmunterung, an diesem glorreichen und gefahrvollen Kampf Antheil genommen, und weder ihre Grundsätze, noch ihre Freunde verläugnet, nachdem diese als Opfer der Tyranney gefallen waren.

Sie erschien vor ihren Richtern mit einer Ruhe, als rechnete sie sicher darauf, freygesprochen zu werden, und ging zum Tode mit einer Freudigkeit, als wäre das Verdammungsurtheil ihr sehnlicher Wunsch gewesen. Die große weibliche Seele hatte sich durch eigene Kraft zu einer solchen Höhe geschwun-

gen, daß sie über alle Furcht und Hoffnung dieser Welt erhaben war.

Ihr Gemahl wanderte eine Weile unstät und flüchtig in Bretagne umher; die Nachricht von dem Tode seiner Gemahlinn schlug ihn aber vollends nieder, er wollte nun nicht mehr leben, und endigte sein Daseyn durch einen Pistolenschuß. Sein entseelter Leichnam wurde unweit einer Landstraße gefunden, und erkannt. Roland war ein heller vorurtheilsfreyer Kopf, geübter Denker, in der alten und neuen Litteratur bewandert, trefflicher Geschäftsmann, liebenswürdiger Hausvater, von großer Einfalt der Sitten. Er war ungefähr 60 Jahre alt, als er sein Leben endigte, lang, hager, von freundlichem Ansehen und blasser Farbe. Sein Anzug war äußerst simpel, und sein graues Haar hing frey um die Schulter. —

Angelika Franziska Roland hat eine Schrift hinterlassen, die den Titel führet: Appel a l'impartiale posterité, par la citoyenne Roland, femme du ministre de l'interieur. — Der erste Theil enthält Nachrichten, die sie während ihres Aufenthalts in den Gefängnissen der Abtey und St. Pelagie geschrieben hat. Der Herausgeber sagt, diese Schrift sey das einzige Eigenthum, das Eudora, die geliebte einzige Tochter Ro-

lands besitze. Ein junges Mädchen, setzt er hinzu, von einer reizenden Gestalt, in der man schon die Grazie der Mutter entdeckt, und von Anlagen des Herzens, die alle ihre Tugenden zu versprechen scheinen. —

Ich kann nicht umhin meinen Lesern die letzten Worte hierher zu setzen, mit welchen diese treffliche Frau ihren Appel à la postérité schließt. Sie sagt:

Mein letztes Lebewohl dir mein Kind, euch mein Gemahl, meine liebe Wärterinn, meine Freunde! Dir! Sonne, deren glänzende Strahlen Heiterkeit in meine Seele verbreiteten, und sie zum Himmel hinaufriefen! Euch! einsame Gefilde, deren Anblick mich so oft rührte; ländliche Bewohner von Thezeu, die ihr meine Gegenwart segnetet, deren Schweiß ich trocknete, deren Elend ich versüßte und die ich in Krankheiten pflegte! Auch dir! ruhige Kammer, in der ich meinen Geist mit Wahrheit nährte, meine Einbildungskraft durch ernsthafte Beschäftigung zügelte, und in der schweigenden Ruhe des Nachdenkens meine Sinnen beherrschen, und die Eitelkeit verachten lernte. —

# Barrere.

Bertrand Barrere von Vieux-Sac, dessen ruhmredige und glänzende Berichte, welche er besonders über die Kriegsvorfälle im Nahmen des damahligen Wohlfarthsausschusses im Convent abstattete, die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen haben— war vor der Revolution Parlaments-Advokat in Toulouse. Seine Lieblings-Studien waren damahls Geschichte und Politik; und in seiner Lobrede auf Ludwig den XII. den Vater des Volks, zeigte er sich als einen Mann von vielen Talenten. —

Im Jahr 1789 wurde er zum Deputirten der konstituirenden Versammlung gewählt. Hier zeichnete er sich besonders durch sein Zeitblatt aus, welches er unter dem Titel: le Point du Jour heraus gab. Auch hatte er einigen Antheil an den patriotischen Annalen, von welchen der bekannte Mirabeau Redakteur war. In der Folge wurde er Mit-

glied des National-Convents, und bewirkte hier unter andern vorzüglich das Gesetz: daß kein Deputirter drey Mahl nach einander sollte gewählt werden dürfen. Als der Sieg zwischen den beyden politischen Partheyen, den Jakobinern und den Feuillants, noch wankte, war er mehr von der Parthey der letztern. Aber seit dem 10. August 1792, da der Sieg der Jakobiner über das Königthum und die Feuillants entschieden war, wurde er einer der eifrigsten Jakobiner.

In dem Prozesse gegen den unglücklichen Monarchen Ludwig den XVI. stimmte Barrere nicht nur für dessen Tod, sondern forderte auch noch die Verbannung aller Bourbonen; er, der nur noch vor kurzer Zeit so stark in das Interesse der Orleanischen Parthey verflochten war. Indeß zeigte er bey mehrern Gelegenheiten, daß mehr Mangel an Kraft fürs Gute, als eigentlich schwarze, tiefe Bosheit des Herzens ihn in der Folge zu einem der Hauptgehülfen des Tyrannen Robespierre, und wie der Deputirte Freron eben so witzig als wahr sagte, zum Anakreon der Guillotine machte.

So lange in dem Convent der Kampf zwischen der Gironde und dem Berge noch zweifelhaft war, hielt sich Barrere so künstlich auf der Spitze, daß er, wie ein zweyter

Janus, jeder Parthey das Gesicht zuwandte, um dann erst, wenn der entscheidende Schlag erfolgt seyn würde, sich an den Sieger fest zu klammern. Er trat Anfangs mit mehrern Vorschlägen auf, die von seiner Mässigung zeigten. So forderte er die Bestrafung der Mörder vom 2. September 1792; er erklärte sich gegen die nächtlichen Hausdurchsuchungen, gegen die von den Jakobinern betriebene Vereinigung der Linientruppen mit den Freywilligen, gegen die Plünderung der Kramladen und dergl. Auch war er für den von Condorcet verfaßten Entwurf einer republikanischen Constitution, der nachher durch jenes wilde Impromtu von Herault-Sechelles und St. Just verdrängt wurde.

Selbst in derjenigen fürchterlichen Epoche am 31. May 1793, da der Berg in einem Sturme, den er erregte, die Häupter der Gironde niederschlug, und den Grund zu der darauf erfolgten blutigen Schreckens-Regierung legte, machte Barrere die Miene, als wolle er den Gang dieser Revolution hemmen. Denn als überall um den Saal des National-Convents Kanonen drohten, Picken und Bajonette starrten, trug er darauf an, daß der Convent dem Volke seine Repräsentanten zeigen möchte. — Sklaven — sagte

er — können nicht Gesetze für ein freyes Volk machen! —

Wirklich folgte auch der Convent diesem pathetischen Aufrufe des Barrere. Als ihm aber der scheußliche Marat, der jetzt sein Projekt verfehlt glaubte, die Spitze bot, so rieth nun Barrere den Girondisten ihre Stellen als Deputirte freywillig nieder zu legen. Dem ungeachtet blieben sie auf ihren Plätzen, bis endlich am 2. Juny die Jakobiner den vollständigsten Sieg über sie erhielten. Brissot, Vergniaux, Guadet, Gensonne und andere Häupter der Girande wurden arretirt, und mußten nach fünf Monaten unter dem Beile der Guillotine bluten.

Seit diesem Untergange der Gironde-Parthey fängt eigentlich erst Barreres Celebrität an. Er sah nun die Würfel liegen, und zeigte sich ganz als Barrere, das heißt, als einen allfarbigen Chamäleon. In der Addresse an das Volk, die er über den 31. May verfaßte, sagte er unter andern: ein Gesetzgeber muß nicht die Ursachen der Revolution untersuchen; er muß sie nützen, wie ihr es mit der vom 10. August gethan habt, um die Republik zu gründen. —

Mord und Plünderung stand jetzt in Frankreich an der Tages-Ordnung. Die ungeheure Schreckens-Regierung nahm ihren Anfang,

deren

deren Organ der Wohlfarths-Ausschuß war. Daß Robespierre das Haupt dieses Blut-Conseils, und Barrere die Zunge desselben gewesen sey, werde ich meinen Lesern nicht erst sagen dürfen. Seit dem 6. April 1793 als dieser Wohlfarths- und Sicherheits-Ausschuß errichtet wurde, bis in den September 1794, war Barrere und zwar unter allen er allein, ununterbrochen ein Mitglied desselben. Er war gewöhnlich der Verfasser der Addressen an die Armeen, oder an das Volk, und der Berichtserstatter über die Kriegsvorfälle.

In der Verfassung solcher Berichte war seine Phraseologie unerschöpflich reich; und nur dann schien sie noch glänzender, wenn er von der Guillotine sprach. Da die Hinrichtungen immer mit der Confiskation des Vermögens der Hingerichteten verbunden waren, so pflegte immer dieser entsetzliche Witzling, wenn ein Mordfest vorfiel, scherzweise zu sagen: Man schlägt Münze auf dem Revolutionsplatze!

Das Idol Barreres, dieses feigen Schmeichlers, war Robespierre; ihn nannte er den Riesen der Revolution. Mein Geist — sagte er einst — staunt bewundernd an dem seinigen hinauf. — Doch war es eben dieser Tacitus des modernen Nero, der am 27.

July 1794, da der muthige Tallien Robespierren der Tyranney anklagte, sobald er den Convent ihm beyfallen sah, selbst auch den Dolch seiner stets dem Stärkern feilen Beredsamkeit gegen seinen nieder stürzenden Götzen zückte, und so fort eine Addresse über den 9. Thermidor verfaßte, wie einst über den 31. May.

Aber der Fall des Haupttyrannen, wodurch in Frankreich wieder Gedanken- und Preßfreyheit hergestellt worden war, konnte nicht anders, als früher oder später, auch den seiner Gehilfen nach sich ziehen. — Es war in der That komisch zu sehen, wie schlau Barrere nach und nach sich ganz in die Formen des 9. Thermidors einzuschmiegen suchte. Indeß war selbst schon der Contrast zwischen seinem ehmahligen Betragen und seinem jetzigen, der so ganz veränderte Schnitt seiner Ideen und seiner Berichte, hinlängliche Erinnerung an den Barrere des alten Wohlfarths-Ausschusses. Wenn der Mann, der kaum noch von nichts, als von Revolution gesprochen hatte, nun plötzlich auf die Endigung des revolutionairen Zustandes, auf augenblickliche, Einführung der Constitution von 1793 drang so staunte man nicht, denn man kannte die Veränderlichkeit dieses allfärbigen Chamäleons; man zörnte mehr darüber.

Am 30. August 1794 erhob sich zuerst Lecointre von Versailles gegen Barrere, Billaud-Varennes, und Collots Herbois vom alten Wohlfarthsausschuße, und gegen Vadier, Amar, Voulland, vom alten Sicherheits-Ausschusse; aber er glich einem Kanonier, der losbrennt, ehe das Stück noch seine volle Ladung hat. Einen desto zerreißendern Wiedersacher fanden sie, und ganz vorzüglich Barrere, an dem Volksredner Freron. Bald entschied sich die öffentliche Meinung so laut gegen sie, daß der Convent eine eigene Commission von 20 Mitgliedern zur Untersuchung ihres Betragens niedersetzte. Der am 2. März 1795 von dieser Commission erstattete Bericht hatte die Folge, daß die drey großen Verbrecher — das war von nun an der Collectiv-Name von Barrere, Billaud-Varennes, und Collot-Herbois — sogleich als der Anklage schuldig, arretirt wurden.

Aber die noch übrigen Jakobiner in und außer dem Convent bewegten Himmel und Erde, um diese ihre Coryphäen zu retten. Ihr Proceß gewann eine scandalöse Weitläuftigkeit. — Barrere verstand es meisterhaft, mit der Kette, womit man ihn erdroßeln wollte, den größten Theil des Convents zu umschlingen. Zweymal, den 1. April und am 20. May, wurden zu Gunsten der gro-

ßen Verbrecher und des Jakobinismus, deßen Wiederaufleben an ihre Befreyung festgeknüpft schien, von ihren Anhängern, den Terroristen, Empörungen, selbst Bestürmungen des National-Convents gewagt, und so furchtbar, so arglistig kombinirt, daß dieser letztere, schon zwischen Seyn und Nichtseyn wankte. Doch beydemale siegte der bessere Genius der Republik.

Bey Gelegenheit des ersten Aufruhrs wurden Barrere, Billaud = Varennes und Collot d'Herbois den 3. April nach Oleron abgeführt, um von da nach Cayenne transportirt zu werden; und bey dem zweyten beschloß der Convent, daß sie vor das peinliche Gericht der niedern Charente, in Rochefort, gebracht werden sollten, um von solchem gerichtet zu werden. Aber Collot d'Herbois und Billaud-Varennes waren schon nach ihrer weitern Bestimmung abgesegelt, nur Barrere hatte, da sein Schiff noch nicht segelfertig war, den Wind versäumt. Bey dieser Gelegenheit sagte Mathieu: dieß ist das erste Mal, daß Barrere nicht dem Winde folgte.—

Barrere wurde darauf in das Gefängniß nach Saintes gebracht, aus welchem er aber, und wie es scheint, mit einiger Begünstigung von Seiten des Direktoriums in

Paris, glücklich entschlüpft ist. Im Jahre 1797 wurde er zwar wieder zum Deputirten des Raths der Fünfhundert gewählt, aber eine Commission, welche auf Einrathen des Direktoriums zur Untersuchung der Wahlen niedergesetzt wurde, erklärte die Wahl desselben für ungültig. Von seinem gegenwärtigen Schicksale weiß man nach den neuesten Nachrichten nur so viel, daß er sich jetzt in dem Departement der Pyrenäen, einer Provinz, in welcher er gebohren wurde, aufhalte, wo er erst kürzlich zwey Volksschriften herausgab, unter dem Titel: Montesquieu peint d'apres ses ouvrages, und de la Pensée du Gouvernement. —

Gegenwärtig hat Barrere ein Alter von 41 Jahren erreicht; er besitzt eine schöne Gestalt, ist regelmäßig, ziemlich groß gebaut, hat einnehmende, feine Manieren, und ist ein angenehmer Gesellschafter. Er ist Dichter, und war vor der Revolution, wie ihn Dumouriez schildert, sanft und liebenswürdig. Erst im Convent als Deputierter schloß sich sein Charakter näher auf, und die Feigheit, die der Grundzug desselben war, mischte sich in schnellen Aufstuffungen mit immer mehr Grausamkeit. Nichts bezeichnet ihn treffender, als das Wort des Witzlings Champfort: Er ist doch ein braver Mann,

der Barrere; er hilft immer den Stärkern! — Als Berichtserstatter des Robespierrischen Wohlfarths-Ausschusses war seine Lieblings-Phrase: nur die Todten erscheinen nicht mehr. Die Gewohnheit, von nichts als Blut zu sprechen, nichts als Tod zu gebiethen, machte den Dichter so abgestumpft für menschliches Mitleid, wie den verhärtetesten Criminalrichter. Nur spielte das poetische Feuer seiner Phantasie noch in manchen ungeheuern Ideen fort, die er mit unter bey dem blinkenden Pokal äußerte. Man muß — sagte er einst — alle Bibliotheken verbrennen, was bedarf man weiter, als die Geschichte der Revolution und Gesetze? Brächen nicht zu gewissen Epochen große Feuersbrünste aus, so würde die Welt bald nur eine Papierwelt seyn. Ein andermal, indem er auf das unermeßliche Paris hinsah, sagte er: Es ist zu groß, es stößt zu viel Blut ins Herz. Weißt du wohl, daß Neros Idee, da er Rom abbrannte, um es wieder neu aufzubauen, eine wahrhaft revolutionaire Idee war? —

# Brissot.

Der durch die französische Revolution so bekannte Johann Peter Brissot, de Warwille, wurde den 14. Jäner im Jahre 1754. in der nähmlichen Stadt wie Pethion, zu Beauce gebohren. Sein Vater war hier Gastwirth und da er sich mit diesem Gewerbe einiges Vermögen erwarb, so erhielt Brissot, nebst seinen Brüdern und Schwestern eine gute Erziehung.

Sein erster Ausflug war zu einem Procurator, wo er fünf Jahre arbeitete. Da er aber keine Hoffnung hatte, in dieser Carriere sein Glück zu machen, so ging er nachher wieder davon ab, und legte sich ganz auf die Litteratur, vorzüglich auf die englische. Er schrieb mehrere vortreffliche Werke über die Criminal-Gesetzgebung, zu gleicher Zeit regte sich ein großer Ehrgeitz bey ihm, mit welchem sich Eitelkeit und Verschwendung verband. Sein Vater hatte zu Guarville, einem Dorfe bey Beauce, ein Bauerngut; er schrieb sich, mit

einer kleinen Verwandlung dieses Namens, Brissot de Warwille; wahrscheinlich weil es zum guten Tone gehörte, von irgend einer Besitzung den Namen zu führen, wiewohl er selbst sagt, es sey aus Anglomanie geschehen.

Diese beyden Leidenschaften Ehrgeitz und Verschwendung, haben ihn immer mehr beherrscht, und endlich die Oberhand über das Gute behalten, das man ihm gewiß nicht absprechen kann. Er schrieb das bekannte Buch de la verité — Betrachtungen über die Mittel, in allen menschlichen Kenntnissen zur Wahrheit zu gelangen, wodurch er sich den Natur-Schwärmern, den Freunden geheimer Kenntnisse, sehr empfahl. Ein Klub solcher Menschen unterstützte ihn zu einer Reise nach England, um dort gemeinschaftlich mit den Brüdern eine allgemeine Correspondenz über das, was das Glück der Menschen und der Gesellschaft betrift, heraus zu geben.

Vorher aber noch, nähmlich im Jahr 1782, ging er deshalb nach Genf, wo alles im Aufruhr war, und wo sich Brissot mit dem, in der französischen Revolutions-Geschichte gleichfalls bekannt gewordnen Claviere verband. Von da reißte Brissot nach Neufchatel. In London gab er nicht nur diese Correspondenz heraus, und schrieb einige Artikel in dem Curier de Londres, sondern verfaßte auch noch

andere Schriften; unter andern seine Abhandlung über die Kriminal-Gesetze, und seine philosophische Bibliothek der peinlichen Gesetzgebung. Zu gleicher Zeit war er sehr derangirt, und da er nicht Stärke der Seele genug besaß, sich einzuschränken, so blieb ihm nichts übrig, als seine Zuflucht zu Betrügereyen zu nehmen, zu welcher Art von Geschäften er ein entscheidendes Talent besessen haben soll.

Im Jahr 1784 kehrte Brissot, nach dem Tode seines Vaters, nach Paris zurück, wo man ihn im Monath Juny in die Bastille warf, weil er eine Brochüre wider die Regierung geschrieben hatte. Er wurde jedoch bald wieder aus derselben befreyt, und machte jetzt von neuem den Schrifrsteller. Im Jahr 1787 schrieb er mit Claviere, das schätzbare Werk über Frankreichs Handelsverhältnisse mit den Nord-Amerikanischen Freystaaten, und deren Verfassung, welches mit großem Beyfall anfgenommen wurde.

Bald darauf brachte ihn Claviere in die Dienste des Herzogs von Orleans. Hier schrieb er die merkwürdige Brochüre: kein Bankerott! wegen welcher ihn der Minister Brienne aufs neue in die Bastille werfen lassen wollte, welches aber Brissot noch zeitlich erfuhr, nach Holland entfloh, und hier den Ent-

schluß faßte, sein Leben in Amerika zu beschliessen. Die emigrirten Genfer hatten die Idee, sich in Nordamerika anzukaufen, und gaben ihm daher Aufträge mit dahin. Er wurde vom Generale Washington sehr gütig aufgenommen, der ihm schon früher, während er sich noch in England aufhielt, durch die vortrefliche Madam Graham einen Einladungsbrief zustellen ließ. Amerika wurde dem Brissot so werth, daß er bis zu dem Tage seiner ungerechten Hinrichtung wünschte, der Sohn eines amerikanischen Bauern zu seyn. Seine Reise durch die Nordamerikanischen Freystaaten, die er bald nachher beschrieb, ist allgemein bekannt.

Allein im Jahr 1789 kehrte er schon wieder nach Frankreich zurück und schrieb. Als bald darauf die Revolution ausbrach, suchte er Ehrenstellen. Er hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen; indeß gelang es ihm, wie Manuel, mit dem er sich auf das Engste verband, wiewohl nicht gleich vom Anfange. Er hatte die Freude sich zum Deputirten für die zweyte legislative National-Versammlung von der Stadt Paris gewählt zu sehen. Brissots täuschende Beredsamkeit erregte von seiner Moralität die höchste Meinung; alles schien aus seinem Herzen zu kommen. Der Jakobiner Klub hatte das größte Vertrauen

in ihn, da er sich für einen Gegner der Feuillants, das heißt desjenigen politischen Klubs erklärte, die den Grundsätzen der gemäßigten Monarchie getreu, Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten wollten.

Bekanntermaßen ward Brissot bald eines der Häupter der Gironde — einer Parthey, welche durch gründliche Kenntnisse und einnehmende Beredsamkeit, die man bey ihnen bewunderte, anfänglich ein bedeutendes Übergewicht über die Jakobiner hatte. Die Girondisten — welche deswegen so genannt wurden, weil die Majorität derselben aus den Deputirten des Departements der Gironde bestand, — wollten die Regierung der Republik auf einen festen Punkt bringen, und die Verwaltung, wo möglich selbst übernehmen; die Jakobiner hingegen wünschten alles erst recht zu verwirren, um sich ansehnlich zu bereichern, und dann dem Volk ein Schattenbild einer reinen Demokratie aufzudringen. Nach dem Beytritte Brissots soll diese Faction wider die Einheit und Untheilbarkeit der französischen Republik gearbeitet, und dieselbe zerstückeln und in mehrere unabhängige Republiken haben theilen wollen.

So wie sich nun Brissot dadurch den Haß der sogenannten Bergparthey zuzog, so wurde er mit seinen Anhängern von derselben,

besonders seit dem Processe des Königs, bey welchem er sich für die Appellation desselben an das Volk erklärte, geheimer Absichten gegen das Interesse der Nation beschuldigt. Die Gironde hatte lange die Oberhand, und behauptete sich, als sie schon zu sinken anfing, noch immer mit vieler Kraft. Endlich fiel sie durch die Revolution vom 31. May 1793, und mit ihr Brissot. Er wurde, freilich ohne alle Beweise, wegen eines Antheils an der Coalition der fremden Mächte gegen Frankreich, und eines noch weit gefährlichern Einverständnisses mit Manuel zum Verderben seines Vaterlandes angeklagt. Er floh, wurde aber auf der Flucht arretirt, und starb den 31. Oktober 1793 unter der Guillotine.

Brissot hatte einen schlanken, zarten Körperbau, und war blaß im Gesicht. Bey einem einfachen Anzug, behielt er auch immer seine alte Einfalt der Sitten bey. Er war gewiß nicht zum Bösewicht geboren, so wenig als Barrere, mit welchem er in vieler Rücksicht Ähnlichkeit hat, nur daß er mehr Moralität, mehr Größe und Consistenz des Charakters besaß. Beyde geben einen traurigen Beweis ab, wie weit ein Mann von Geist und von Natur nicht schlechtem Herzen geführt werden könne, wenn er sich mit Privatleidenschaften in kritische Lagen wagt! —

# Rousseau.

Johann Jakob Rousseau gehört unter die großen Männer, die der Natur so selten gelingen. Er hat an Außerordentlichkeit jeden seiner Zeitgenossen, und vielleicht auch die meisten Menschen übertroffen, welche vor ihm gelebt haben. Wer sollte nicht das Andenken dieses liebenswürdigen Sonderlings, des größten und ausgezeichnetesten Schriftstellers unsers Jahrhunderts, gerne mit uns erneuern wollen! —

Rousseau wurde den 28. Juni 1712 in Genf geboren, wo sein Vater ein Uhrmacher war. Er war der Jüngste von zwey Söhnen, die Frucht des ersten wechselseitigen Wiedersehens seiner Ältern, nach einer langen Abwesenheit des Vaters. In Liebe empfangen und geboren, schien er die Zärtlichkeit seiner Ältern geerbt zu haben. Sein Daseyn kostete der Mutter das Leben. Der untröstliche Vater fand nur darin eine Linderung seines Schmer-

zens, wenn er sich mit seinem kleinen, um einen so theuern Preis erkauften Sohn, von seiner Gattinn unterhielt. Ein täglicher Zeuge der väterlichen Wehmuth, hatte er sich allmählig an jene sanfte Traurigkeit so sehr gewöhnt, daß, wenn sein Vater ihm zurief: Wir wollen von deiner Mutter sprechen — er in kindlicher Einfalt antwortete: Gut; wir werden also weinen! —

Mit einem schwächlichen Körper bey seinem Eintritt ins Leben ausgestattet, bedurfte er der zärtlichen Pflege einer liebenswürdigen Tante, um erhalten zu werden. Der geliebteste Sohn des Hauses, und dabey von einer hinfälligen Gesundheit, wurde er von allen zart und sanft behandelt. Umgeben von Beyspielen der Sanftmuth und Gutherzigkeit, nahm er unvermerkt dieselbe Stimmung an. In dem Kreise seiner Tante sah er ihren weiblichen Arbeiten zu, horchte auf ihre Erzählungen, und fand Vergnügen an den Liedern, die sie mit immer frohem Muthe sang.

Eine Sammlung von Romanen, welche seine Mutter hinterlassen hatte, bestimmte der Vater zu Leseübungen für den sechsjährigen Knaben. Vater und Sohn gewannen dieser Lektüre so viel Geschmack ab, daß sie alle Abende und einen Theil der Nächte damit zubrachten. Der kleine Hans Jakob fand sich

hier aus dem engen Familienkreise in eine neue Welt entrückt, er las Nahmen und Schilderungen von Leidenschaften, die ihm fremd waren, und das menschliche Leben gewann für ihn eine wundersame, romanhafte Gestalt, die dem Nachdenken und der Erfahrung reiferer Jahre trotzte. Den Romanen folgten historische Schriften, und unter ihnen vorzüglich Plutarchs Leben berühmter Männer, die von dem Knaben mit Heißhunger verschlungen wurden, und auch in der Folge den ersten Rang unter seinen Lieblingsschriften behaupteten. — Die großen Beyspiele von Vaterlandsliebe, von ungewöhnlichem Muth, und von allen erhabenen Tugenden, nährten ähnliche Empfindungen und Phantasien, wie seine vorige Lektüre, und gaben der Einbildungskraft einen neuen Schwung.

Die Einbildungskraft mußte durch dieses Verfahren allmählig die Herrschaft über die übrigen Seelenkräfte erlangen, deren Übung im väterlichen Hause so sehr vernachläßigt wurde. Eine Veränderung seiner Lage und Erziehung verhinderte wenigstens, daß jene sonderbare Stimmung nicht in wilde Schwärmerey eines Phantasten ausartete. Als Rousseaus Vater Genf wegen eines gehabten Verdrusses verließ, blieb der kleine Rousseau unter der Vormundschaft seines Oheims, Ber-

nard, der ihn und seinen Sohn, welcher mit unserm Hans Jakob in einem Alter war, zu einem Prediger Lambercier in Bossei in die Kost gab. Er fand die Liebe der Seinigen in dem sanften und liebevollen Charakter seiner neuen Pflegeältern wieder. Die Einfalt und der freye Genuß des Landlebens, der Mangel an Büchern, welche seine hochfliegenden Phantasien nähren konnten, der tägliche Umgang mit seinen Gespielen, stimmten seine überspannten Vorstellungen herunter, und machten ihn für den frohen Genuß des wirklichen Lebens empfänglicher.

Rousseau war zehn Jahre alt, als er mit dem Vertrauten seiner Jugend nach Genf zurück kehrte, wo er noch einige Jahre bey seinem Oheime lebte. Von Zeit zu Zeit machte er kleine Wanderungen nach Nion, einem Städtchen im Lande Vaud, wo sich sein Vater niedergelassen hatte. Hier spann er seine ersten verliebten Romane an, und faßte beynahe zu gleicher Zeit für zwey Mädchen eine heftige Leidenschaft. Diese beyden Damen seines Herzens waren Fräulein Vulson und Mademoiselle Goton. Rousseaus Leidenschaft für die erstere gehörte lediglich der begünstigten Knabeneitelkeit an, sein Einverständniß aber mit Mademoiselle Goton muß der Einbildungskraft und den Sinnen zugeschrieben werden.

Beson-

Besonders verdrehte ihm die Liebe zum Fräulein Vulson so sehr den Köpf, daß er sich wie betrunken und wahnsinnig betrug, sich, nach ihrer Abreise aus Genf, aus Verzweiflung ins Wasser stürzen wollte, und lange Zeit die Luft von seinen Klagen wiedertönen ließ. —

Mit diesen Verbindungen endigten sich die glücklichen Tage des sorgenfreyen Genusses, aus denen er jetzt in gezwungenere Verhältnisse übergehen mußte. Er wurde zu einem Graveur in Genf in die Lehre gethan, eine Kunst, die seinen Neigungen und Anlagen angemessen war. Allein die despotische Härte und Rauheit seines Lehrherrn verleideten ihm eine Kunst, für die er geschaffen war. Durch schlechte Behandlung und böses Beyspiel verdorben, ergab er sich der Näscherey, der Lüge, und kleinen Dieberεyen. Seine erworbenen Kenntniße, seine erhaltenen guten Eindrücke, seine vorigen Gesinnungen, waren wie verwischt. Weder sein Vater fand in ihm mehr seinen alten Liebling, noch die Damen den artigen Hans Jakob.

Ungeachtet aber dieser Vergessenheit seiner vormaligen Neigungen, erregte doch die Unannehmlichkeit seiner Geschäfte, und die Langeweile in der Gesellschaft seiner Kammeraden, allmählig seine vorige Lesesucht wieder, die er, mit Hülfe einer Bücherverleiherinn

zu befriedigen suchte. Die Widerwärtigkeiten, die er darüber zu ertragen hatte, fesselten ihn nur noch fester an die Bücher, und machten ihm immer trotziger gegen die Menschen. Glücklich, daß noch ein Fünkchen von Schamhaftigkeit und geheimer Abneigung aus seiner frühern Erziehung sein Herz vor allen Büchern welche Unschuld und Sitten vergiften, bewahrte. Wer kann, wie Rousseau, von sich rühmen, daß er mehr als dreyßig Jahre alt geworden, ehe er ein Auge auf eines jener gefährlichen Bücher geworfen?

Der Büchervorrath war erschöpft, und Rousseau fand in seinem Kopf, in seinem Herzen eine Leere, die er nicht auszufüllen wußte; der angehende Jüngling fühlte sich, er hatte immer in seiner Einbildungskraft eine treue Freundinn und Trösterinn gefunden: auch dießmal verdankte er ihr Vergessenheit seiner dürftigen Lage und eines unbefriedigten Verlangens, indem er sich auf ihren Flügeln in die Welt der Dichtungen erhob; die anziehendsten Situationen seiner Bücher zurückrief, und sich selbst eine Lage nach seinem Herzen schuf. Freylich zog ihn aber sein Hang zu diesen excentrischen Träumen immer mehr von den Menschen und dem wirklichen Leben ab, und legte bey ihm den Grund zum Geschmack für die Einsamkeit und

selbst zum Menschenhaß, der ihn nie wieder verlassen hat.

Ein kleiner Umstand gab unvermuthet seinem Lebensschicksale eine ganz andere Wendung. Er hatte sich auf einem Sonntagsspaziergang so weit von der Stadt entfernt, daß er sie erst erreichen konnte, als die Brücke bereits aufgezogen war. Trostlos über einen Unfall, der ihm schon einigemal eine harte Behandlung von seinem Herrn zugezogen hatte, stand plötzlich der Entschluß vor seiner Seele, zu entfliehen, und in einem Alter von sechzehn Jahren, ohne Unterstüzung, ohne Gewerbe, ohne Kenntniß der Welt, sein Glück anderswo zu suchen. Er fühlte sich zum ersten Mahl, nachdem er sein drückendes Joch weggewofen, wieder frey und wohl. In der heitersten Stimmung trat er seine Flucht an. Da er sich bisher lauter Menschen, die weit unter ihm waren, gegen über gesehen hatte, und er sich nur in dem verklärenden Glanze einer verschönernden Einbildungskraft erblickte, so schien es ihm ein Leichtes, seine Verdienste bey der Welt geltend zu machen. Vor seiner Phantasie gaukelten lauter glückliche Abentheuer, Feste, Freunde, die ihn mit offenen Armen empfingen, Damen, die nach seinem Beyfall trachteten, vorüber. Die ganze Welt stand ihm zu

Gebothe, während sein bescheidner Wunsch sich nur auf eine kleine, aber auserlesene Sphäre, einschränkte. Ein Schloß mußte ihn aufnehmen, in welchem er der Liebling des Besitzers, und seiner Dame, der Liebhaber des Fräuleins, der Freund des Hauses, der Beschützer der Nachbarn wurde!

Nachdem er einige Tage herumgeirrt war, kam er in ein savoyisches Dorf, Consingnon, wo er von dem katholischen Priester, Pontverre, gastfreundlich bewirthet wurde. Die zuvorkommende Güte seines Wirths machte, daß er es nicht wagte, den Gründen des bekehrungssüchtigen Pfarrers etwas entgegen zu setzen: vielmehr schien es ihm undankbar und unbescheiden, wenn ein Jüngling Wohlthaten durch Widerspruch vergölte. Mit einem Empfehlungsschreiben ausgerüstet, wieß ihn jetzt der Prediger an eine fromme Dame zu Annecy. Rousseau ging dahin ab, obgleich durch den Gedanken an die Almosen einer barmherzigen Frau, die überdieß als eine Fromme nicht sehr nach seinem Geschmack war, gedemüthiget. Dieß machte, daß er seine Reise geflissentlich in die Länge zog, in der Hofnung, vielleicht noch unterwegs das Glück, was er suchte, zu finden. Er ließ kein Schloß vorbey, ohne, wie ein alter Barde, unter denselben seine besten Lieder ertönen zu las-

sen, weil er, durch seine romanhaften Vorstellungen getäuscht, dadurch die Aufmerksamkeit der Damen, und Fräuleins auf sich zu ziehen hoffte. Von dieser Seite in seinen Erwartungen betrogen, kam er endlich bey der Frau von Warens in Annecy an. Dieser Zeitpunkt macht Epoche in Rousseaus Leben, und mit ihm blüht ein neues, glücklicheres Leben für ihn auf.

Während des vieljährigen und vertrauten Umgangs, den Rousseau mit der Frau von Warens hatte, unterhielt sie ihn öfters von sich und von der Geschichte ihres Lebens. Und da dieselbe das nöthige Licht über den Charakter dieser edlen und selbst in ihren Fehlern liebenswürdigen Frau verbreitet, der sich noch mehr in der Geschichte von Rousseaus Verbindung mit ihr entwickeln wird, so will ich daraus meinen Lesern einige Bruchstücke mittheilen.

Frau von Warens war eine gebohrne de la Tour, aus einer alten und angesehenen Familie in Vevay, einer Stadt im Lande Vaud. Sie hatte ihre Mutter gleich nach ihrer Geburt verlohren, und erhielt eine sehr vermischte und ungleichartige Erziehung. Ihren Anbetern verdankte sie noch den meisten Unterricht, vorzüglich einem Herrn von Tavel, der ihren Geist und Geschmack durch nützliche

und angenehme Kenntnisse bildete. Die Unordnung, womit sie vielerley Wissenschaften auf ein Mahl trieb, verwirrten, anstatt ihre guten Anlagen völlig auszubilden, ihren Verstand vielmehr. Übrigens war ihr Charakter sanft und zärtlich, ihre Laune stets froh und heiter, ihre Güte und Wohlthätigkeit kannten keine Gränzen. Ihr Herz und ihre Neigungen waren rein und tugendhaft; sie hatte einen gereinigten Geschmack, und liebte feine Sitten.

Sie wurde sehr jung an einen Herrn von Warens verheirathet. Diese Ehe war kinderlos und unglücklich. Sie war aus Achtung ihrem Mann und ihren Pflichten ergeben. Aber ihr erster Liebhaber Tavel, störte dieses gute Verhältniß, indem er ihre Vernunft und die Treue gegen ihren Gemahl mit den schlauesten Sophistenkünsten angriff, und es gelang ihm auch ihr die eheliche Treue gleichgültig zu machen. — Häuslicher Verdruß, welcher unstreitig eine Folge der von Tavel eingeflößten Grundsätze war, bestimmte die Frau von Warens zu dem unweisen Entschluß, ihren Gatten, ihre Familie, ihr Vaterland, ihr ansehnliches Vermögen zu verlassen, und sich dem Schutze des Königs Victor Amadeus von Sardinien, der damahls zu Evian in Savoyen war, zu übergeben. Sie kam daselbst

im July 1726 an. Der König nahm sie in seinen Schutz, und verwilligte ihr ein Jahrgeld von 1500 piemontesischen Livres. Da die Einwohner von Vevay sie mit bewaffneter Hand wieder zu entführen drohten, so wurde sie mit einer starken Bedeckung nach Annecy gebracht. Hier trat sie im Sept. dieses Jahrs zur katholischen Religion über und miethete sich darauf eine Wohnung, in dieser Stadt, wo sie mehr nach ihren Geschmack leben und ihren Lieblingsneigungen nachhängen konnte.

Herr Pontverre hatte Rousseau bloß die fromme und andächtige Warens geschildert. Diese Eigenschaften waren nicht hinreichend, ihm für sie in voraus ein günstiges Vorurtheil einzuflößen. Er wußte vielleicht nicht, daß Andacht und Zärtlichkeit sehr gut sich mit einander vertragen. Desto mehr wurde er von ihrem ersten Anblick, von ihrer ersten freundlichen Unterredung mit ihm überrascht.

Es war am Palmsonntag 1728, als Rousseau in Annecy ankam. Weil er sich scheute, sein Anliegen persönlich zu eröffnen, so hatte er einen zärtlichen Brief geschrieben, den er, nebst dem beygeschlossenen Empfehlungsschreiben des Herru Pontverre übergeben wollte. Rosseau überreichte ihr sein Anbringen mit zitternder Hand. Wie groß war jetzt sein Erstaunen, als er statt einer alten,

grämlichen Bettschwester, ein junges Weib voll Schönheit und Grazie fand, die seinen Brief aufmerksam durchlas, und ihm hierauf sagte: Ey mein Kind! du durchstreifst ja schon jung das Land, es ist wahrhaftig um dich Schade. Sie behielt ihn bey Tische, und Rousseau mußte ihr seine kleine Geschichte ausführlich erzählen. Da sie während dieser Erzählung seinen festen Entschluß sah, nicht wieder nach Genf zurück zu kehren, sagte sie mit einem mitleidsvollen Blicke: So geh denn, armer Kleiner, wohin dich Gott ruft, aber wenn du groß seyn wirst, dann wirst du dich meiner erinnern! Sie schickte ihm darauf nach Turin, wo er zwey Monathe im Catechumenenhaus zubrachte. Nachdem er hier seine väterliche Religion abgeschworen hatte, so wurde er mit einem Geschenke von etwas mehr als zwanzig Franken seinem Schicksal überlassen. Rousseau miethete sich bey einem Soldaten für ein geringes Schlafgeld ein, dessen dienstfertige Frau ihm in der Folge von Nutzen war.

Aber bald machte ihn die allmählige Abnahme seines kleinen Geldvorraths wegen der Zukunft bekümmert. Nachdem eines seiner in die Luft gebauten Schlösser nach dem andern einstürzte, blieb ihm nichts übrig, als durch die Kunst, von der er in Genf ein

wenig begriffen hatte, einigen Erwerb zu suchen. Er bot allenthalben seine Dienste an, aber mit wenig Erfolg. Eines Tages erblickte er in einem Laden eine Kaufmannsfrau von so viel Liebreitz und anziehendem Wesen, daß er hinein ging und ihr seinen Dienst anboth. Madam Basile, so hieß diese Frau, war mit den Proben seiner Arbeiten zufrieden, und übertrug ihm kleine Geschäfte, die außer dem Grabstichel, auf einige unbedeutende Laden- und Copistendienste eingeschränkt waren. Aber die Eifersucht ihres gestrengen Eheherrn hieß ihn bald wieder das Haus verlassen.

Da er jetzt abermahls ohne Bestimmung umher ging, brachte ihm seine Wirthin wenige Tage darauf die Nachricht, eine vornehme Dame wolle ihn sehen. Gleich erwachten wieder seine vorigen Träume von Glück und Größe; indeß schränkte sich diese auf eine bloße Dienerstelle bey der verwittweten Gräfinn von Vercellis ein, bey welcher seine Hauptbeschäftigung war, die Briefe, die sie dictirte, zu schreiben. Nach drey Monathen starb die Gräfin; ihr Erbe, der Graf de la Roque, ließ Rousseau 30 Livres auszahlen, und verabschiedete ihn, sorgte aber dafür, daß Rousseau bald hernach Dienste beym Grafen von Gruvon, Oberstallmeister der Königinn,

erhielt. Hier zog er sich über die Vernachläßigung seines Dienstes und über seine häufige Abwesenheit Verweise zu; man drohte ihm mit dem Abschiede, und da Rousseau dieß nicht zu achten schien, so mußte er endlich ein Haus verlassen, das auf seine ganze Dankbarkeit und Ergebenheit Anspruch machen durfte.

Rousseau verließ Turin und eilte nach Annecy zur Frau von Warens zurück. Bey dem beständigen Wechsel der Ebbe und Fluth in Rousseaus bisherigem Schicksal, scheint er selten an diese seine Wohlthäterinn zurückgedacht zu haben. Je mehr er sich aber jetzt diesem Orte näherte, desto lebendiger stand ihr Bild vor seiner Seele. Er kam in Annecy an; sein Herz schlug, als er sich dem Hause der Frau von Warens näherte, seine Beine zitterten, er sah, er hörte nichts. Ein Zustand der höchsten Spannung, in dem sich Rousseau mehrmahls in seinem Leben befunden hat, wenn eine heftige Leidenschaft sich seiner bemächtigte. Der bloße Gedanke an das nahe Wiedersehen eines Freundes, einer Geliebten, konnte seine reitzbaren Nerven, Mark und Bein, bis zur Erschöpfung erschüttern! Nur der wirkliche Anblick des erwarteten Gegenstandes in seiner natürlichen Gestalt, konnte ihn heilen.

Auch dießmahl brachte ihn der erste Blick der Frau von Warens zu sich. Sie gab dem

kleinen Flüchtling eine Wohnung in ihrem Hause, unbekümmert, was die Leute darüber denken oder sagen möchten. Man kann sich Rousseaus Freude vorstellen, da er hörte, daß ihn Frau von Warens nicht verlassen wolle, und, da sein Reisepäkchen in ein für ihn bestimmtes Zimmer gebracht wurde. In einem häuslichen, fast patriarchalischen Cirkel, der aus dieser Dame und ihren Leuten bestand, ohne Sorgen der Nahrung, in einem scheinbaren Überfluß, der aber weit von Üppigkeit und Schwelgerey entfernt war, im täglichen Umgang mit einer liebenswürdigen Frau, überließ sich Rousseau ganz dem Gefühl des Wohlbehagens, in welches ihn seine glückliche Lage versetzte. Da Frau von Warens nicht auf Rousseaus Eroberung ausging, noch ihn als Liebhaber behandelte, so erlaubte sie sich gegen ihn und verstattete ihm die zärtlichsten Liebkosungen, die sie ohne Bedenken bewilligen konnte, ohne je durch Versagung und Zurückhaltung Begierden bey ihm erregen zu wollen. Dieses unbefangene und herzliche Verfahren der Frau von Warens, welches eben so weit von Sprödigkeit und von den Launen der Liebe, als von leichtfertiger Hingebung, entfernt war, brachte in Rousseaus Verbindung mit ihr jenen Zustand eines ruhigen Genusses und des Schweigens

aller ungestümmen Leidenschaften, welcher allein die Dauer dieser Liebe verbürgen konnte. Er sah, dieß sind Rousseaus eigene Worte, immer in ihr eine zärtliche Mutter, eine geliebte Schwester, eine treffliche Freundinn, und nichts weiter. Ihr Bild, seinem Herzen immer gegenwärtig, ließ kein anders aufkommen; sie war für ihn die einzige Frau in der Welt; und, indem die äußerst sanften Gefühle, welche sie ihm einflößte, seine Sinne nicht für andere erwachen ließen, dienten sie ihm zugleich zum Schutz gegen seine Freundinn und gegen ihr ganzes Geschlecht. Er war tugendhaft, weil er liebte.

Rousseaus Lebensart bey Frau von Warens war sehr eingezogen und häuslich, ob es ihr gleich nicht an Mannigfaltigkeit und Abwechslung fehlte. Einen großen Theil seiner Zeit brachte Rousseau besonders mit Lesung geistreicher Schriften zu, die er hier antraf, und über die er dann mit der Frau von Warens plauderte. Da sie Rousseaus chimärische Begriffe kannte, so suchte sie ihn durch ihre reifere Welt- und Menschenkenntniß und durch ihre gemachte Erfahrungen davon zurück zu bringen. Auch auf die Musik verwendete Rousseau einige Stunden unter Anleitung der Frau von Warens. Sie hatte Stimme, sang zierlich, und spielte ein wenig das Clavier. Da Frau

von Warens, Rousseaus entscheidenden Geschmack für Musik sah, kam sie auf den Einfall, ihn für diese Kunst auszubilden, und gab ihn in Kost und Lehre bey einem geschickten Tonkünstler, Namens le Maitre, wo Rousseau den Winter vom Jahr 1729 bis 1730 zubrachte.

Jetzt verließ er Annecy. Ich übergehe die verschiedenen Abentheuer, die Rousseau seit dieser Zeit auf seinen Wanderungen hatte. Im Jahr 1732 kam er mit klopfendem Herzen wieder bey der Frau von Warens in Chambery an, wo Rousseau eine temporäre Sekretärstelle bey dem königlichen Steuerregister erhielt. Die wenigen Stunden, die er von seinen Berufsgeschäften übrig hatte, verflossen in dem Studium der Vorbereitungskenntnisse, die zu seiner Stelle erforderlich waren, und in der Gesellschaft der Frau von Warens. Während dieser Zeit erfüllte ihn eine ehemalige Liebschaft, ich meine die Musik, von neuem mit Begeisterung. Er schlug der Frau von Warens ein monatliches Concert vor, und es kam auch wirklich in ihrem Hause zu Stande. Rousseau ruft in seinen Bekenntnissen diesen vergangenen Zeiten nach: Ihr so süßen Augenblicke meiner flüchtigen Jugend, wie lange seyd ihr schon verschwunden!

Bald wurde ihm die Musik dermaßen zur Leidenschaft, daß er seiner ohnedieß sehr langweiligen und unangenehmen Stelle entsagte, um sich ganz dieser Kunst zu widmen. Er gab jetzt in Chambery Unterricht in der Musik, und bekam eben so schöne als liebenswürdige Schülerinnen, wovon er die vorzüglichsten in den Bekenntnissen auszeichnet. Schönheit und Liebenswürdigkeit dieser Mädchen wirkten, vereinigt mit der Kraft der Musik und holder weiblicher Stimme, auf sein gegen alle zärtliche und rührende Eindrücke unverwahrtes Herz. Während dieser Zeit reißte er nach Besançon, um bey dem dortigen Musikdirector, Abt Blanchard, Unterricht besonders in der Composition zu nehmen. Aber Rousseau hielt sich hier nur kurze Zeit auf, und kam wieder nach Chambery zurück, wo er sich wie vorher, mit Unterrichten in der Musik vergnügte.

Jetzt verflossen ihm einige Jahr in Chambery unter abwechselnden Beschäftigungen mit der Musik, mit den Wissenschaften, mit den Angelegenheiten der Frau von Warens und mit kleinen Reisen. Rousseau hatte, für seinen natürlich schwächlichen Körper, einer sehr dauerhaften Jugendgesundheit genossen, aber das im Verborgenen kochende Feuer der Leidenschaft verzehrte die Kraft seines Kör-

pers. Seine Gesundheit war schon einige Zeit lang wankend gewesen; und da seine körperliche Schwäche und Entkräftung immer zu nahm, so entschloß er sich nach Montpellier zu reisen, um seinen kränklichen Körper einigermaßen herzustellen. Im September 1737 trat er seine Reise nach Montpellier an; aber da hier seine Krankheit, anstatt abzunehmen, vielmehr zunahm, so kehrte er nach einigen Monaten nach Chambery zurück.

Die Jahre 1738 bis 1742 hatte Rousseau bey der Frau von Warens, abwechselnd in Chambery und Charmettes verlebt. Muße und Einsamkeit führten ihn wieder zu der Tonkunst, in der er Unterricht zu ertheilen, schon lange aufgegeben hatte. Er studierte mehr die Theorie derselben, und mit Hülfe seines Nachdenkens, erfand er eine neue, erleichterte Methodik der Musik, von der er, in der ersten Erfinderbegeisterung, sich ein großes Glück versprach. Sein herrschender Gedanke war nun der, nach Paris zu gehen, eine große Revolution mit seiner Erfindung zu machen, dadurch zu Ehre, Ansehen und Glück zu gelangen, und dann sein immer noch geliebtes Mütterchen, die Frau von Warens, auch glücklich zu machen. So verließ er alles, was ihm theuer war, gestützt auf den schwachen Anker der Hoffnung. Auch dieser zerbrach! —

Es war im July 1742, als Rousseau in Paris anlangte. Die schon einmahl gemachte Erfahrung, das Gebäude seiner Hoffnungen scheitern zu sehen, hätte ihm den Muth benehmen sollen, noch einmahl daselbst sein Glück zu suchen. Allein, mit den Jahren war sein Zutrauen auf sich und seine Talente gewachsen, und, mit vermehrten Ansprüchen, wurde das Bedürfniß lebhafter, ein großes Theater für seine Verdienste zu finden. Nur hatte er sein Glück fälschlich auf die Verbindungen mit Gelehrten berechnet, die seine musikalische Erfindung mit Kälte aufnahmen, und sein Verdienst, wenn sie ihm auch Gerechtigkeit erzeigten, dennoch darben ließen. Endlich klärte ihn ein Freund, P. Castel, über seine Lage auf, indem er ihm bewieß, daß man, nach Pariser Sitte, blos durch die Weiber etwas bey den Männern ausrichten könne, und empfahl ihn zugleich einigen Weibern.

Rousseau stand lange bey sich an, eh er die Bekanntschaften machte, zu denen ihm P. Castel den Weg gebahnt hatte. Er sah es vielleicht für eine Demüthigung an, daß er sein Glück nicht unmittelbar seinem Verdienste und der Anerkennung desselben bey den Männern, die es am richtigsten schätzen konnten, sondern dem Wohlwollen und der Gutherzigkeit der Weiber, verdanken sollte. Ueberdieß

war

war er zu wenig in den Formen der großen Welt eingeweiht, um sich nicht bey diesen Damen in einer zwangvollen Lage zu fühlen. — Endlich überwand er seine Abneigung, persönliche Bekanntschaften mit diesen Damen zu machen, und ging zu einer derselben, Frau von Bezenwal, die schon durch den P. Castel von Rousseau unterrichtet war.

Bald darauf bot sich ihm eine Sekretärstelle beym Gesandschaftsposten in Venedig, durch seine Verbindung mit den Damen bey Bezenwal und von Broglie dar. Der Graf von Montaiga war zum Gesandten in Venedig ernannt worden, und die genannten Damen fanden, durch ihre Bekanntschaft mit seinem Bruder, Gelegenheit, Rousseau ihm zum Sekretär vorzuschlagen. Dieß war das zweyte Mahl, daß Rousseau eine bürgerliche Stelle auf eine Zeitlang verwaltete, die aber noch ehrenvoller und wichtiger, als sein erster Posten in Chambery, war. Wäre ihm die Ehre nicht durch die Undankbarkeit des Gesandten und die hämische Behandlung der andern bey der Gesandtschaft angestellten Personen sehr verbittert worden; er hätte sich seinem Genius zum Trotz, gewiß mit dem Strudel des öffentlichen Geschäftslebens fortreissen lassen.

Die Stunden, welche Rousseau von den öffentlichen Geschäften in Venedig übrig blie-

ben, widmete er einigen auserlesenen Freunden, der Musik und dem Vergnügen. Das Vorurtheil, welches er gegen die italiänische Musik mitgebracht hatte, ging bald bey ihm in Leidenschaft für dieselbe über. Am meisten ergötzten sein Ohr die Kirchenmusiken der jungen Mädchen, welche von der Republik in der Scuole unterhalten, und vorzüglich in der Tonkunst unterrichtet wurden. Er versichert, daß nichts über die Wollust gehe, diese harmonienreiche Concerte von so ausgebildeten und reinen Stimmen zu hören, und er verfehlte nie, gegenwärtig zu seyn, um sich an einem so köstlichen Ohrenschmauß zu weiden. Das einzige machte Rousseau untröstlich, daß diese göttlichen Sängerinnen dem Auge unsichtbar blieben, und nur ihre Töne hinter den Gittern hervorschickten.

Rousseau war achtzehn Monate in Venedig gewesen, als er sich von dem Gesandten, mit dem er nie in gutem Vernehmen gelebt, und viele unangenehme Auftritte gehabt hatte, plötzlich trennte. Seine Anfangs in Venedig gefaßte Leidenschaft, für eine ausgebreitete, bürgerliche Wirksamkeit hatte sich durch die Unannehmlichkeiten seiner bisherigen Lage abgekühlt; er dachte nur darauf, sich nach Genf zurück zu ziehen, um von dort aus zu sehen, ob nicht ein günstigeres Schicksal

ihm die Vereinigung mit der Frau von Warens in Chambery möglich mache. Doch das Aufsehen, welches sein Zwist mit dem Gesandten erregt hatte, und die Hoffnung, sich Genugthuung zu verschaffen, nöthigte ihn vor der Hand, nach Paris zurückzukehren. Er kam gegen das Ende des Jahres 1744 dort an, und zog sich zu seinem Freund Altuna, einem von Kopf und Herz vortreflichen Spanier. Man nahm Rousseau gut auf; man schätzte ihn; man beklagte sein Schicksal und war unwillig über den Gesandten; aber Genugthuung und Entschädigung für das Erlittene fand er nirgends.

Im Frühling des Jahrs 1745 ging der redliche Altuna in sein Vaterland zurück, und Rousseau suchte sich eine recht einsame Wohnung aus, um die Oper, les Muses galantes, die er vor der Abreise nach Venedig angefangen hatte, bey ungestörter Muse vollenden zu können. Die Wirthin des Gasthofs, in welchem er wohnte, und speiste, hatte ein junges Mädchen, zur Versorgung ihrer Wäsche, bey sich, mit welcher Rousseau bey Tische Bekanntschaft machte. Die einfachen Sitten des Mädchens, ihre Sittsamkeit, und noch mehr ihr sanfter, obgleich lebhafter Blick, hatten für seine Denkungsart etwas sehr Anziehendes, stachen aber sehr gegen

die freyen Sitten der übrigen Tischgesellschaft ab, die das Mädchen täglich zum Gegenstand ihrer Scherze und Neckereyen machten. Rousseaus geheime Zuneigung für sie, vereinigte sich mit dem Mitleid und mit dem Widerwillen, den er jederzeit über die Unanständigkeit im Betragen gegen das andere Geschlecht empfand, um sich zu ihrem Vertheidiger und Beschützer aufzuwerfen. Daß sie aber über seine Sorgfalt gerührt war, sagten ihm ihre Blicke, wenn auch ihr Mund zu jungfräulich und schüchtern war, um ihre dankbaren Gefühle auszusprechen.

Dieser Schüchternheit ungeachtet, die ihm im Umgange mit dem andern Geschlecht eben so eigen war, lernten sich doch beyde bald kennen und verstehen. Die Wirthin, welche dieses Einverständniß bemerkte, suchte das Mädchen durch ihre harte Behandlung, dafür zu bestrafen; sie bewirkte aber nur noch innigere Zuneigung derselben für Rousseau, in welchem sie ihren einzigen Freund und Beschützer fand. Rousseau sah dagegen in ihr ein einfaches und gefühlvolles Mädchen, so ungekünstelt und unverdorben, als es aus den Händen der Natur gekommen war, fähig, Freuden zu geben, und zu empfangen. Sein Temperament war nicht gemacht, der Weiber zu entbehren, und er schlug ihr daher eine

ähnliche Verbindung, wie zwischen ihm und der Frau v. Warens statt gefunden hatte, vor, mit der Versicherung, er werde sie nie verlassen, aber auch nie heirathen. Ohne daß er Überredungskünste nöthig gehabt hätte, gewährten ihm Gutmüthigkeit und Mangel an Erfahrung, Dankbarkeit und aufrichtige Liebe des Mädchens, was er wünschte.

Therese le Vasseur, so hieß das Mädchen, war aus Orleans, wo ihr Vater eine Stelle bey der Münze begleitet hatte. Als diese einging, sah er sich außer Brod gesetzt, und kam mit seiner Frau und Tochter nach Paris, wo die gute Therese durch ihren Fleiß ihre Ältern zu ernähren suchte. Sie war damahls 22 Jahr alt, und hatte eine ganz artige Figur. An Bildung hatte es ihr gänzlich gefehlt, selbst an der Anweisung zu den Geschäften einer guten Hausmutter: dieß ersetzte ihr naives Wesen, ihr natürlicher, guter Verstand, ihre Sanftheit und Gutartigkeit, vorzüglich aber die zärtliche Anhänglichkeit, womit sie an ihren Ältern, und hernach auch an ihrem Hans Jakob hing. Bey allen Mängeln ihres Geistes, prieß sich Rousseau über seine Vereinigung mit Theresen doch so glücklich, daß er den Tag, der ihn mit ihr verband, für den Zeitpunkt einer moralischen Wiedergeburt für sich ansah. Er hatte nur das Vergnügen in

ihrem Umgange gesucht, aber er fand mehr, eine treue Gefährtinn durch das Leben. Bald darauf im Jahr 1748 wurde Therese von ihrem ersten Kinde entbunden, und Rousseau schickte es, so wie seine übrigen darauf folgenden Kinder ins — Findelhaus.

Obgleich Rousseau selbst gesteht, er habe keine eigentliche Liebe für Theresen empfunden — indem er für sie nichts weiter, als die allgemeine Neigung zu dem Geschlecht fühlte, — so war ihm doch Therese, durch ihre oft gerühmten guten Eigenschaften, durch ihre Treue und Anhänglichkeit im Glück und Unglück, so werth geworden, daß er sich, nachdem er fünf und zwanzig Jahre mit ihr gelebt hatte, auf einmal, ohne eine Bitte von ihrer Seite, entschloß, sie zu heirathen. Sein Aufenthalt war damals zu Bourgoin, einem Städchen in der Dauphine. Eines Tages, es war im August 1768, schlug er, nach einer Anekdote, Theresen und einigen Freunden, es waren zwey Offiziere von der Artillerie, einen Spaziergang vor. Als sie in ein Gehölz kamen, eröffnete er ihnen die Absicht seines Hierseyns; schwur Theresen, im Angesicht des Himmels, daß er ihr Gatte seyn wolle, und rufte seine Freunde zu Zeugen dabey an. Rousseaus Hang zum Sonderbaren verläugnete sich auch hier nicht, so rührend

und schön auch dieses Gelübde im Tempel der Natur seyn mochte!

Endlich nach so vielen Stürmen des Lebens, vom Alter belastet, und in dürftigen Umständen, wünschte er in irgend einem Winkel eine Stätte zu finden, wo er ruhig sein Haupt hinlegen, und die Annäherung seiner letzten Stunde erwarten könnte. Noch einmal fiel es ihm ein, nach England zurück zu kehren, als ihm der Marquis von Gerardin einen friedlichen Wohnplatz zu Ermenonville, wenig Meilen von Paris, anbot. Er nahm die freundschaftliche Einladung ein, und zog mit seiner Therese den 20. May 1778 in seine kleine Hütte, nicht weit vom Schloße des Gutsbesitzers ein. Er schien ganz an diesem Orte aufzuleben; er lebte in der Stille mit seiner Frau und einer Magd, brachte einen großen Theil seiner Zeit mit botanischen Spaziergängen zu, auf welchen er einen Sohn des Marquis, den er lieb gewann, zum Begleiter hatte, und fühlte sich gerührt über die Freundschaft des Gutsherrn. Alles schien ihm einen heitern Abend seines Lebens zu verkündigen, als eine unvorhergesehene Catastrophe seinem Leben plötzlich ein Ende machte. Es war der 2. Julius 1778, als Rousseau am Morgen bey vollkommenem Wohlseyn aufstund, dennoch aber sagte, er

wolle die Sonne nun zum letzten Mal sehen. Hierauf trank er seinen Kaffee, den er selbst bereitet hatte, und ging aus. Nach einem Spaziergang fühlte er ein plötzliches Übelseyn von besonderer Art, das ihm seinen nahen und gewissen Tod anzukündigen schien, und starb eine Stunde darauf. Die Ruhe und die Heiterkeit seines Geistes, mit welcher Rousseau einschlief, machte seinem Geist und seinem Herzen Ehre. Sein Tod war rührend und erhaben, ohne Zittern sah er dem Augenblick seiner Zerstöhrung entgegen! —

Sein Leichnam wurde in einen doppelten Sarg von Bley gelegt, und den 4. Juli, von einigen Freunden begleitet, um Mitternacht in die Insel Saint Pierre begraben, die in der Mitte eines kleinen Sees liegt. Von Pappelbäumen umschattet, ruhte hier Johann Jakob Rousseau, das Gesicht gegen Aufgang der Sonne gerichtet, bis ihn die dankbaren Republikaner nach Paris ins Pantheon versetzten.

Rousseaus Genie hat sich in den Jahrbüchern der Welt ein Denkmal bereitet, das unvergänglich ist. Seine Schriften werden ewig der Stolz des menschlichen Geistes bleiben!

Erst in seinem vierzigsten Jahre fing er zu schreiben an. Er mußte das Erlöschen der er-

sten Flammen seiner Jugend erwarten, um sich dem Nachdenken überlassen zu können; denn vorher gehörte er allzusehr den äußern Gegenständen an, um auf sich selbst zurückzugehen; er fühlte zu lebhaft um zu denken, und er vermochte leben und reflectiren nicht zu vereinigen. Sein erster Discurs über die Nützlichkeit der Wissenschaften und Künste ist gleichsam der Keim aller seiner übrigen Werke; dieselben Ideen, dieselbe Leidenschaft für die Natur, derselbe Haß gegen alles, was die Menschen an derselben geändert haben. Überhaupt zeigt sich in allen seinen Schriften eine warme Leidenschaft für Natur, und eine Geringschätzung gegen alles Menschenwerk, womit man sie verunstaltet; vielleicht konnte er sich die Mischung des Guten und des Übels nicht anders als auf diese Art erklären. Er wünschte die Menschen zu einem Zustand zurückzuführen, dessen Schilderung man nur in der Fabel des goldnen Zeitalters findet, und der gleich weit von der Roheit der Barbarey, und den Mängeln der Kultur entfernt wäre. Vielleicht war dieß allerdings eine Chimäre, allein die Alchymisten, die nach dem Stein der Weisen suchten, entdeckten manches wichtige Geheimniß. Eben so Rousseau. Er strebte nach der Kenntniß einer wahren Glückselig-

keit und entdeckte auf dem Wege, den er einschlug manche hohe Wahrheit. —

Im Jahr 1759 erschien seine Julie oder die neue Heloise. Die Begeisterung und tiefe Bewunderung, mit welcher dieß Werk aufgenommen wurde, ist bekannt. Julie gehört in die Klasse derjenigen Romane, welche statt die verschlungenen Wege des eigensinnigen Schicksals zu schildern, die dunkeln Gänge der menschlichen Empfindungen erspäht, und dem neugierigen Auge vorlegt. Der Zweck des tiefsinnigen, tiefblickenden Philosophen war, die Geschichte eines zärtlichen, tugendhaften, aber einige Zeit durch den Anschein der Weisheit und Tugend getäuschten Herzens zu schreiben. Er wollte den Triumph der wahren Weisheit über die falsche, derjenigen Weisheit, welche sich in Handlungen bewährt, über diejenige, welche bloß räsonnirt, durch Handlungen darstellen.

Die ganze Moralität seines Romans liegt in Juliens Geschichte, und Saint Preux wird bloß als der leidenschaftlichste unter allen Menschen geschildert. Sein Werk ist für das Frauenzimmer bestimmt, für sie ist es geschrieben, nur ihnen allein kann er nützen, oder schaden, von ihnen hängt ja allein das Schicksal der Liebe ab. Aber nicht bloß den Julien ihres Geschlechts soll dieser Roman

nützlich seyn; nein, allen Mädchen, die so wie sie in der gefährlichen Epoche des Aufblühens ihrer Empfindungen stehen, in welcher sie oft den ersten Schritt ohne Ahndung des folgenden thun, in welcher sie furchtlos den Eingebungen ihres Herzens folgen, weil sie ohne Erfahrung, ihrer Tugend, das heißt, in diesem Alter gelernten, ungeprüften, und durch keine Erfahrung bewährten Formeln, mit einer stolzen Zuversicht alles zutrauen, und mit dem Namen der Tugend in dem Munde sich dem unbekannten, süßen Laster in die Arme werfen. —

Aber hierbey stand Rousseau noch nicht still. Er hatte die Gefahren gezeigt, in welche die bloß gelehrte, bloß räsonirende Philosophie ein empfindendes Herz führen kann. Wir sehen Julien fallen. Ist es möglich, rufen wir aus, daß diese Reinheit der Seele, diese Weisheit, diese erhabene Tugend nur ein leerer Name sey? So giebt es denn keine Tugend und keine Weisheit mehr, die gegen das Laster und seine Verirrungen sichert? Muß sie sogar selbst das Leitband werden, an dem jenes uns in den Abgrund hinab zieht? — Wie vortrefflich antwortet Rousseau durch die zweyte Hälfte seiner neuen Heloise auf diese Fragen des empörten, gegen die Tugend selbst gereitzten Herzens. Ja es gibt eine Tu-

gund, scheint er zu antworten, welche kein leerer Name ist; es gibt eine Weisheit, welche gegen die Anmaßungen der feinsten und gefährlichsten Sinnlichkeit kämpfen, und diesen Kampf bestehen kann. Aber glaube nicht jene zu besitzen, wenn du sie nennen, und jene errungen zu haben, wenn du mit ihren Formeln spielen kannst. Das höchste Maaß irdischer Güter kann durch den Zufall eines Augenblicks genommen werden, und doch ist dieser Zufall selten, ob er schon nichts gewähret, was er nicht eben so schnell wieder nehmen könnte. Aber das einzige, unverwüstbare Gut des Menschen, die Tugend und Weisheit, hoffe nicht erlangt zu haben, wenn du nicht das Bewußtseyn vieler aufgewandter Mühe und unzähliger Kämpfe mit dir herum trägst. Ich will dir zeigen, diese stille, sanfte und ruhige Tugend; ich will sie dir finden lehren, diese hohe, einfache, und prunklose Weisheit. Du sollst sie kämpfen und siegen sehen. —

Auf jeder Seite dieses Werks muß man die Beredsamkeit und die Talente des Verfassers bewundern; welcher Roman! welcher Reichthum von Ideen über jeden Gegenstand, ist nicht in diesem Werk zerstreut? Rousseau schien nicht diejenige Einbildungskraft zu besitzen, welche an Erfindung einer neuen Reihe

von Begebenheiten sehr fruchtbar ist, aber wie herrlich ist nicht die Mannigfaltigkeit der Ereignisse durch seine Gefühle und seine Ideen ersetzt! Es ist kein Roman mehr, es sind Briefe über verschiedene Gegenstände, worinn man den Geist desjenigen entdeckt, der einst den Emil und den gesellschaftlichen Vertrag schreiben wird, so wie man in den persianischen Briefen, den Verfasser des Geists der Gesetze ahndete. — Wer hat je mit so glühender Beredsamkeit, mit so unwiderstehlicher Kraft die heftigsten Bewegungen der Seele seinen Lesern mitzutheilen gewußt! Das freywillig dem Herzen entfließende Gefühl, jene so feurige und zärtliche, so schonende und so leidenschaftliche Empfindung, dieß war Rousseau's Sache. Er glaubte zuerst, daß es möglich wäre, dieß Glühen der Seele in Worten zu schildern, und war der erste, der uns den Beweis davon gab. — Wie glücklich hat er nicht den Ort der Handlung gewählt. In der Schweitz stimmt die Natur so sehr zu hoher Leidenschaft; wie hat sie nicht die rührende Scene von Meillierie verstärken und erheben helfen! wie neu sind nicht Rousseaus Gemählde! Wie innigst fühlt man nicht, daß das Herz stärker bewegt, der Liebe stärker geöffnet werden würde, in der Nähe dieser dem Himmel drohenden Felsen, beym Anblick des unermeßlichen Sees, in der

Dunkelheit dieser Cypressenwälder, an den Ufern dieser reissenden Ströme, in jener gleichsam an den Grenzen des Chaos stehenden Wohnung, als in jenen bezauberten Gegenden, die uns Geßner in seinen Idyllen schildert, und deren man eben so leicht überdrüßig wird, als der Schäfer, die sie bewohnen. — Ach! wie bedauert man das Ende einer Geschichte, an der wir wie an einer Begebenheit unsers eignen Lebens Theil nehmen, und die, ohne unser Herz zu beunruhigen, alle Gefühle und alle Gedanken in Bewegung setzet.

Bald darauf folgte sein Contract Social — eine Schrift, welche für ihn die Ursache von einer Reihe schnell aufeinander folgender Unglücksfälle war. Wenn Montesquieu in seinem Werke alle vorhandenen Gesetze untersucht, und durch seine allumfassende Begriffe tausendfachen Nutzen verschaffen kann, so beschäftiget sich hingegen Rousseau mit bloß spekulativen Sätzen über die politische Verfassung der Staaten und über die gesetzgebende Gewalt, die bey unsern bereits gebildeten Gesellschaften nicht anwendbar sind.

Ich komme nun zu dem Emil — ein Werk, durch welches Rousseau seinen Ruhm gründete, dessen man sich sogleich bey Nennung seines Namens erinnert, und welches selbst den empörten Neid zum Stillschweigen und zur

Bewunderung zwang. Man kannte den Verfasser des Emils bereits aus seinen ersten Schriften; schon bevor er dieß hohe Gebäude aufführte, überzeugte er uns, daß er die dazu gehörige Kraft und Stärke besitze, und doch würden seine übrigen Werke vielleicht nicht den allgemeinen Beyfall erhalten haben, wenn man nicht gezwungen gewesen wäre, den Emil zu krönen, und folglich jede Spur des Mannes zu verehren, dessen Geist und Talente sich auf diese Art vor unsern Augen entwickelten. — Emil ist ein Naturmensch, ausgerüstet mit allen Entdeckungen der Gesellschaft; er sieht weiter als der Wilde, aber doch in derselben Richtung, er hat richtige Begriffe mit richtigen Begriffen verbunden, aber dem Irrthum ist seine Seele verschlossen. Der physische Theil von Rousseaus Erziehungssystem ist allgemein angenommen und gebilliget worden, seine moralischen Begriffe fanden Widerspruch. Rousseaus Beredsamkeit belebte aufs neue das Muttergefühl, und führte viele Mütter zu ihren Pflichten und zu ihrem Glück zurück. Er flößte ihnen das Verlangen ein, die ersten Liebkosungen ihrer Kinder niemand anders zu überlassen, und empfahl die zärtliche Muttersorgfalt. Und welcher Zauber ist nicht über alle die Gemählde dieses Werks verbreitet! Welcher Scharfsinn, welche Fülle

der Ideen! Bald weiß der Verfasser einen beynah erschöpften Gegenstand mit einem neuen Gedanken zu beleben, bald eröffnet er durch eine einzige Idee dem Nachdenken ein neues unermeßliches Feld. Er wollte einen Menschen bilden, und beschäftigte sich nothwendig mit allen den Begriffen, die in eines Menschen Kopf kommen können. Welches Nachsinnen, welche Anstrengung setzt dieses nicht voraus! Welche Originalität bey einem Schriftsteller, dem alle bekannte Gegenstände sich unter einer neuen Gestalt darstellen, und der seine Begriffe und Urtheile meistens aus der Natur schöpft! Es war ein glücklicher Gedanke, daß er seinem Erziehungssystem die Form der Lebensgeschichte seines Zöglings gab. Hier ist nichts, was nicht zum Zweck gehört, nichts, was von der abstrakten Idee ableitet, der Gedanke ruht gleichsam aus, und die Aufmerksamkeit wird hingerissen.

Rousseau hat auch verschiedene Werke über die Musik geschrieben, und liebte diese wissenschaftliche Kunst mit leidenschaftlicher Wärme bis an sein Ende. Er wollte in Frankreich das Melodrama einführen, und stellte seinen Pygmalion zum Muster auf. Und welche Beredsamkeit herrscht nicht in diesem Monolog! wie wahrscheinlich wird es uns nicht, daß die Bildsäule durch seine Stimme belebt werden müsse!

se! und wie wird man nicht versucht zu glauben, daß bey diesem Wunder die Hand der Götter nicht mit im Spiel ist! Er setzte für mehrere Romanzen und Lieder schöne, einfache und rührende Melodien; Melodien die sich innigst mit der Seele vermählen, und die man alsdenn noch singen kann, wenn man unglücklich ist. Vorzüglich liebte Rousseau melancholische Melodien, welche so sehr mit den stillen Empfindungen des Landlebens harmoniren. Dort scheint die ganze Natur die sanft traurigen Töne einer rührenden Stimme zu begleiten, aber dieser Genuß erfordert eine reine weichgestimmte Seele. Der durch die Erinnerung seiner Vergehungen beunruhigte Mensch würde die süsse Schwärmerey nicht ertragen, in welche eine rührende Musik versetzen kann; der durch nagende Reue Gefolterte schaudert zurück von dieser Selbstnäherung, wo alle seine Empfindungen und Gedanken langsam nnd allmählich wieder vor seine Seele treten. Ich bin sehr geneigt, demjenigen mein Vertrauen zu schenken, der durch Musik, Blumen, und den Anblick des Feldes in Entzückungen gerathen kann. Ach! der Hang zum Laster entspringt allein aus dem Herzen des Menschen, denn jedes Gefühl, so ihm von den umgebenden Gegenständen eingeflößt wird, sucht ihn davon zu ent-

fernen. Wie oft scheint nicht am Abend eines schönen auf dem Land verlebten Tages, beym Anblick des gestirnten Himmels, die ganze Natur Tugend, Hoffnung, und sanfte Güte in unsere Seele zurück zu rufen!

Lange Zeit beschäftigte sich Rousseau mit der Kräuterkunde, welche auf dem Lande so vielfache Unterhaltung gewährt. Wie lebhaft schildert er nicht in seinen Bekenntnissen die Freude, als er nach langer Zeit wieder Wintergrün erblickte! Wie mächtig rief diese Blume ihm alle seine ehemaligen Empfindungen zurück! — Dies Wintergrün konnte in ihm den Wunsch erregen, wieder nach dem Lande Vaud zurückzukehren; ein einziger solcher Umstand rief alle seine ehemaligen Gefühle zurück, er fand seine Geliebte, sein Vaterland, seine Jugend, seine Liebe, sein Alles wieder, und seine Seele fühlte alles zugleich.

Ich komme zu Rousseaus Charakter, der so oft verläumdet, und oft vielleicht mit einigem Recht getadelt wurde. — Rousseau hatte eine Figur, die in dem ersten Augenblick, wenn man ihn sah, nicht auffiel, die man aber nie wieder vergessen konnte, wenn man ihn einmahl sprechen gesehen. Seine kleine Augen hatten dem Anschein nach keinen eigenen Ausdruck, aber in eben diesen Augen malte sich

stufenweis seine ganze Seele. Seine Augenbraumen ragten stark vor, gleichsam um seine wilde Ungeselligkeit zu unterstützen, und ihm den Anblick der Menschen zu ersparen. Beynahe immer ging er mit gesenktem Kopf, aber dieser Kopf war weder durch Schmeicheley noch durch Furcht gebrochen; tiefes Nachdenken und Melancholie hatten ihn gebeugt, gleich einer Blume, die durch ihr eignes Gewicht, oder durch den Gewittersturm zerknickt worden. So lang er schwieg, hatte seine Physiognomie wenig Ausdruck, erst dann, wenn er an der Unterhaltung Theil nahm, malten sich seine Gedanken und Leidenschaften auf seinem Gesicht, und zogen sich wieder in die Tiefe seiner Seele zurück, sobald er aufhörte zu reden. Seine Züge hatten nichts Auffallendes, aber sobald er sprach, waren sie lauter Feuer, er glich hierinn gleichsam jenen ovidischen Göttern, welche nach und nach ihre irdische Hülle ablegen, und deren Gottheit man endlich an den feurigen Strahlen ihrer Blicke erkennt.

Rousseaus Geist war langsam, aber sein Empfindungsvermögen schnell und heftig, seine Seele glühend. Nachdenken und Reflexion verstärkten bey ihm die Empfindungen zu einem solchen Grad, daß ein Wort, eine Bewegung, die ihm mißfiel, nachdem er sie zum achttägigen Gegenstand seiner Untersuchungen

gemacht hatte, oft die Veranlassung zu einem Zwiste gab. Daher war es so schwer, ihn aus dem Irrthum zu reißen; denn was er so tief und langsam in sein Herz eingegraben hatte, war ein plötzlicher Lichtstrahl nicht so leicht zu zerstreuen fähig. Seine außerordentliche Imagination und sein Scharfsinn in Gegenständen des Nachdenkens mußten ihn oft schwindelnd machen, und er wäre vielleicht glücklich geworden, wenn er immer auf dem Lande in dem Umgange weniger eingeschränkter Köpfe gelebt hätte. Er war für den Umgang der Natur gebohren; jeder andere ward ihm bald zur Last: denken und träumen war sein höchstes Glück, und weiter hätte man nichts von ihm verlangen sollen. Er glich einem Wilden von den Ufern des Oronoko, und hätte sich gleich ihm glücklich geschätzt, sein Leben damit hinzubringen, das Wasser des Stroms hinfließen zu sehen. Welcher von allen denen, die seine Schriften gelesen, wird ihm ein zärtliches, feinfühlendes Herz absprechen? und doch trat nicht selten seine Einbildungskraft zwischen seine Neigungen und seine Vernunft, und störte deren ganze Wirkung.

Wenn man Rousseaus Grundsätze mit seinen Handlungen vergleicht, so findet man in der That, daß sie sich zuweilen widersprechen; aber es scheint, daß er mehr durch eine falsche

Anwendung, als durch die gänzliche Aufopferung derselben gefehlt habe. Bisweilen scheint es, daß seine Seele, vom Nachdenken erschöpft, nicht mehr Kraft genug gehabt habe, zu handeln. Ein Mann, welcher häufig mit Rousseau umgegangen war, erzählte mehrmahls, mit welcher Wohllust er sich zuweilen der vollkommensten Ruhe überlassen habe. Eines Tages gingen sie zusammen auf den Schweitzergebürgen spazieren. Sie kamen in eine reitzende Gegend, und ein unermeßlicher Raum lag vor ihren Blicken enthüllt. Rousseaus Begleiter erwartete nun, daß der Einfluß dieser Gegend seinen Geist befeuern würde, und hörte ihn schon zum voraus reden; statt dessen streckte sich Rousseau ins Gras nieder, und fing an zu spielen, wie in seiner ersten Kindheit. Glücklich von allen Gedanken und Gefühlen entfesselt zu seyn, ward er von keiner seiner Seelenkräfte gestört, und genoß vielleicht hier einen der glücklichsten Augenblicke seines Lebens. Wirklich sieht man ihn auch gleich von seiner Kindheit an in einer gewissen Gedankenschwärmerey, gleich einem Blinden scheint er durch das Leben zu wandeln, und alles mehr nach seinen Ideen, als nach Beobachtungen zu beurtheilen.

Rousseau würde nicht Fehler jeder Art ohne Rückhalt von sich erzählt haben, wenn er sich

nicht gut und tugendhaft gefühlt hätte. — In allen seinen Werken findet man Züge und Empfindungen, welche nur aus einer reinen und tugendhaften Seele hervorkeimen können. Er entzückt uns, wenn wir ihn in dem Schooße der Natur sehen, und nur in dem Umgange mit Menschen gefällt er uns weniger. Er war von Narur gut, gefühlvoll und zutraulich; aber er ward der unglücklichste von allen Menschen, als ihn der thörichte Wahn von der Ungerechtigkeit und dem Undank des Menschengeschlechts gegen ihn ergriffen hatte. Von nun an erneuerten sich jene süßen Augenblicke der Jugend, die er so hinreißend schilderte, nicht mehr; seine Träume waren nur nach Hoffnungen, und endlich bittre Sehnsucht nach verlohrner Glückseligkeit.

Nichts war deßhalb wohlthätiger für ihn, als sein Aufenthalt auf der Insel Saint Pierre, wo ihm die Einfalt des Landlebens, und die Liebe der Landleute, die ihn anbetheten, wiederum einige Achtung und Neigung gegen die Menschen einflößte. Der Unglückliche, der einen Augenblick Ruhe genießt, ist ja so sanft! — Aber nur zu bald mußte Rousseau in diesem reizenden Aufenthalte sein Leben endigen. Ach! der Verfasser von Julie starb, weil er nicht geliebt wurde! Eines Tages sagte er in dem schattigten Walde zu sich selbst: Ich bin allein auf

der Erde und verlassen, ich leide, bin unglücklich, ohne daß mein Daseyn irgend einem Wesen nütze; ich kann also sterben. — Seine an Tugend, Liebe und Menschenfreundlichkeit so reichen Schriften erwarben ihm Liebe nach seinem Tode, während daß die Verläumdung, so lang er lebte, alles von ihm zurück hielt, und ihrem Wunsch gemäß bis an sein Ende über ihn triumphirte.

Wie sehr stimmte der bezaubernde Aufenthalt, wo bis jetzt seine Asche ruhte, mit den Empfindungen überein, die sein Andenken einflößt! Die sanft melancholische Gegend bereitete leise das Herz zu der Verehrung vor, die man ihm darbringen wollte. Hier prangte kein kostbares Denkmahl in Marmor gehauen, aber der schauerliche, majestätische und herrliche Anblick der Natur, die sein Grabmahl umgab errichtete ihm eine neue Art von Denkmahl, welches seinen Charakter und seinen Geist so treffend schilderte. Er ruhte auf einer Insel, der man sich nicht ohne Vorsatz nähern konnte, und das religiöse Gefühl, welches beym Übersetzen über den Teich die Seele faßte, war ein sicherer Beweis, daß man würdig gewesen sey, ihm das Opfer der Wehmuth darzubringen.

Man beeiferte sich den Fremden, die hierher kamen, die Gänge und Gegenden zü zei-

gen, wo Rousseau am liebsten verweilte, die Plätze, wo er auszuruhen pflegte, und die Stellen aus seinen Werken, vorzüglich aus der Heloise, die er in Bäume und Felsen eingegraben hatte; die Bauern des Dorfs stimmten in die Bewunderung der Reisenden, mit dem Lobe seiner Sanftmuth und seiner Wohlthätigkeit ein. Er war sehr traurig — sagten sie — aber sehr gut. Hier wo er wohnte, wo vorhin seine Asche ruhte, suchte man dem Tode alles zu entreißen, was ihm die Erinnerung etwa leihen könnte; aber man fühlte seinen Verlust nur um so schmerzlicher, man glaubte ihn noch zu sehen, rufte ihn, und der Abgrund antwortete! —

Jetzt ruht Rousseaus irdischer Rest im Pantheon zu Paris. Die Erkenntlichkeit der französischen Nation hat ihn, durch ein Dekret der Nationalkonvention vom 14. April 1794, aus der stillen Wohnung des Grabes in dieses schauerlich-große Gewölbe versetzt, wo er dem Sarkophage Voltaires gegenüber liegt. Beyde Sarkophage sind von Holz, und mit schlechten Basreliefs getäfelt: künftig werden sie von schwarzem Marmor verfertigt werden. Auf Rousseaus Tomba steht die einfach schöne Grabschrift: Ici repose l'homme de la nature et de la verité — Hier ruht der Mann der Natur und der Wahrheit! =

# Goldoni.

Goldoni nimmt unter den dramatischen Dichtern der neuern Zeit eine ehrenvolle Stelle ein. Mit einer unerhörten Fruchtbarkeit schrieb er eine Reihe von Dramen, von denen keines ganz verwerflich, einige vortrefflich sind. Er fand die Schauspielkunst in seinem Vaterlande auf das tiefeste herab gesunken, und versuchte es, dem Geschmack seiner Nation eine bessere Richtung zu geben. Umsonst! Die Italiener kehrten, sobald er aufhörte für sie zu schreiben, auf den gewohnten Weg zurück.

D. Carl Goldoni wurde im Jahr 1707 zu Venedig geboren, wo sein Vater Arzt war. Im Überflusse, unter Geräusch und Schauspielen aufgewachsen, lernte er, nach dem Tode seines Großvaters, frühzeitig das Bittere des herunter gekommenen Wohlstandes kennen, studirte anfangs die Theologie, nachher die Arzneykunst, und dann die Rechte, worin er das Doctorat erhielt. Durch mehrere

Jahre war er bald Schreiber bey einem Procurator, bald Adjunct und dann Coadjutor bey einem Criminalkanzler zu Chiozza und Feltre, bald Advokat zu Venedig, bald Gesellschafter des venezanischen Gesandten zu Mayland, bald Gesandtschaftssekretär zu Crema, bald Theaterdichter zu Verona, bald Consul von der Republik Genua zu Venedig, welche Stelle er verließ, um Cantaten und Komödien für den Fürsten von Lobkowitz zu schreiben, bald Advokat zu Pisa, und dann wieder Theaterdichter auf Zeitlebens, wobey er, so wie in den vorigen Stellen, nach und nach Gelegenheit fand, ganz Italien kennen zu lernen.

Dieses Herumreisen, dieses Herumwerfen in so verschiedenen Lagen erwarb ihm die ausgebreitete Welt- und Menschenkenntniß, die aus seinen Schauspielen hervorblickt. Am nützichsten dazu waren ihm die beyden Stellen zu Chiozza und Feltre. In der Geschichte seines Lebens, welche er selbst geschrieben hat, sagt er unter andern darüber folgendes: Das Criminalverfahren ist ein lehrreicher Unterricht zur Kenntniß des menschlichen Herzens. Der Schuldige sucht das Verbrechen, dessen man ihn anklagt, von sich abzulehnen, oder, wenn er das nicht kann, es wenigstens zu beschönigen. Er ist von Natur listig und verschlagen, oder er wird es doch durch die Furcht. Erweiß,

daß er mit unterrichteten Personen, mit Leuten vom Handwerk zu thun hat, und doch verzweifelt er nicht, sie zu betrügen. — Das Gesetz hat ein Fragformular vorgeschrieben, das man befolgen muß, damit die Fragen nicht verfänglich und so eingerichtet werden mögen, daß schwache und unwissende Personen dadurch könnten überlistet werden. Bey allem dem muß man den Charakter und Geist eines Menschen, den man examiniren soll, ein wenig kennen, oder zu errathen sich bemühen, und wenn man eine richtige Mittelstrasse zwischen Strenge und Milde einschlägt, so wird man größtentheils die Wahrheit ohne Zwangsmittel erfahren. — Was mich immer am meisten interessirte, war das Protokoll beym Verhör, und die Relation, die ich daraus für den Kanzler verfertigte. Von diesen Protokollen und Relationen hängt oft das Vermögen, die Ehre und das Leben eines Menschen ab. Es ist wahr, der Beklagte wird vertheidigt, die Sache wird untersucht, allein die Relation macht immer den ersten Eindruck. Der hat es schwer zu verantworten, der Protokolle ohne Kenntniß und Relationen ohne Überlegung macht. — Auch der Verfasser des Tom Jones bezeigte, daß er seine Menschenkenntniß seinem Amte als Friedensrichter verdanke.

Vom Jahr 1748 bis 1761 widmete er sich

gänzlich der Verbesserung seiner vaterländischen Bühne, indem die dramatische Kunst Italiens auf die niedrigste Stufe herab gesunken war. — Goldoni bemerkte den Verfall dieser Kunst, die er liebte, für die er geboren war, und hatte eine gänzliche Reform beschlossen. Er wollte das Possenspiel von den Theatern Italiens verbannen, die ernsthafte Gattung in Ansehen bringen, und auch dem wirklichen Lustspiele eine anständigere Gestalt geben. Er fieng seine Laufbahn mit einigen skizzirten Komödien an; als eben sein Ruhm einigermaßen begründet war, wagte er die Reform, und überließ seine Plane nicht mehr dem ungewissen Zufall der Ausführung aus dem Stegreif. Die Schwierigkeiten, welche Goldoni bey der Ausführung seines Plans zu besiegen hatte, waren unzählig; was er aber dafür that und litt, muß ich hier wegen Enge des Raums übergehen, und meine Leser auf die Geschichte seines Lebens verweisen.

Im Jahre 1761 gieng Goldoni nach Paris. Er ward dahin berufen, um für das italienische Theater zu arbeiten. Da dieses eingieng, und jetzt nur dem Namen nach noch fortdauerte, gab er den Prinzessinnen — Töchtern Ludwigs XV. — Unterricht in der italienischen Sprache, und blieb mit einer jährlichen Pension von 4,000 Livres am Hofe. Durch den

Umgang mit den witzigsten Köpfen zu Paris, brachte es Goldoni dahin, daß er, nach einem neunjährigen Aufenthalte in Frankreich, für das erste Nationaltheater ein Stück schreiben konnte, das mit außerordentlichem Beyfall aufgenommen wurde, und welches die Franzosen selbst neben die Meisterstücke von Moliere setzen. Auch nach dem Ausbruche der Revolution blieb Goldoni zu Paris, lebte aber sehr dürftig, und starb endlich daselbst im Dezember 1792, in einem Alter von 85 Jahren, nachdem ihm kurz zuvor der französische Nationalkonvent eine Pension von 2,400 Livres zuerkannt hatte.

Goldoni übertrifft an Fruchtbarkeit der Ideen alle dramatischen Dichter neuerer Zeit, den einzigen Lope di Vega ausgenommen. Der minder glänzende Theil seines Verdienstes ist die Anlage seiner Stücke, deren keines ganz vollendet und tadelfrey ist. Desto bewundernswürdiger aber ist die Mannigfaltigkeit der Situationen und der Reichthum an Charakteren, welche er zuerst auf die Bühne gebracht hat, und deren viele eine wahrhaft komische Kraft haben. Goldoni verließ die enge Sphäre der Theaterwelt, und sammelte einen Vorrath eigener Beobachtungen ein, um derentwillen seine Schauspiele dem Studium der dramatischen Dichter, als eine Fundgrube

glücklicher Ideen, noch lange empfohlen bleiben müssen.

Die Fehler, in welche Goldoni verfallen ist, sind zum Theil wenigstens, eine Folge der Umstände, unter denen er schrieb. Ein Dichter, welcher in dem Laufe von dreyßig Jahren die Bühne mi 200 Schauspielen bereichert, von denen er sechszehn in einem Jahre schrieb, — nähmlich im Jahre 1750 — mußte nothwendig dem Zufalle sehr viel überlassen, und seinen ersten Einfällen folgen, ohne dem Zuruf einer bedenklichen Kritik zu folgen. Die Gestalt, welche ein Stück in seiner ersten Bearbeitung erhalten hat, behielt es fast immer unverändert bey, da die schnelle Folge der Arbeiten und die ganze Lage der Schauspielkunst in Italien eine Rückkehr auf das, was einmahl bey Seite gelegt worden war, weder veranlaßet noch erlaubte. Da es der Vortheil der Schauspieldirectoren erfordert, mit wenigen Stücken ein ganges Carneval auszufüllen, so wird der Dichter alles hervorsuchen müssen, was einen starken und schnellen Eindruck zu machen im Stande ist. Das neue Stück wird, wenn es einmahl Beyfall gefunden hat, so oft wiederhohlt, als es das Publikum verstattet; im nächsten Jahre vielleicht noch einmahl gegeben, und dann auf immer bey Seite gelegt. So wird dem dramatischen Dichter ein

Ziel gesteckt, zu welchem er nicht durch das Gebiet des wahrhaft Schöna, sondern des conventirnellen Reitzes gelang.

Der Einfluß, welchen diee Umstände auf die Arbeiten unsers Dichters gehabt haben, ist sehr in die Augen fallend. Niemahls würde die Gattung, welche Goldoni in seinem Vaterlande in Aufnahme zu brigen suchte, den Beyfall gefunden haben, dessen sie genoß, wenn er nicht an die Stelle des Abenteuerlichen und Possenhaften einen andern Reitz gesetzt hätte, welcher das Volk, eine Zeitlang wenigstens, für dem Mangel jener beliebten Eigenschaften schadlos hielt. Dieser Reitz bestand in der Darstellung einheimischer Gegenstände.

Eine Menge seiner Dramen sind ganz lokal, und was ihnen ihren größten Beyfall verschaffte, war eben diese Lokalität. Mehrere derselben sind nur für Venedig geschrieben, und sie ergötzten durch die treue Schilderung der Menschen, welche man hier täglich vor Augen sah. Die Form des Ganzen und die wesentlichen Schönheiten desselben kamen bey Zuschauern weniger in Betrachtung, als die conventionelle Anmuth einzelner Scenen; und es ist begreiflich, daß der Dichter gar bald die Bearbeitung des wesentlichen, schweren und von dem Publikum doch minder beachteten

Theiles der Kunst, der Wirksamkeit einzelner Situationen und allen den Kunstgriffen, deren sich jeder Dichter bedient, welcher für einen augenblicklichen Eindruck arbeitet, nachgesetzt haben wird.

Die Handlung der meisten Komödien Goldonis ist ernsthaft und von der Gattung, welche die Franzosen ausschließend Drama nennen; nur wenige sind in ihrer Anlage auf die Belustigung des Zuschauers eingerichtet. Unter diesen letztern zeichnet sich durch eine ächt komische Anlage der Lügner aus, wozu Goldoni die Idee von dem französischen Theater nahm. Aber nicht immer haben seine lustigen Stücke diese wahrhaft komische Kraft. In einigen ist das, was belustigen soll, gesucht, in andern trivial. Die neugierigen Weiber, der Lehnsherr und einige andere diesen ähnliche Stücke werden jeden, an ächten Witz gewöhnten Zuschauer weit öfters zu gähnen als zu lachen machen.

Ohne Zweifel besteht Goldonis größtes Verdienst in dem seltnen Reichthume komischer Charaktere, welche er zuerst auf die Bühne gebracht hat. Es gibt keinen Stand, kein Verhältniß der Menschen, welches er nicht geschildert hätte, und es hat vielleicht nie einen dramatischen Dichter gegeben, welcher eine so weite Sphäre umfaßte. Aber es ist

auch

auch hier zu beklagen, daß er mehr ein Beobachter der Menschen, als der menschlichen Natur war. Wenn er in den Begebenheiten seiner Schauspiele bisweilen zur Trivialität herabsinkt, weil er das auf die Bühne bringen zu können glaubte, was im wirklichen Leben gewöhnlich geschieht; so ist er in seinen Charaktern bisweilen unwahrscheinlich und abentheuerlich, weil er jeden seltnen und originälen Charakter unverändert auf dem Theater aufstellte.

Es scheint bey der Vergleichung einer großen Menge von Dramen unsers Komikers, als habe er für nichts so sehr, als für einen hinlänglichen Vorrath der Situationen gesorgt, in denen sich die wirksamsten Seiten seiner Charaktere in ihrer ganzen Kraft entwickeln könnten. Oft häuft er diese Situationen mit einer unnützen Freygebigkeit. Oft vergißt er über dieser Bemühung das Bedürfniß der Handlung, welche in den ersten Akten schleicht, und sich ganz in dem letzten zusammendrängt.

Der Leichtigkeit, mit welcher Goldoni Charaktere zeichnete, verdanken diejenigen seiner Komödien ihre Entstehung, in denen eine große und für die Handlung nicht nothwendige Anzahl von Personen aufgeführt wird. Zum Beyspiel la Bottega di Caffé. Diese Stü-

cke vergnügen, als eine Reihe beweglicher Gemälde, wenn sie auch nicht die volle Wirkung einer dramatischen Handlung hervorbringen sollten.

Nicht alle Charaktere sind unserm Dichter auf gleiche Weise geglückt. Die belesenen und geistreichen Frauenzimmer mißrathen ihm unter der Hand; sie habe insgesammt einen starken Anstrich von Pedanterey und lächerlicher Kostbarkeit. Desto besser gelingen ihm die geschwätzigen, die eiteln, die verleumderischen und verschmitzten Weiber, vornehmen und niedern Standes. Eben so sehr und vielleicht noch besser gelingt ihm der Ausdruck der Herzlichkeit, Naivetät und Rechtschaffenheit, vornehmlich in weiblichen Seelen. Doch haben die Weiber dieses Vorrecht nicht allein. Von mehreren trefflichen männlichen Charaktern, vornehmlich unter den Vätern, zeichnen wir den Pantalon in den pontigli domestici aus, einen eben so schönen als neuen Charakter.

Der Dialog unsers Dichters endlich ist nicht rasch genug und überhaupt sehr ungleich; in einzelnen Scenen vortrefflich, in anderen weitschweifig und ungelenk. Gemeiniglich sind die ersten Scenen, wo er mit dem meisten Feuer arbeitete, lebhafter dialogisirt als der übrige Theil; aber nur einige seiner Komö-

dien zeichnen sich von dieser Seite durchaus vor den übrigen aus. Goldoni bildete den Dialog gleichsam zuerst, und es ist glaublich, daß er dem Gebrauche gefolgt ist, den er auf der Bühne seines Vaterlandes fand. Nachdem er die französische Bühne und die vollendeten Muster derselben kennen gelernt hatte, schrieb er in einem Alter, welchem die Weitschweifigkeit eigenthümlich ist, feuriger als er in seinen jüngern Jahren geschrieben hatte. Selbst in seinen Memoiren über die Geschichte seines Lebens drückt sich das graue, gutmüthige, bisweilen schwache Alter eines 80jährigen Greises mit der vollen Wärme und Lebhaftigkeit eines Jünglings aus.

Wenn wir alles dieses noch einmahl übersehen und zusammenfassen, so ergibt sich das Resultat, daß Goldoni, bey großen Talenten, einem seltnen Reichthum der Einbildungskraft, einem feinen Beobachtungsgeist und einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit, durch die Umstände, unter denen er lebte und schrieb, zurückgehalten worden, den höchsten Gipfel der Kunst zu ersteigen. Der Zustand des Theaters in Italien, der Geschmack der Nation, die Nothwendigkeit, in welcher sich der Dichter befand, viel und schnell zu arbeiten, der Mangel an vollendeten Mustern, und die daraus entspringende

Einseitigkeit in Beurtheilung der Kunst selbst, legte ihm unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Er war ein fruchtbarer Dichter, der am meisten durch die Mannigfaltigkeit seiner Gestalten und die Wärme seines Kolorits ergötzet.

# Mozart.

Gewiß muß es jedem Freunde der süßesten unter allen Künsten, der Musik, recht sehr willkommen seyn, etwas von der merkwürdigen Lebensgeschichte dieses früh entwickelten, großen und originellen Genies zu hören. Wer von uns hat nicht jemals bey den Harmonien dieses großen Tonkünstlers sich bald in süße Empfindung verloren gefühlt, bald den unerschöpflichen Reichthum seiner Ideen bewundert, und die Gewalt, mit welcher er das Gebieth seiner Kunst in ihrem weiten Umfange beherschte? Welcher von meinen Lesern sollte nicht diesen Zauberer näher kennen zu lernen wünschen, der ihnen so manche frohe Stunde verschönert, so manche trübe erheitert hat! Noch jetzt gewähren uns ja seine Kompositionen das größte Vergnügen! —

Johann Chrysostomus Wolfgang Gottlieb Mozart wurde zu Salzburg den 27. Jäner 1756 geboren. Sein Vater, Leopold Mozart, war eines Buchbinders Sohn aus Augsburg,

studierte aber in Salzburg und kam 1743 als Hofmusikus in die fürstliche Kapelle. Im Jahr 1762 wurde er Vice-Capellmeister; er beschäftigte sich neben seinem Dienst am Hof und in der Metropolitan-Kirche mit Unterweisung auf der Violine und mit Componiren. Er gab 1756 den Versuch einer gründlichen Violin-Schule heraus, die im Jahr 1770 eine zweyte Auflage erlebte. Er war mit Anna Maria Pertlinn verheirathet, und es ist ein Umstand, der für den genauen Beobachter nicht ohne Bedeutung seyn kann, zu wissen, daß diese Ältern des, für die Harmonien so ausgezeichnet organisirten Künstlers, zu ihrer Zeit für das schönste Ehepaar in Salzburg galten.

Von sieben Kindern aus dieser Ehe, war ihnen nur eine Tochter Maria Anna und dieser Sohn am Leben geblieben; der Vater gab daher die Unterweisung auf der Violine und das Componiren ganz auf, um alle von seinem Dienste freye Zeit auf die musikalische Erziehung dieser zwey Kinder zu wenden. Die Tochter, die älter als der Sohn war, entsprach der väterlichen Unterweisung so gut, daß sie in der Folge bey den Reisen der Familie die Bewunderung, die man dem Sohne zollte, durch ihre Geschicklichkeit theilte. Sie ist jetzt an einen fürstlichen Rath im Salz-

burgischen verheirathet, wo sie in anspruchsloser Stille ganz den schönen Pflichten der Gattinn und Mutter lebt. In den letzten Jahren ihres ledigen Standes, die sie im väterlichen Hause zubrachte, gab sie einigen jungen Frauenzimmern in der Stadt Salzburg Unterricht im Klavierspielen, und noch jetzt findet man dort die geschicktesten Schülerinnen der Nannette Mozart, durch Nettigkeit, Präcision, und wahre Applicatur, aus allen übrigen heraus.

Der Sohn Mozart war damals etwa drey Jahr alt, als der Vater seine siebenjährige Tochter auf dem Klavier zu unterweisen anfing. Der Knabe zeigte schon da sein außerordentliches Talent. Er unterhielt sich oft lange beym Klavier mit Zusammensuchen der Terzen, welche er dann immer anstimmte, und seine Freude darüber bezeigte, diese Harmonie aufgefunden zu haben.

Im vierten Jahre seines Alters fing sein Vater gleichsam spielend an, ihm einige Menuets und andere Stücke auf dem Klavier zu lehren, eine Sache, die dem Lehrer eben so leicht und angenehm wurde, als dem Lehrling. Zu einer Menuet brauchte er eine halbe Stunde, zu einem großen Stück eine Stunde, um es zu lernen, und es dann mit der vollkommensten Nettigkeit und mit dem feste-

sten Tacte zu spielen. Von nun an machte er solche Fortschritte, daß er in seinem fünften Jahre schon kleine Stücke componirte, die er seinem Vater vorspielte, und von diesem zu Papier bringen ließ.

Von der Zeit, ehe er die Musik kannte, war er seinem lebhaften Temperamente nach für jede Kinderey, wenn sie nur mit einem Bischen Witz gewürzt war, so empfänglich, daß er darüber Essen und Trinken und alles andere vergessen konnte. Und überall zeigte sich ein liebendes, zärtliches Gefühl in ihm, so daß er die Personen, die sich mit ihm abgaben, oft zehn Mahl an einem Tag fragte, ob sie ihn lieb hätten? und wenn man es im Scherze verneinte, sogleich die hellen Zähren im Auge zeigte. Aber von der Zeit an, wo er mit der Musik bekannt wurde, verlohr er allen Geschmack an den gewöhnlichen Spielen und Zerstreuungen der Kindheit, und wenn ihm ja noch diese Zeitvertreibe gefallen sollten, so mußten sie mit Musik begleitet seyn. Wenn z. B. er und ein gewisser Freund vom Hause, der sich viel mit ihm abgab, Spielzeug aus einem Zimmer ins andere trugen, mußte allemahl derjenige von beyden, der leer ging, einen Marsch dazu singen oder auf der Geige spielen.

Er war in diesen Jahren überaus geleh-

rig, und was ihm sein Vater nur immer vorschrieb, das trieb er eine Zeitlang mit dem größten Eifer, so daß er darüber alles andere, selbst die Musik auf einige Zeit zu vergessen schien. Er war im Ganzen voll Feuer und hing jedem Gegenstande sehr leicht an; er würde daher in Gefahr gewesen seyn, auf schädliche Abwege zu gerathen, wenn ihn nicht seine treffliche Erziehung dafür geschützt hätte. Aber unter allen war es doch die Musik, von der seine Seele voll war, und mit der er sich unablässig beschäftigte. Mit Riesenschritten ging er darinn vorwärts, so daß selbst sein Vater, der doch täglich um ihm war, und jede Stufe der Fortbildung bemerken konnte, oft davon überrascht und darüber in ein Erstaunen, wie über ein Wunder, gesetzt wurde.

Er war nun schon so weit in der Kunst gekommen, daß es Unrecht von seinem Vater gewesen wäre, wenn er nicht auch andere Städte und Länder zu Zeugen dieses außerordentlichen Talents hätte machen wollen. Im sechsten Jahre seines Alters that daher sein Vater mit der ganze Familie, die aus ihm, seiner Frau, der Tochter und dem Sohne bestand, die erste Reise nach München, wo sich die beyden Kinder bey dem Churfürsten hören ließen, und mit Lob und Beyfall überhäuft wurden. Als sie nach Salzburg zurück

gekehrt waren, und beyde Kinder nun täglich vollkommener auf dem Klaviere wurden, so ging die gesammte Familie im Herbst des Jahres 1762 nach Wien, wo die beyden kleinen Virtuosen dem kaiserlichen Hofe vorgestellt wurden.

Kaiser Franz sagte unter andern im Scherz zu dem Sohne: Es sey keine Kunst, mit allen Fingern zu spielen; aber nur mit einem Finger, und auf einem verdeckten Klaviere zu spielen, das würde erst Bewunderung verdienen. Anstatt durch diese unerwartete Zumuthung betroffen zu werden, spielte der Kleine sogleich mit einem Finger so nett, als es möglich ist, ließ sich auch die Klaviatur bedecken, und spielte dann mit einer solchen bewunderungswürdigen Fertigkeit, als wenn er es schon lange geübt hätte.

Das Lob der Großen machte schon als Kind keinen solchen Eindruck auf ihn, um darauf stolz zu werden. Schon in seinen damahligen Jahren spielte er nichts als Tändeleyen, wenn er sich vor Personen mußte hören laßen, die nichts von Musik verstanden. Hingegen war er allezeit ganz Feuer und Aufmerksamkeit, wenn Kenner zugegen waren, und deßwegen mußte man ihn oft hintergehen, und seine vornehmen Zuhörer für Kunstverständige ausgeben.

Er hatte bis jetzt blos das Klavier gespielt, und es schien, als wenn man bey der beyspiellosen Fertigkeit, mit welcher er für seine Jahre dieses Instrumeut behandelte, an einen Knaben keine Forderung, auch andere Instrumente zu spielen, wagen dürfe. Aber der Geist der Harmonie, der in seiner Seele wohnte, kam allen Erwartungen und allem Unterrichte bey weiten zuvor. Er hatte aus Wien eine kleine Geige mitgebracht, die er dort geschenkt bekommen hatte. Kurz darauf, als die Familie wieder nach Salzburg zurückgekehrt war, kam Wenzl, ein geschickter Geiger und ein Anfänger in der Composition, zu dem Vater Mozart, und bath sich dessen Erinnerung über sechs Trios aus, die er währ:end der Abwesenheit der Mozartischen Familie gesetzt hatte. Der Vater spielte mit der Viola den Baß, Wenzl die erste Violin, und der kleine Wolfgang durfte auf vieles Bitten die zweyte spielen. Ohne nun noch eine ordentliche Anweisung auf der Violine gehabt zu haben, spielte der junge Mozart alle sechs Trios so vortrefflich durch, daß dem Vater Thränen der gerührten und bewundernden Zärtlichkeit über die Wange rollten.

Immer mehr zeigte sichs nun, daß sein Ohr ganz für die Musik gebaut war. Mit leisem Gefühle bemerkte er die feinsten Unterschiede

der Töne; und jeder Mißklang, ja so gar schon jeder rauhe, durch Zusammenstimmung nicht gemilderte Ton, spannte ihn unwillkühr=lich auf die Folter. So hatte er in dieser Periode der Kindheit, und fast bis in sein zehntes Jahr eine unbezwingliche Furcht von der Trompete, wenn sie allein ohne andere Musik geblasen wurde, und wenn man ihm ein solches Instrument nur vorhielt, so that es eben die Wirkung auf ihn, als wenn man andern eine geladene Pistole aufs Herz setzt. Sein Vater wollte ihm diese kindische Furcht benehmen, und befahl einmal, daß man ihm, trotz seiner Vorbitten, entgegen blasen mußte. Aber gleich beym ersten Ton wurde er bleich und sank zur Erde, und wahrscheinlich würde er in Verzuckungen gefallen seyn, wenn man nicht inne gehalten hätte.

Ungeachtet er täglich neue Beweise von dem Erstaunen und der Bewunderung der Menschen über seine große Anlage und Geschicklichkeit erhielt, so machte ihn das durchaus nicht selbstsüchtig, stolz oder eigensinnig, sondern er war ein überaus folgsames, und gefälliges Kind. Niemals bezeigte er sich unzufrieden mit einem Befehle seines Vaters, und wenn er sich schon den ganzen Tag hatte hören lassen müssen, so spielte er doch noch jedem ohne Unwillen vor, so bald es sein

Vater wollte. Jeden Wink seiner Ältern verstand und befolgte er, und er trieb die Anhänglichkeit an sie so weit, daß er sich nicht getraute, ohne Erlaubniß derselben, auch nur das geringste zu essen oder anzunehmen, wenn ihm Jemand etwas anboth.

Im Juni 1763, also im siebenten Jahre des Knaben, machte die Mozartische Familie die erste große Reise außer Deutschland, wodurch nun der Ruhm des frühen Künstlers sich allgemein verbreitete. Nachdem sie in den vorzüglichsten Städten Deutschlands bey den verschiedenen Fürsten und Großen mit ausgezeichnetem Beyfalle gespielt hatten, so kamen sie im November in Paris an, wo sie sich 21 Wochen aufhielten.

Sie ließen sich vor der königlichen Familie in Versailles hören, auch spielte der Sohn in der dortigen Capelle vor dem ganzen Hofe die Orgel. Für das Publikum gaben sie zwey große Akademien in einem Privatsaale. Sie fanden hier, wie leicht zu erwarten war, sehr ihre Welt; gleich nach ihrer Ankunft wurde der Vater und die beyden Kinder in Kupfer gestochen, und überall sehr ehrenvoll behandelt. Hier war es auch, wo Wolfgang Mozart seine beyden ersten Werke verfertigte und bekannt machte. Das erste dedicirte er der Madame Victoire, der zweyten Tochter des Königs;

das andere der Gräfinn Tesse. Beyde Stücke sind in Paris gestochen. Er war damahls sieben Jahr alt.

Den 10. April 1764 reißten sie über Calais nach England, wo sie sich bis in die Mitte des folgenden Jahres aufhielten. Schon am 27. desselben Monaths ließen sich die Kinder vor den beyden Majestäten hören, eben so wieder im folgenden Monathe, wo der Sohn auch die Orgel des Königs spielte. Alle schätzten hier sein Orgelspiel weit höher, als sein Klavierspiel. Sie gaben nun ein Benfekt oder eine große Musik zu ihrem Vortheile, wobey alle Symphonien von der Komposition des Sohnes waren; ein andres zum Nutzen des Hospitals der Wöchnerinnen. Nach einem gefährlichen Halsweh, das den Vater an den Rand des Grabes brachte, und das er in Chelsea überstand, kehrten sie nach London zurück, und spielten wieder vor der königlichen Familie und dem vornehmsten Adel.

Es läßt sich selbst denken, daß die Kinder, und vorzüglich der Sohn, unter dem reichen Beyfalle, den sie in den größten Hauptstädten Europens von allen Seiten einernteten, nicht bloß auf der erreichten Stufe stehen blieben, sondern sich noch immer fort bildeten. So spielten jetzt beyde Kinder überall Concerts auf zwey Klavieren; auch sang

der Sohn Arien mit der größten Empfindung. In Paris sowohl als in London legte man dem Sohn verschiedene schwere Stücke von Bach, Händel, Paradies und andern Meistern vor, die er nicht nur vom Blatt spielte, sondern sie auch sogleich in dem angemessenen Takte und mit aller Nettigkeit vortrug. Während dieses Aufenthalts in England, und folglich im achten Jahre seines Alters componirte er sechs Sonaten, die er in London stechen ließ und der Königinn widmete.

Im Julius fuhren sie wieder nach Calais über, und reißten durch Flandern, wo Wolfgang oft die Orgeln der Klosterkirchen und der Kathedralen spielte. Im Haag hatten beyde Kinder nach einander tödtliche Krankheiten zu überstehen. Erst nach vier Monathen erhohlten sie sich, und dann war die erste Arbeit des Sohnes, daß er sechs Sonaten für das Klavier setzte, und stechen ließ, mit einer Zuschrift an die Prinzessinn von Nassau-Weilburg. Zu Anfang des Jahres 1766 brachten sie vier Wochen in Amsterdam zu, und reißten dann wieder in den Haag; von da nach Paris und über Lyon nach der Schweiz. In München sang der Churfürst dem Sohn Mozart ein Thema vor, um es sogleich auszuführen und zu Papier zu setzen.

Er that es in Gegenwart des Churfürsten, ohne dazu ein Klavier oder eine Geige zu gebrauchen. Als er damit fertig war, spielte er es, und wurde dafür mit dem Erstaunen und der Bewunderung des Churfürsten und aller Anwesenden belohnt. Endlich kamen sie nach einer Abwesenheit von länger als drey Jahren zu Ende des Monaths November 1766 wieder in Salzburg an. —

Sie blieben nun bis in den Herbst des folgenden Jahrs in Salzburg, und der junge Mozart schritt durch beständiges Studium immer dem Ziele der Vollkommenheit näher, das er sobald erreichte. Im Jahre 1768 spielten die Kinder in Wien vor Kaiser Joseph, bey dem Fürsten Kaunitz, Herzog von Braganza und andern. Bey der Einweihung der Waisenhauskirche hatte er das Amt und ein Trompeten-Concert gesetzt, und dirigirte als ein zwölfjähriger Knabe diese feyerliche Musik in Gegenwart des kaiserlichen Hofes.

Das Jahr 1769 brachten sie wieder in Salzburg zu, bis der Vater im December mit dem Sohne allein, der aber vorher noch Concert-Meister beym Salzburgischen Hof-Orchester wurde, eine Reise nach Italien antrat. Hatte er schon in den andern Ländern so viele Bewunderung erregt, so kann man

leicht

leicht denken, wie sehr seine Erscheinung in Italien willkommen war, wo die Musik wie in ihrem eigenen Boden gedeiht, und die Kunst darinn unter die ersten Verdienste gezählt wird. Nachdem sie in Mayland, Bologna, Florenz und andern Städten Beyfall und Bewunderung einernteten, so kamen sie in der Charwoche zu Rom an. Sie gingen sogleich in die Sixtinische Capelle, um das berühmte Miserere zu hören. Da es den päbstlichen Musikern scharf verbothen war, diese Musik abcopiren zu lassen; so nahm sich der junge Mozart vor, recht genau darauf zu hören, und sie zu Hause aufzuschreiben. Er that es, und hielt darauf ein Manuscript im Hute, als dieses Miserere am Charfreytage wieder gegeben wurde, wodurch er noch einige Verbesserungen in seinem Aufsatze machen konnte. Dieß wurde bald in Rom bekannt, und erregte allgemeines Aufsehen. Er mußte es in einer Akademie beym Klavier singen, wobey der Castrat Christofori zugegen war, der es in der Capelle gesungen hatte, und durch sein Erstaunen Mozarts Triumph vollkommen machte.

Als er in Neapel in dem Conservatorio alla pieta spielte, fielen seine Zuhörer auf den abergläubischen Gedanken, in seinem Ringe müsse die Zauberey stecken; er zog da-

her den Ring ab, und nun war erst die Verwunderung recht groß. Er kehrte nach Rom zurück, wo ihm der Pabst das Kreuz und Breve als Militiae auratae eques gab. In Bologna wurde er einstimmig als Mitglied der dortigen Harmonie-Akademie aufgenommen. Man schloß ihn deßhalb ganz allein ein, und gab ihm eine Antiphona vierstimmig zu setzen. Er war in einer halben Stunde damit fertig, und erhielt darauf das Diplom.

Sie eilten nun, um nach Mailand zurück zu kommen, weil sich der Sohn zur Composition der dortigen ersten Carneval-Opera verbindlich gemacht hatte. Zu Ende des Octobers 1770 kamen sie hier an, wo der Sohn in seinem 14. Jahre die Opera seria, Mitridete, componirte, die zuerst am 26. December, und mehr als zwanzig Mahl nach einander aufgeführt wurde. Die letzten Tage des Carnevals brachten sie nun noch in Venedig zu, und verließen endlich Italien, wo man ihnen allenthalben mit ausgezeichneter Ehre begegnet war. Im März 1771 trafen sie wieder in Salzburg ein.

Einige Reisen, die er in den folgenden Jahren wieder nach Mayland, Wien und München mit seinem Vater machte, gaben Gelegenheit zur Verfertigung mehrerer vortrefflichen Musiken. — Und nun hatte Mozart den Gi=

pfel seiner Kunst erreicht, und nun war sein Ruhm durch alle Länder von Europa verbreitet. Welche der größern Städte er jetzt auch wählen mochte, um in ihr seine seltnen Talente der Unterhaltung des Publikums zu widmen, so war er einer allgemeinen Bewunderung gewiß. Indeß schien doch der große Marktplatz aller ausgezeichneten Talente in den schönen Künsten, das damahlige Paris, der schicklichste Ort für ihn, da er dort schon bekannt war, dort schon ein von ihm begeistertes Publikum vorfand. Er reißte deßwegen im September 1777 mit seiner Mutter nach dieser sonstigen Hauptstadt des europäischen Luxus. Es würde sehr zu seinem Vortheile gewesen seyn, wenn er in Paris geblieben wäre; aber er fand wenig Geschmack an der französischen Musik. Als nun im folgenden Jahre seine Mutter, die ihn dieses Mahl allein aus der Familie begleitet hatte, in Paris starb, kehrte er, nachdem er einige Stücke daselbst verfertigt hatte, zu Anfang 1779 mit Freuden wieder zu seinem Vater zurück.

Im November des nächsten Jahres schrieb er in München eine Opera Seria für das folgende Carneval, und reißte von da aus nach Wien, wohin ihn sein Fürst, der Erzbischof von Salzburg, der sich eben dort aufhielt, berufen hatte. Seit dieser Zeit, also

seit seinem 24. Jahre, lebte er in Wien, und trat in kaiserliche Dienste. Er erfüllte die großen Erwartungen, zu denen seine bewundernswürdigen und früh entwickelten Gaben das ganze musikalische Publikum berechtigt hatten, auf eine vollkommen befriedigende Art, und ward, um mit wenig Worten alles zu sagen, der Lieblingscomponist seines Zeitalters.

Die verschiedenen Werke Mozarts hier einzeln aufzuführen, wäre zu weitläuftig und selbst überflüßig; denn wer sollte seine Compositionen nicht kennen, und darunter besonders seine Zauberflöte, die einen so vorzüglichen und allgemeinen Beyfall erhielt, daß sie binnen einem Zeitraume von zwölf Monathen hundert Mahl vorgestellt wurde! Wer kennt nicht seine Todtenmesse, oder das sogenannte Requiem, welches Mozart in seinen letzten Tagen setzte, aber nicht ganz vollenden konnte! Das Feyerlich-Pathetische des Ausdruckes, das man darinn mit dem höchsten Grade der Kunst auf die zweckmäßigste Art vereinigt findet, hat bey der zum Vortheile der Wittwe und Kinder veranstalteten Aufführung alle Herzen gerührt, und sich aller Kenner Bewunderung erworben.

Das war Mozart, der Tonkünstler. Kein Forscher der menschlichen Natur wird sich

aber wundern, wenn ein großer Künstler, dem man von dieser Seite die allgemeinste Bewunderung zollte, nicht gleich groß in den übrigen Verhältnissen des Lebens erscheint. — Mozart zeichnete sich durch keine besonders einnehmende Körperbildung aus, so schön aus, wie schon erwähnt worden ist, seine Ältern in ihrer Jugend waren, und so vielen Einfluß dieses auch immer auf die glückliche Organisation des Sohnes gehabt haben mag. — Er war klein, hager, blaß, und verrieth nichts Außerordentliches in seiner Physiognomie. Sein Körper war in beständiger Bewegung; immer mußte er mit den Händen oder Füßen etwas zu spielen haben. Selbst sein Gesicht blieb sich nicht gleich, sondern verrieth immer den innern Zustand seiner Seele, in welcher die Phantasie, durch die er bezaubernder Künstler wurde, das Übergewicht hatte.

Aber so wie dieser seltene Mensch früh schon in seiner Kunst Mann wurde, so blieb er hingegen fast in allen übrigen Verhältnissen beständig Kind. Er lernte nie sich selbst regieren; für häusliche Ordnung, für gehörigem Gebrauch des Geldes, für Mäßigung und vernünftige Wahl im Genuß hatte er keinen Sinn. Immer bedurfte er eines Führers, eines Vormundes, der an seiner Statt die

häuslichen Angelegenheiten besorgte, da sein eigener Geist beständig mit einer Menge ganz anderer Vorstellungen beschäftigt war, und dadurch überhaupt alle Empfänglichkeit für andere ernsthafte Überlegung verlor. In Wien verheirathete er sich mit einer Constanza Weber, und fand in ihr eine gute Mutter von zwey mit ihr erzeugten Kindern, und eine würdige Gattin, die ihn noch von manchen Thorheiten und Ausschweifungen abzuhalten suchte. So beträchtlich sein Einkommen war, so hinterließ er doch bey seiner überwiegenden Sinnlichkeit und häuslichen Unordnung, den Seinigen weiter nichts, als den Ruhm seines Namens und die Aufmerksamkeit eines großen Publikums auf sie, das die Schuld für die süßen Freuden der Mozartischen Muse auch den Erben noch mit Dankbarkeit abzutragen suchte.

Aber eben dieser immer zerstreute, immer tändelnde Mensch schien ein ganz anderes, schien ein höheres Wesen zu werden, so bald er sich an das Klavier setzte. Dann spannte sich sein Geist, und seine Aufmerksamkeit richtete sich ungetheilt auf den Einen Gegenstand, für den er geboren war, auf die Harmonien der Töne. Auch bey der vollkommensten Musik bemerkte er den kleinsten Mißton, und sagte zugleich mit treffender Genauigkeit, auf wel=

chem Instrumente der Fehler gemacht worden sey, und welcher Ton es eigentlich hätte seyn sollen. Selbst seine Hände hatten eine so feste Richtung für das Klavier, daß er selten und nur mit der äußersten Mühe und Furcht im Stande war, sich bey Tische das Fleisch zu schneiden; gewöhnlich bath er seine Frau um diese Gefälligkeit. Über das kleinste Geräusch bey der Musik gerieth der sonst so sanfte Mann in den lebhaftesten Unwillen.

Die Musik machte das Hauptgeschäfte seines Lebens, und zugleich seine angenehmste Erholung aus. Nie, auch in seiner frühesten Jugend nicht, brauchte man ihn zum Spielen anzuhalten; vielmehr mußte man zu verhüten suchen, daß er sich darüber nicht vergaß, und seiner Gesundheit schadete. —

Von seiner Kindheit an spielte er am liebsten bey der Nacht; wenn er sich Abends um neun Uhr vor das Klavier setzte, so brachte man ihn sicher vor Mitternacht nicht wieder davon weg, und auch dann mußte man ihn noch halb zwingen; sonst würde er die ganze Nacht fort phantasirt haben. — Früh von sechs oder sieben Uhr an bis zehn Uhr componirte er, und zwar mehrentheils im Bette; dann setzte er den ganzen Tag nichts mehr, ausgenommen, wenn etwas Dringendes zu verfertigen war. — Des Tags über verweil-

te er größtentheils am Billard, welches er leidenschaftlich liebte; er hatte sogar gewöhnlich eins auf seiner Stube, auf welchem er sich allein vor sich zu unterhalten pflegte.

So glänzend seine Laufbahn war, so kurz war sie auch. Kaum war er sechs und dreyßig Jahr alt, als er am 5ten Dezember 1791 zu Wien starb. — Aber er hat sich in dieser kurzen Zeit einen Namen gemacht, der nicht untergehen wird, so lange nur noch ein Tempel der Muse der Tonkunst stehen wird; und oft noch wird von gefühlvollen Seelen, sanft bewegt durch den Reichthum und die Schönheit seiner Harmonien, seinem Andenken ein begeistertes, dankbares Lob gewidmet werden!

# Moses Mendelssohn.

Jeder kennt den Nahmen Mendelssohn, und spricht ihn nie aus, ohne den Begriff eines merkwürdigen Mannes damit zu verbinden. Er gehörte zwar zu einer Religionsgemeinde, die von der unsern sehr verschieden ist; aber sollten wir ihn deßwegen weniger achten wollen? Im Gegentheil verdient sein Andenken um so mehr den spätesten Nachkommen aufbewahrt zu werden, da er sich durch dicke Nebel verjährter Vorurtheile durcharbeiten mußte; indem man seiner Nation den Vorwurf gemacht hat, daß sie den Aberglauben begünstige, und die Freyheit im Denken oft durch strenge, kirchliche Gesetze unterjoche.

Moses Mendelssohns Geburtsort ist Dessau, wo er im September 1729 gebohren wurde. Sein erster Eintritt in die Welt versprach ihm weder zeitliches Glück, noch Ehre und Ansehen. Mendel Sipher, sein Vater, war

zwar ein edler und rechtschaffener Mann, aber dabey arm und nicht im Stande für die Bildung und das Fortkommen seines Sohnes zu sorgen. Er war Zehngebothenschreiber und Schulmeister zu Dessau, ein Amt, das bey der jüdischen Nation äußerst wenig bedeutet, und fast immer mit Armuth unzertrennlich verbanden ist. Indessen that der Vater, was er in seinen armseligen Umständen thun konnte; er gab dem Sohn einigen Unterricht in den Anfangsgründen der hebräischen Sprache und der Religion der Väter. Weiter reichten seine eigenen Kenntnisse nicht. So ward also der junge Mendelssohn in dem Lärm einer gemeinen Judenschule erzogen, wo er nichts als Mißtöne in der deutschen Sprache hörte, und in der hebräischen nur so viel lernte, als hinreichend war, um die ersten Gründe der jüdischen Gelehrsamkeit zu lernen.

Um Mendelsohns ganzen Werth, sowohl den Werth seines Geistes, als seines Herzens zu schätzen, muß man sich in die Umstände versetzen, unter welchen er gebohren ward. Aus einer Nation entsprossen, welche an den meisten Orten, wenn gleich mit großem Unrecht gegen manchen ihrer rechtschaffenen Mitglieder, das traurige Loos des Mißtrauens, der Verachtung und der Unterdrückung trift,

— von Ältern gebohren, deren er sich zwar auf keine Weise schämen durfte, weil sie edel und rechtschaffen waren, die aber doch nicht die Kräfte hatten, ihm jene Bildung und Erziehung angedeihen zu lassen, welche wenigstens einen gewissen Grad von Wohlhabenheit erfordert, — selbst durch einen von Jugend auf sehr schwächlichen und kränklichen Körper eingeschränkt; — mußte sich sein Geist ohne fremde Beyhülfe, oder irgend eine Aufmunterung von außen her, durch alle diese drückenden Lagen, zu jenem Grade der Bildung des Scharfsinns, der Einsicht, der Weisheit und des Edelmuths den er erreichte, empor arbeiten, um sich einen Platz unter der Zahl jener erhabenen Lehrer der Menschheit zu erwerben, die von Jahrhundert zu Jahrhundert ihr Zeitalter aufgeklärt, und in den Köpfen ihrer Zeitgenossen ein neues, ungewohntes Licht aufgesteckt haben!

Der Jüngling lernte besonders sehr früh die Werke des ehemaligen großen Reformators der jüdischen Philosophie und Religion Maimonides kennen, durch welche in ihm der erste Grund zur Untersuchung der Wahrheit und zu freymüthiger Denkungsart gelegt ward, und die er daher auch in reifern Jahren sehr verehrte. Auf das Studium dieses Werks, welches die Begriffe von Gott,

von der Unsterblichkeit der Seele, und fast alle übrigen Gegenstände der natürlichen Religion und der Moral behandelt — auf dieses Hauptwerk der neuern hebräischen Litteratur wandte er besondern Fleiß und zwar so anhaltend, daß er oft ganze Nächte durchwachte, und sich von diesem Schriftsteller kaum losreissen konnte. Aber dieser frühe und anhaltende Fleiß stürzte ihn in eine Nervenkrankheit, wodurch ungefähr in seinem zehnten Jahre sein Rückgrad zu beugen anfing, welches nachher durch nachläßige Behandlung zunahm, und vielleicht die Hauptursache seiner schwächlichen Gesundheit und seines frühen Todes ward.

Die ersten Proben seines aufkeimenden Genies waren einige Gedichte, die er schon in seinem zehnten Jahre verfertigte; da es ihm aber damit nicht recht glücken wollte, so entsagte er diesen Geistesübungen, verbrannte in der Folge seine poetischen Versuche, nahm wieder den Maimonides zur Hand, und seine Neigung zur Dichtkunst verlohr sich nach und nach in dem Maaße, wie der Hang zu tiefsinnigen philosophischen Untersuchungen bey ihm die Oberhand gewann.

Diesen philosophischen Spekulazionen hing er bis ins vierzehnte Jahr in dem Hause seiner Ältern nach. Jetzt aber mußte er sehen,

sein eigen Stück Brod zu verdienen, da seine Ältern bey dem besten Willen unfähig waren ihn ferner zu verpflegen. In äusserster Dürftigkeit verließ er das älterliche Haus im Jahr 1742, und wanderte nach Berlin, unbekannt mit der Welt und den Bedürfnissen des Lebens, und ohne zu wissen, wovon er sich nähren und seine heiße Lernbegierde befriedigen sollte. Die drückendste Armuth war sein Loos, als sich in Berlin ein menschenfreundlicher und wohlthätiger Jude des verlassenen Jünglings annahm, ihm in seinem Hause eine Kammer unter dem Dache einräumte, für seinen Unterhalt sorgte, und ihn nach Kräften unterstützte. Jetzt hatte unser philosophischer Pilger wenigstens einen Winkel, um seinen Wanderstab hinzustellen, und nun sehnte er sich nach Erweiterung seiner Kenntnisse, um seinen nach Aufklärung dürstenden Geist einige Nahrung zu geben.

Sprachkenntnisse waren jetzt dem jungen Forscher unentbehrlich, wenn er weitere Fortschritte in der Philosophie machen wollte, da diese Wissenschaft zur Zeit seiner Bildung fast immer nur in dem fremden Gewande der lateinischen Sprache öffentlich auftratt. Ein junger jüdischer Arzt aus Prag, Namens Kisch, rieth ihm zuerst, sich mit der lateinischen Sprache bekannt zu machen. Aber er

war zu dürftig, um nur irgend ein lateinisches Elementarbuch zu kaufen. Mendelssohn pflegte selbst zu erzählen, daß er sich viele Tage lang von trocknem Brod ernährte, wozu er sich einige Groschen mit Abschreiben verdiente. Das Brod, welches er sich kaufte, bezeichnete er mit Einschnitten, um nach dem Verhältniß seiner Kasse damit auszureichen. — Ein Beyspiel, deren die Geschichte in jedem Zeitalter mehrere aufstellt, wie sich große und edle Seelen in der Armseligkeit der äußern Glücksumstände bilden.

Mendelssohn sparte indessen nach allen Kräften, gelangte nach einiger Zeit zu dem für ihn nicht unbeträchtlichen Kapital von einigen Groschen und wandte sie nun dazu an, eine Grammatik und ein schlechtes Lexikon alt zu kaufen. Kisch gab ihm ein halbes Jahr lang täglich etwa eine Viertelstunde Unterricht in der lateinischen Sprache, und in Kurzem kam er, obgleich mit unsäglicher Mühe, so weit, daß er Lockes Werk vom menschlichen Verstande lateinisch lesen und verstehen konnte.

Bekannt mit den Sprachen Griechenlands und Roms, suchte er nun auch mit den neuern Sprachen sich vertraut zu machen, da dieselben in unsern Tagen dem wahren Gelehrten fast eben so unentbehrlich sind, als

die griechiche und römische Sprache. Sehr nützlich war ihm zu diesem Zwecke um das Jahr 1748 seine Bekanntschaft mit dem Doktor Aaron Salomon Gumperz, einem jungen jüdischen Gelehrten, welcher nebst der Arzneywissenschaft in der Mathematik und Philosophie gute Kenntnisse besaß, und auch die neuern Sprachen, besondes die französische und englische verstand und sprach. Dieser gab ihm nähere Veranlassung, mit der neuesten Litteratur bekannt zu werden. Er verschaffte ihm auch die Bekanntschaft einiger jungen Leute auf dem Joachimsthalischen Gymnasium, welche die Philosophie liebten. Mit diesen stellte er Disputationen über Gegenstände der Philosophie an, und dadurch entwickelten sich bey ihm Begriffe, von denen er bisher nur dunkle Ideen in seiner Seele gehabt hatte. Durch tausend zufällige Veranlassungen ward nun die Denkkraft seiner Seele geübt, er lernte seine Ideen ordnen, und über die Dinge in der Welt richtig urtheilen und schließen.

So lebte Mendelssohn der Weisheit und der Wissenschaft, ohne eine andere Aufmunterung, als die er aus sich selbst schöpfte, selbst ohne einen gewissen Unterhalt: bis ein reicher Seidenfabrikant seiner Nation, Bernard, ihn als Erzieher seiner Kinder, in sein

Haus nahm, und da er auch die bey Gelehrten seltnen Talente des Schönschreibens, Rechnens und Buchhaltens bey ihm fand, ihn nach und nach zum Inspektor, dann zum Direktor, und endlich zum Mitglied seiner Fabrik machte. Alle geselligen Verhältnisse, in die bis jetzt Mendelssohn versetzt worden war, hatte er emsig als Quellen benutzt, aus denen er Unterricht und Weisheit schöpfen müßte. Am wichtigsten aber für seine gesammte Bildung war die Bekanntschaft, welche er im Jahr 1754 mit einem Manne machte, den Deutschland bisher als eines seiner größten Genies bewundert hat, und stets bewundern wird — mit Lessing. Dieß war der größte Schritt, den Mendelssohn zur Ausbildung seines philosophischen Geistes und zur zweckmäßigen Anwendung seiner so seltenen Geistestalente that. Der Geist der Korrektheit und der Vollendung, den Mendelssohn, wie Lessing, allen ihren Werken eingedrückt haben, war gewiß eine Folge ihrer gemeinschaftlichen Untersuchungen über Wahrheit und Zweifel, und ihrer mannigfaltigen vertraulichen Unterhaltungen, in welchen sie sich ihre Gedanken ohne Zurückhaltung mittheilten, und ihre Werke gegenseitig der schärfsten Kritik unterwarfen. Es traten in diesen litterarischen Bund, der so ganz auf Selbstvervoll-

komm-

kommnung abzweckte, und die herrlichsten Früchte trug, in der Folge Nikolai und Abt — diese herrliche Blume, die so schnell aufkeimte, und leider so plötzlich wieder verblühte.

Nächst Nikolai war auch Lessing der erste, der Mendelssohn zu überreden suchte, etwas in deutscher Sprache zu schreiben, und als Schriftsteller vor das Publikum zu treten: aber dieß erlaubte ihm seine natürliche Schüchternheit nicht. Lessing gibt ihm einst einen Aufsatz von einem auswärtigen Gelehrten, den er ihm aber bald wieder zustellt, mit der Äußerung: ich getraue mir ebenfalls etwas darüber aufzusetzen. Das möcht' ich wohl sehen, erwiederte Lessing. Mendelssohn schweigt und bringt ihm einige Zeit nachher das erste seiner bekannten philosophischen Gespräche. Lessing nimmt es mit der Entschuldigung, er habe jetzt nicht Zeit es zu lesen, — und so verstrichen einige Wochen ohne daß Mendelssohn das Manuscript zurück erhielt. Indem er einst auf Lessings Stube ist und ihn fragt: Ob er bereits seinen Aufsatz gelesen? — sagt Lessing ihm, statt der Antwort: Nehmen Sie dort das kleine Büchelchen — und Mendelssohn steht erstaunt da, sein Manuscript gedruckt zu sehen.

Kurz darauf erschien die berühmte Probe

des Scharfsinns Mendelssohns, seine vortrefflichen Briefe über die Empfindungen, in welchen er die Entstehung und allmählige Entwickelung unserer Begriffe von Schönheit erforschte, sie in ihre ersten Bestandtheile auflößte, und so über diese dunkeln Wirkungen der menschlichen Seelenkräfte ungemein viel Licht verbreitete. Auch in ihrer Form sind diese Briefe vortrefflich, ob sie gleich in einer Zeit erschienen, wo die deutsche Prose noch lange nicht in dem Zustand war, in welchem sie sich jetzt befindet; am wenigsten war sie geschickt zur deutschen Darstellung philosophischer Lehrsätze. Mendelssohn war also der erste, der unserer Sprache gleichsam die Form gab, die sie vorher nicht hatte, der sie zum philosophischen Ausdruck zu bilden wußte, ohne dem Ausdrucke in seinem Gehalte zu schaden, und der in deutscher Sprache das mit Zierlichkeit vortrug, was man bisher nur fremden Sprachen zugeschrieben hatte. Und so schrieb er nicht nur, sondern er sprach auch eben so zierlich. Nicht bloß in seinen Schriften herrschte Reinigkeit, sondern auch im mündlichen Ausdrucke beobachtete er solche mit einer Genauigkeit, daß selbst gebohrne Deutsche ihn mit Recht beneiden konnten. Auch dieser Umstand ist Beweiß von der Größe seines Talents und seiner Verdienste um die

deutscher Litteratur. Proben seines frühen Verdienstes um Sprache und Aufklärung enthalten auch seine ersten Aufsätze für Journale und andere Zeitschriften, welche nach seinem Tode unter dem Titel: kleine philosophische Schriften, gesammelt wurden. Es sind insgesammt Werke des Jünglings, der empor strebt und seine edeln Talente mit Glück zu versuchen anfängt. Aber wie tief stehen nicht diese Jugendaufsätze unter den Abhandlungen seiner spätern Jahre, die er besonders der Berliner-Monathsschrift einverleibte, wo er verschiedene Sätze der spekulativen Philosophie sowohl als der Moral mit allen Kenntnissen eines Selbstdenkers vorgetragen hat.

Als Lessing von Berlin weg ging und Abt als Professor nach Rinteln kam, gab er gemeinschaftlich mit ihnen und Nikolai die Briefe die neueste Litteratur betreffend, heraus. Die Briefe von Mendelssohns Hand verrathen überall den Verfasser der Briefe über die Empfindungen.

Den Preis über die akademische Preisfrage der Berliner Akademie auf das Jahr 1763, von der Evidenz der metaphisischen Wissenschaften, trug unser Weltweise vorzüglich durch seine Popularität, seinen schönen, glänzenden Vortrag und sein praktisches Anschließen der spekulativen Untersuchungen

an nützliche Wahrheiten des gemeinen Lebens davon. Mendelssohn hat es in dieser Preisschrift auch durch sein Beyspiel bewiesen, zu welcher Evidenz man metaphisische Wahrheiten bringen könne.

Die Freuden des Ehestandes genoß der stille Weise in einer glücklichen Verbindung, welche er im Jahr 1762 geschlossen hatte. Seine Gattinn war die Tochter eines in Hamburg wohnhaft gewesenen Mannes, Namens Abraham Gugenheim, die er bey einem kurzen Aufenthalt daselbst kennen gelernt hatte. Er zeugte mit ihr vier Söhne und drey Töchter, wovon die erstgebohrne schon im eilften Monat ihres Lebens starb. Ihr Tod veranlaßte den schönen Brief in Abts Korrespondenz; denn er fiel gerade in diese Zeit, als unser Weltweise mit der Vertheidigung von Spaldings Bestimmung des Menschen beschäftigt war, welche unter dem Titel: Orakel, im Briefwechsel gedruckt ist. Die Bildung seiner Kinder lag ihm sehr an Herzen. Anfangs ließ er sie nach eignen Gefallen Ideen sammeln, und dann machte er sichs zur Pflicht, sie frühzeitig zur vernünftigen Erkenntniß Gottes anzuführen; denn nach seinen Erziehungsgrundsätzen ist es erst dann Zeit, Kinder zum ordentlichen Nachdenken über wichtige Materien] die erforderliche Anleitung zu

geben, wenn sie zuvor selbst die Materialien zusammen getragen haben.

Nicht Worte, sondern Werke müssen den Mann zeigen, sagt Lessing, und welche Werke sind wohl eher geschickt, uns unsern Mendelssohn als Mann als denkenden Mann zu zeigen, als die, wodurch er sich den Weg zur Unsterblichkeit bahnte? Eine der ersten Stellen unter diesen Werken gebührt seinem Phädon, der 1767 durch einen gelehrten Streit mit Abt veranlaßt wurde. Er beweist darinn, daß die Seele nicht mit dem Leibe sterbe, daß sie auch nicht wie dieser zusammen gesetzt seyn könne; und endlich, daß sie nach der Anlage ihrer Natur vom Schöpfer zur Fortdauer und zum Wachsthum an Vollkommenheit bestimmt sey. Sein Vortrag ist so gefällig, seine Bewegungsgründe sind meistens so treffend, seine Auflösungen so scharfsinnig, er breitet ein so helles Licht über den Weg, den er geht, sein Ton ist dabey so bescheiden, und seine Materie begeistert ihn zuweilen zu einer so ungesuchten Beredsamkeit des Herzens, daß nicht leicht ein Zweifler an seiner Unsterblichkeit sich mit jemanden lieber auf die Untersuchung einlassen wird, als mit ihm. Dieß Buch allein ist schon genug, daß Mendelssohn der spätesten Nachwelt, so lange deutsche Sprache

und Philosophie noch Werth haben, verehrungswürdig bleiben muß. Dieß war er auch in vollem Maaße seinen aufgeklärten Zeitgenossen, und sein Ruhm drang selbst über Deutschlands Gränzen nach Holland, Frankreich und England.

Mit mehr Dank als sein Commentar über den Prediger Salomon wurde seine vortreffliche Übersetzung der Psalmen aufgenommen, die er nach einer zehnjährigen Arbeit im Jahr 1783 bekannt machte. Diese Übersetzung haucht einen alten Geist, hat eine hohe Simplicität und drückt auch in manchen Stellen einen gefälligern Sinn aus, als die frühern Übersetzungen. Allein sie verschönert auch zuweilen den Text der Lieder, und manche Stelle ist zu wörtlich übersetzt.

Die berühmte Dohmische Schrift über die bürgerliche Verbesserung der Juden, veranlaßte Mendelssohn im Jahr 1781 zu der Übersetzung des Manasse Ben Israels Rettung der Juden, wovon die Vorrede allgemein als ein Meisterstück der Beredsamkeit bewundert wird, obgleich sich gegen einige in derselben vorgetragene Sätze wohl noch manches einwenden ließe. Ein ungenannter Verfasser antwortete dagegen in der Schrift: Forschen nach Licht und Recht 1782; und dieß bewog Mendelssohn, noch ein Mahl

seine völlige Meinung über Religion und Toleranz zu Tage zu legen, in dem Werke: Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum 1783. Er gab dieses wichtige Werk, welches den Beweiß seines Scharfsinns noch auf die Nachkommen übertragen muß, gerade zu einer Zeit heraus, wo in Deutschland so vieles über Religionsduldung und Freyheit gesprochen und geschrieben wurde, wo man neugierig war, einen Weltweisen darüber zu hören. Und in diesem Zeitpunkte trat Mendelssohn auf, der — obgleich seine Verdienste schon entschieden, und von Juden und Nichtjuden anerkannt waren, — doch am ersten furchtsam seyn konnte, weil er befürchten mußte, daß Religionsvorurtheile vielleicht seinen Gegnern zur Seite stehen würden. Er wagte es aber über diese Materie, und zwar mit solcher Freymüthigkeit zu schreiben, daß selbst seine Gegner verstummten.

Bey den Widersprüchen, die er bey dieser Gelegenheit erfuhr, war er sehr gleichgültig. Er wollte seinem Zeitalter noch nützlicher werden. Er faßte den Gedanken, die Lehre vom Daseyn Gottes, welche in unsern Tagen so verkannt und verstellt wird, in ein neues Licht zu setzen. Ihm war es sehr angelegentlich gewesen, seinen ältesten Sohn Joseph, einen

Jüngling von ausgezeichneten Fähigkeiten und gegen den er die zärtlichste Vaterliebe hegte, von dieser Seite sicher zu stellen. Er hatte ihm und einigen andern jungen, hoffnungsvollen Leuten seiner Nation in einigen Morgenstunden — denn nur in diesen konnte er anhaltend denken, und Nachmittags spürte er schon seit acht Jahren, die Schwächlichkeiten seines abgezehrten Körpers — die Anfangsgründe seines philosophischen Systems mündlich erklärt, und besonders auf Gott und die richtige Auseinandersetzung unseres Begriffs von ihm und von seinen Eigenschaften wichtige Wahrheiten gegründet. Aus diesen Unterredungen entstanden die Morgenstunden, oder Vorlesungen über das Daseyn Gottes, deren erster Theil 1785 gedruckt, und von allen unbefangenen Wahrheitsforschern mit Theilnehmung gelesen wurde. Die wichtigen Materien, welche den Inhalt dieser Vorlesungen ausmachen, sind zwar unendlich oft wissenschaftlich und populär, trocken und angenehm abgehandelt worden; und dennoch scheinen sie unter Mendelssohns Händen von so vielen Seiten neu, daß der Gelehrte so gut als der Ungelehrte sie bey ihm mit gleich starkem Interesse wieder durchdenken wird. Dieses Interesse erhalten sie bey ihm vorzüglich dadurch, daß er die dahin gehörigen Lehrsätze

so stellt, wie sie auf einander folgen, wenn man von den ersten Wahrheiten des gesunden Verstandes ausgeht, daß er keine Lücke unausgefüllt läßt, welche die Überzeugung erschweren könnte, indem er die Gründe, worauf sich der gesunde Verstand stützet, deutlich auseinander setzt, der tiefsinnigen Vernunft die Anschauung des gesunden Verstandes und dem gesunden Verstande die Zuverläßigkeit der tiefsinnigen Vernunft giebt.

Wehmüthig bedauert es jeder Freund der Wahrheit, daß dieses vortreffliche Werk unvollendet blieb, besonders da die Ausführung des schönen Plans durch eine so traurige Veranlassung gestöhrt wurde!

Wenn Denken überhaupt der körperlichen Maschine nicht zuträglich ist, so mußte das tiefe, angestrengte Denken eines Mendelssohns seiner so schwachen, so unglücklich gebauten Maschine nothwendig verderblich werden. Er schränkte freylich seine wissenschaftlichen Forschungen und Spekulationen nur auf wenige einzelne Stunden ein; aber das geschah leider erst zu einer Zeit, da der Keim des Siechens längst bey ihm tiefe Wurzel geschlagen hatte. In der Jugend legte er durch seinen unersättlichen Durst nach Kenntnissen den Grund zu der Schwäche, die dann Zeitlebens sein Theil blieb, und die ihn zuletzt

ins Grab stürzte. Ein warnendes Beyspiel für den edlen Jüngling, der seinen Eifer im Forschen nach Wahrheit und Erkenntniß nicht zu mäßigen weiß! Ihm seyen die Worte heilig: Wirke mit kluger Mäßigung — so wirst du lange wirken. Ein Rath, den Mendelssohn leider in seinen Jünglingsjahren nicht beherzigte, und für dessen Übertretung er schwer büssen mußte.

Die unersättliche Wißbegierde, welche ihn beseelte, verleitete ihn oft in frühern Jahren, Nächte zu durchwachen, weil der Tag für ihn verlohren war. Dieß war insbesondere der Fall bey ihm, als er zuerst Wolf und Leibnitz studierte, und mit einer wahren nie empfundenen Wollust, einen immer hellern Tag in seiner Seele aufdämmern sah. Dann war es ihm oft unmöglich, die Lampe auszulöschen, bis der Morgen schon wieder in sein Fenster schimmerte. Er nannte das seine nächtlichen Schwärmereyen. Durch dieß häufige Nachtwachen hat er sich wahrscheinlich seine nachherige langwierige Nervenschwäche zugezogen, wodurch er für seinen edlen Durst nach Kenntnissen, mit der Standhaftigkeit eines Weisen, viele Jahre büßte. Diese Nervenschwäche ging so weit, daß er einmahl fast ein ganzes Jahr lang sich alles ernsthaften und anhaltenden Nachdenkens enthalten,

oft mehrere Stunden lang die einzige Beschäftigung seines Geistes darinn suchte, indem er am Fenster stand, die Ziegel auf dem Dache des gegenüberstehenden Hauses zu zählen. Tausend andere hätten bey einem solchen Drucke körperlicher Leiden unterliegen müssen, aber Mendelssohn kam durch die strengste Lebensordnung und durch eine weise Ersparung seines geistigen Vermögens seiner Schwäche zu Hülfe, und wie glücklich er auch diesen traurigen Zeitpunkt überwunden habe, kann die Herausgabe der wichtigsten Werke seines Geistes beweisen. Er machte selbst nach dieser Epoche den vortheilhaftesten Gebrauch von seiner Denkkraft, wie seine Psalmenübersetzung, sein Jerusalem und seine Morgenstunden beweisen.

Seine Freunde, die täglichen Umgang mit ihm hatten, versichern, daß es fast unbegreiflich sey, wie die Nahrung, auf die er sich einschränkte, einen menschlichen Körper erhalten konnte. Mit der heitersten Miene, die ihn überhaupt selten verließ, pflegte er seine Freunde zu Speisen und Getränken einzuladen, wovon er selbst, aus Furcht nachtheiliger Folgen für seine Gesundheit, nicht zu kosten wagte. So wußte er als ein wahrer Weise dem sinnlichen Genusse zu entsagen, und wäre er im Stande gewesen, den geisti-

gen Genuß des Lesens und Selbstdenkens eben so leicht zu entbehren, so würde er sein Leben vielleicht noch mehrere Jahre lang erhalten haben. So lange indessen seine Arbeit nur noch Spekulation war, arbeitete der edle Mann ohne merkliche Schwächung seiner Gesundheit; erst da Lavaters Aufforderung, sich zum Christenthume zu bekehren, auch sein Herz in Bewegung setzte, empfand er plötzlich die fürchterlichsten Folgen von seiner Lebensart. Sonderbar war es, daß bey der Enthaltsamkeit von jedem sinnlichen Genusse, worinn er Meister war, ein einziges übrig blieb, von dessen übermäßigen Genuß er sich kaum losreissen konnte, und diese seine Lieblingsnäscherey — war Zucker. Und so oft er ihm auch widerrathen wurde, konnte er sich doch selten überwinden, diesem Verbote Gehör zu geben.

Indessen rieb die Anstrengung bey der Ausarbeitung des Plans zum zweyten Theile seiner Morgenstunden seine Kräfte immer mehr auf, und eine dazu gekommene heftige Erkältung beschleunigte seinen Tod. Ein Schlagfluß und Schwäche hatte ihn der Erde entrissen, als er eben auf einem Sopha saß, ohne daß man die gewöhnliche Freundlichkeit auf seinen Lippen vermißte. Er entschlief den 4. Jäner 1786 früh um sieben Uhr im 57. Jahr seines ruhmvollen Alters, wie ein müder Wan-

derer nach wohl zurückgelegten Tagreisen sanft entschlummert.

So starb also dieser Sokrates unserer Zeit, dem Wahrheit bis an das Ende seines Lebens über alles heilig und theuer war; der den Geschmack der Deutschen bilden half; der zuerst unter ihnen unübertrefbar schön über die Philosophie schrieb; der die Weisheit aus dem Himmel der Wolfischen Schule herab rief, und in die Bewohnungen derer einführte, so nicht Philosophen von Profeßion waren; der seine Nation zuerst aufklärte, und aller Hindernisse ungeachtet, durch sich selbst groß ward. Ob man gleich nicht eigentlich sagen kann: Jakobi sey die Ursache von Mendelssohns Tod gewesen, so ist doch so viel richtig: Mendelssohn starb als Martyrer in der Vertheidigung seines Freundes, und weil Jakobi dazu die Veranlassung gab, so war er auch vielleicht die veranlassende Ursache zu dessen Tode.

Alle jüdische Kaufläden waren um die Zeit geschlossen, da der Leichnam, dem Gesetze gemäß, nach seiner Ruhestätte gebracht wurde. Dieß ist sonst nur die Gewohnheit bey der Beerdigung eines Oberrabbinen, und also ein sicherer Beweiß, welche Liebe er sich bey seiner Nation erworben, die die Achtung gegen

einen ihrer vornehmsten Lehrer nicht schicklicher an den Tag zu legen wußte.

Mendelssohn war von kleiner Statur, sehr hager, verwachsen; seine Gesichtsfarbe war äußerst braun und kränklich; seine Nase römisch groß, den Mund hatte er immer sanftlächelnd; etwas offen, sein Auge war feurig, sein Blick durchdringend. In seiner Miene lag so viel Güte, Bescheidenheit und Wohlwollen, daß man ihn beym ersten Anblick liebgewinnen mußte. Seine gewölbte Stirn und alle Züge seines Gesichts verkündigten den Mann von hellem Kopf und edlem Herzen.

Wenn je ein Mann, der als Mensch und als Gelehrter gleich ehrwürdig ist, Achtung und Ehrfurcht verdiente, so ist es Mendelssohn. Als Philosoph ist er einer unserer besten und gemeinnützigsten. Seine Gedankenfolge ist geordnet, hell, deutlich; sein Scharfsinn lebt in den schwersten dunkelsten Aufgaben, verbreitet Licht über die vornehmsten Irrgänge der menschlichen Seele, Licht über sie selbst, über ihr Daseyn, ihre Dauer und Bestimmung. Sein Vortrag ist männlich schön, ohne Prunk, Ziererey, und falsche Ausschmückung.

Durch seine Bekanntschaft mit den schönen Wissenschaften und Künsten, durch seinen langen vertrauten Umgang mit den besten

Schriftstellern des Alterthums und der neuern Zeit, hat seine Sprache die hohen Schönheiten des Styls, den ganzen einnehmenden Reitz erhalten, den wir in allen seinen Werken bewundern. Die Deutlichkeit und Präcision der Gedanken gewinnt unendlich durch die belebende Wärme seines Genies; die abstraktesten Wahrheiten treten hervor unter seinen Händen im netten Schmucke einer einfältig erhabnen Beredsamkeit.

Mendelssohn hat noch eine andere Seite, die ihn zum lehrreichsten Stoff für die öffentliche Bearbeitung macht. Dieß ist sein edler, über alles Lob erhabener Charakter; dieß sind seine Verdienste als Mensch. Es ist Wonne, das Leben des Weisen zu betrachten, dessen ganzes Leben der Abdruck seiner edelsten Lehren war, — und dieser Weise ist Mendelssohn. Edel und rechtschaffen war er als Mann, groß als Denker und fromm als Gottesverehrer. Dieser Tugenden wegen genoß er Achtung von allen, und Liebe von seinen Brüdern, er genoß all den Ruhm edler Seelen, als Früchte, die aus solchen Keimen hervorsprießen. So eines Ruhmes genoß er sein ganzes Leben hindurch, nicht so, wie viele an seiner Stelle gethan haben würden, nicht mit Merkmalen einer Ehrliebe, die an Stolz gränzt,

sondern mit der in jeder Sache ihm eigenen Mäßigkeit.

Edle Bescheidenheit, die den großen Mann, der sich seines innern Werthes bewußt ist, schon genugsam auszeichnet, besaß er im höchsten Grade. Er war überhaupt kein Freund von Ehrenbezeugungen, aber dann waren sie ihm doppelt zuwider, wenn sie in Übertreibungen ausarteten. In dieser Lage befand er sich sehr oft, und gerieth dadurch in einige Verlegenheit, aber er wußte sich auch gemeiniglich sehr glücklich heraus zu helfen, und übertriebene Schmeicheleyen auf die feinste Art von sich abzulehnen.

Er fand ein Vergnügen darin, auch seinen offenbaren Feinden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und sprach fast nie mit Bitterkeit von ihnen; obgleich Mendelssohn unter seinen Bekannten schwerlich auch nur einen Feind hatte. Wer Mendelssohn von Person kannte und mit ihm umging, der liebte ihn auch, denn was er sprach, flößte jedem — selbst Schwätzern und Thoren — eine Art von Ehrfurcht ein. Kein Wort wurde von ihm überflüßig oder am unrechten Orte gesagt, und seine Worte hatten Kraft, verfehlten nie ihres Endzweckes, entweder zu belehren oder zu unterhalten.

Gutmüthigkeit mit Verstand verknüpft,

schätz-

schätzte er über alles, und war im Lobe derjenigen Personen unerschöpflich, bey denen er diese beyden Eigenschaften vereinigt antraf. Ein giltiger Beweiß, daß er selbst diese Tugend besaß, war unstreitig dieser, daß er eifrig in der Vertheidigung der Handlungen anderer war, wenn man solche durch lieblose Urtheile verunglimpfen wollte. Sagte man z. B. der oder jener würde gewiß diese gute Handlung nicht unternommen haben, wäre er nicht durch Ehrsucht angetrieben worden; so erwiederte Mendelssohn: Ach gut! in guten Handlungen Ehre zu suchen, ist ja schon etwas Vortreffliches, gesetzt auch, daß keine andere Beweggründe dabey wären, denn man muß lieber im Zutrauen als im Mißtrauen gegen Güte des Herzens zu weit gehen, sonst muß man fürchten, daß zu viele menschliche Tugenden verschwinden. —

List und Verstellung waren ihm fremd; dagegen erkannte man in ihm bald den biedern, offenherzigen Mann, in dem kein Falsch ist. Ob er gleich zum öftern hintergangen wurde, so entzog er doch keinem Menschen sein ganzes Zutrauen, und meinte: Falschheit anderer Menschen müsse nie versteckt oder mißtrauisch machen. — Viele ähnliche Züge seiner Rechtschaffenheit, und Menschenliebe, und jeder gefälligen Tugend, sind noch

immer die Lieblingsmaterie in den Gesprächen seiner Freunde.

Kurz, Mendelssohn war ein praktischer Weise, ein edler, vortrefflicher Mann. Er liebte die Natur und verehrte die Vernunft als das edelste Geschenk der Gottheit. Beide leiteten ihn in allen seinen Handlungen. Wissenschaften schätzte er, sobald er erkannte, daß sie die Stützen der Vernunft wären, und seinem Geiste Nahrung geben müßten. Aber auch in seinem Leben und Privatgeschäfte herrschte überall Vernunft, er wählte zu seinem Geschäfte, neben den Wissenschaften, einen Handel, der ihn nicht verleiten konnte, weder eigennützig noch habsüchtig zu werden. Er schränkte solchen nach seinen Fähigkeiten ein, und nach dem, was seine Kräfte ihm zuließen; breitete ihn nicht zu weit aus, um nicht durch die Menge irdischer Sorgen und Angelegenheiten, andere weit wichtigere Ideen zu verdrängen. So zeigte er auch hierin, wie der Weise handeln müsse.

Blicke oft hin, Leser, auf das Bild dieses verewigten Weisen, und suche ihm nach deiner Lage und deinen Kräften nachzustreben, suche vornehmlich seine moralischen Vollkommenheiten dir eigen zu machen. Als Hausvater und Kaufmann, als Gelehrter und als Privatmann, kurz, in allen vorkommenden

Fällen zeichnete er sich durch seine Geisteskräfte und seinen rechtschaffenen Charakter, als Mann vor tausend seiner Zeitgenossen aus. Streben nach Wahrheit hatte er von Jugend auf geliebt; streben nach Wahrheit war auch die Bahn, auf welcher ihn der Tod traf. Seine Freunde dürfen also wohl mit Recht sagen: Er starb des edelsten Todes!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

21 Wa 1

# Inhalt.


| | | Seite. |
|---|---|---|
| 1. | Ludwig der Sechszehnte | 1 |
| 2. | Marie Antonie | 47 |
| 3. | Selim der Dritte. | 89 |
| 4. | Alexander Leopold, Palatin von Ungarn. | 98 |
| 5. | Prinz Ludwig von Preußen | 106 |
| 6. | Herzog von Orleans | 113 |
| 7. | Francois von Neufchateau | 126 |
| 8. | Reveillere-Lepaux. | 136 |
| 9. | Malesherbes | 145 |
| 10. | Bernstorff | 165 |
| 11. | Clerfayt | 176 |
| 12. | Mack | 197 |
| 13. | Nelson | 207 |
| 14. | Elliot | 219 |
| 15. | Jourdan | 233 |
| 16. | Beurnonville | 253 |
| 17. | Luckner | 273 |
| 18. | Charlotte Corday | 283 |
| 19. | Angelika Franziska Roland | 293 |
| 20. | Barrere | 301 |
| 21. | Brissot | 311 |
| 22. | Rousseau | 317 |
| 23. | Goldoni | 361 |
| 24. | Mozart | 373 |
| 25. | Moses Mendelssohn | 393 |

XX (1+2) X.88

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meißner, Julius Gustav

Charakteristische Lebensgemälde unserer denkwürdigsten und berüchtigtesten Zeitgenossen

Bd.: [1]

Wien (1799)

Biogr.c. 438 e-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10071463-6
VD18 90126254